

JAHRBUCH
für Schlesische
Kirchengeschichte

69·1990

Thorbecke

JAHRBUCH FÜR SCHLESIISCHE KIRCHENGESCHICHTE

JAHRBUCH für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge:
Band 69/1990

Unter Mitarbeit von Johannes Grünwald,
Ulrich Hutter, Reinhard Hausmann, Ludwig Petry,
Christian-Erdmann Schott
herausgegeben von Dietrich Meyer



Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen
1991

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte. –
Sigmaringen: Thorbecke.
Erscheint jährl. – Früher im Verl. Unser Weg,
Lübeck. – Aufnahme nach N. F. Bd. 67. 1988 (1989)
ISSN 0075-2762
N. F. Bd. 67. 1988 (1989) –
Verl.-Wechsel

© 1991 by Jan Thorbecke Verlag GmbH & Co., Sigmaringen

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Dieses Buch ist aus säurefreiem Papier hergestellt und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständiger Papiere für die Buchherstellung.

Gesamtherstellung:

M. Liehnens Hofbuchdruckerei GmbH & Co. Verlagsanstalt, Sigmaringen
Printed in Germany · ISSN 0075-2762 · ISBN 3-7995-3869-0

Gh 6269-69

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Johannes Grünewald, Göttingen</i>	
Das älteste Bildnis Valentin Trozendorfs.	
In Erinnerung an seinen 500. Geburtstag	7
<i>Christian-Erdmann Schott, Mainz</i>	
Das Gesangbuch des Breslauer Kircheninspektors David Gottfried	
Gerhard	19
<i>Johannes Grünewald, Göttingen</i>	
Presbyterologische Miszelle zur Kirchengeschichte von Lobendau	
und Rothbrünnig	43
<i>Dietmar Neß, Wolfsburg</i>	
Heinz Helmuth Arnold. Das Schicksal eines judenchristlichen	
evangelischen Pfarrers im Dritten Reich	55
<i>Herbert Patzelt, Würzburg</i>	
Lebendiges Luthertum am Beispiel von Teschen	93
<i>Paul Gerhard Eberlein, Reichenbach, und Werner Laug, Burgstetten</i>	
Zum Gedenken an Pfarrer Lic. Hellmut Eberlein 1890 bis 1957	113
<i>Ulrich Hutter, Bonn</i>	
Theologie als Wissenschaft. Zu Leben und Werk Ernst Lohmeyers	
(1890–1946). Mit einem Quellenanhang	123
<i>Gerhard Lierse, Karlsbad-Mutschelbach</i>	
Die Elftausend-Jungfrauen-Kirche zu Breslau	171
<i>Wilfried Hilbrig, Lauterbach</i>	
Vom Kindergottesdienst der Elftausend-Jungfrauen-Kirche in	
Breslau	197
Buchbesprechungen	207
Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte	232
Verzeichnis der Mitglieder des Vereins	234
Verzeichnis der Mitarbeiter	240

Das älteste Bildnis Valentin Trozendorfs

In Erinnerung an seinen 500. Geburtstag

von JOHANNES GRÜNEWALD

Valentin Friedland, geboren am 14. Februar 1490 zu Troitschendorf bei Görlitz, 1523 Lehrer, 1525 Schulmeister in Goldberg, 1527–1529 Dozent in Liegnitz, 1529–1531 in Wittenberg, 1531–1554 Rektor der Schola Ducalis Aurimontana, gestorben am 26. April 1556 zu Liegnitz.

Seit dem Erscheinen der großen Monographie von Gustav Bauch¹ und einiger auf ihr aufbauenden kleineren Biographien und Aufsätze² dürfte zu dem Leben und Wirken des großen schlesischen Pädagogen kaum noch etwas Neues beizutragen möglich sein, so daß Bekanntes zu wiederholen unterbleiben kann. Dasselbe gilt, begrenzt und auf die in der Überschrift angegebene Beschränkung des Themas bezogen, auch für die literatur- und kunstgeschichtlich bedeutende Studie von Richard Förster über die Bildnisse Valentin Trozendorfs³, so daß dieser kleine Beitrag überflüssig erscheinen könnte. Doch weil dem »trefflichen Meister erfolgreicher Jugenderziehung«⁴ unser Jahrbuch zu seinem 400. Todestage ein kurzes

1 GUSTAV BAUCH, Valentin Trozendorf und die Goldberger Schule. *Monumenta Germaniae Paedagogica* Bd. LVII, Berlin 1921.

2 Arno LUBOS, Valentin Trozendorf. Ein Bild aus der schlesischen Kirchengeschichte. Ulm 1962; Friedrich GUHL, Seit wann besteht und wo stand Goldbergs alte Schule? In: *Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Schwabe-Priesemuth-Stiftung in Goldberg (Schlesien)*, Goldberg 1927, S. 3–14; Karl WEIDEL, Valentin Trozendorf. In: *Schlesische Lebensbilder* Bd. 4, Breslau 1931, S. 98–107; Hellmut EBERLEIN, Die Persönlichkeit Valentin Trozendorfs (1490–1556). In: *Schlesischer Weihnachts-Almanach*, hg. von Gerhard HULTSCH, Goslar 1953, S. 31–34; Friedrich ANDREAE, Valentin Trozendorf. In: *Schlesische Geschichtsblätter* 1934, Nr. 3, S. 76–80; Irene SCHNEIDER, »Lernet singen, ihr Söhne!« Valentin Friedland genannt Trozendorf. Ein Beitrag zur schlesischen Schulgeschichte. In: *Matthesianer-Verband, Mitteilungsblatt der Vereinigung der ehemaligen Lehrer und Schüler des St. Matthiasgymnasiums zu Breslau und des Freundeskreises der Matthesianer*, Folge 52, Oktober 1989, S. 25–34. Kurt SPETH, Trozendorf und die Goldberger Schulen, in: *Vierteljahrsschrift Schlesien*, X. Jg., Würzburg 1965, S. 175–180.

3 Richard FÖRSTER, Die Bildnisse Valentin Trozendorfs. In: *Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift*, Bd. VII, Breslau 1899, S. 502–514.

4 »Juventutis feliciter instituendae praeclaro artifici«, in der Inschrift auf dem Portrait in der Goldberger Pfarrkirche.

Gedenken gewidmet hat⁵, so soll auch sein 500. Geburtstag hier nicht übersehen und vergessen werden.

Die Erinnerung daran führt uns nun nicht an seinen Geburtsort, sondern an die Stätte seiner letzten Erdenruhe, in das *Stift zu S. Johannis* in Liegnitz, wo er *in der Capellen / gegen dem Predigstuel vber begraben* worden ist, wie Leonhard Krentzheim, der, seit 1553 Diakonus in Liegnitz, unter den 30 Priestern war, die in *vestibus albis* die Leiche begleiteten, in seiner *Chronologia* berichtet⁶. Friedrich Lucae, bis 1675 reformierter Hofprediger an St. Johannis, beschreibt zweimal die Lage dieser *schönen Capelle*, die später Trozendorfkapelle genannt worden war: sie schließt sich *Mittagwerts* – so verbessert er selbst die an anderer Stelle unzutreffende Angabe *Mitternachtwerts* – an den Chor und das Auditorium an, *zur rechten Hand des inneren Kirchthors / woren der Eingang von dem Markt genommen wird*, und dort *stehet sein in Stein ausgehauenes Bildnüss und Epitaphium*, und Lucae betont, daß diese sich sonderlich sehen lassen könnten neben den in der Kapelle befindlichen Epitaphien, Fahnen und Schilden fürnehmer Herren⁷. Daß Lucae zwischen dem steinernen Bildnis und dem Epitaph als zwei verschiedener Denkmäler unterscheidet, wird uns später noch beschäftigen.

Eine knappe ergänzende Schilderung des Monuments gibt ein Zeitgenosse an einer bisher übersehenen Stelle: Michael Prach berichtet in seiner 1597 erschienenen »Goltberga« über Trozendorfs Tod und Begräbnis und bemerkt dazu: »Sein Bildnis aus unversehrtem Stein, in der Gestalt, wie er zu Lebzeiten war, gemeißelt, ist bis jetzt noch zu sehen«⁸. Demnach war es ein Grabstein mit der Figur des Verstorbenen in Lebensgröße. Ein weiterer

5 Neue Folge Band 35 (1956), S. 7–22.

6 Leonhard KRENTZHEIM, *Chronologia, das ist/ Gründtliche/vnd fleissige Jahr Rechnung/sampt verzeichnung der fürnemsten Geschichten/Verenderungen vnd Zufell/ so sich beyde in Kirchen vnd Weltregimenten zugetra/gen haben...*, Görlitz 1577, S. 390a.

7 Friedrich LUAE, *Schlesiens curieuse Denckwürdigkeiten oder vollkommene Chronica von Ober- und Nieder-Schlesien*, Frankfurt am Main 1689, S. 550–551, 1201. Lucae hat noch die alte Johanniskirche vor Augen, während Wahrendorff (1724) sich in die Vergangenheit versetzen lassen muß, wenn er die Lage der einstigen Trozendorfkapelle beschreibt: *Um die Gegend, wo itzo der neuen Kirche Eingang ist.* Vgl. Anm. 10.

8 Michael PRACH, *Goltberga, id est oratio, descriptionem, situm ac statum rei publicae, tum politicae tum ecclesiasticae: Illustris etiam Gymnasii initia, incrementa et Rectores, a primo usque ad illum, qui jam rerum potitur, complectens*, Jena 1597, F 3. Effigies illius lapide integro, eaque qua vivus fuerat statura, exculpta adhuc ostenditur. Michael Prach aus Jauer, war Schüler in Goldberg, 1595 Student in Leipzig, 1597 Rektor in Parchwitz, seit 1602 Pastor in Tentschel bei Liegnitz, wo ihn 1634 die Kroaten ermordeten (EHRHARDT, *Presbyterologie* IV,2, 1790, S. 719).

Zeitzeuge, der die Angaben Prachs bestätigt, ist der Görlitzer Historiker Christophorus Manlius, der in seinen handschriftlichen Commentarii rerum Lusaticarum (1568–1575) die Inschrift offenbar verkürzt überliefert: *Clariss. Vir Valent. Fridl. Trocedorff, obiit VI. Cal. Maj. A. MDLVI.*⁹. Denn Wahrendorff¹⁰ bietet einen längeren Text, der vermutlich als Schriftband um den Rand des Denkmals lief, wie es der im 16. und 17. Jahrhundert bei Figurengrabsteinen üblichen Anordnung entspricht: *Clarissimus Vir Valentinus Friedland à Trozendorff. Gorl., Scholae Goldbergensis per XXX Annos fidelis Rector, Lignitii pie decessit Dominica Jubilate, quae erat XXVI. Apr. A. MDLVI.*

Wichtig und hilfreich sind folgende erläuternde Zusätze, die Manlius noch gibt¹¹: *Asculpta sunt Hebraea, quae circa effigiem ejus cernis, & Graecum hemistichion τοῖς παισὶ χρῆσιμα ἔπει (pueris utilia dixit), desumptum ex Epigrammate Epitaphio antiquissimo Poetae comici Epicharmi.* Die drei hebräischen Worte **הַשְׁבִּיל וְהַצְדִּיק הַרְבִּים** sind sinnentsprechend Daniel 12,3 entlehnt (die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich); der volle Wortlaut steht über dem Kenotaph Trozendorfs von 1566 in der Goldberger Pfarrkirche¹². Der griechische Halbvers ist dem Epigramm Theokrits (um 300 v. Chr.) entnommen, das dieser dem Dichter Epicharmos widmete, als ihm die Syrakuser für das Verdienst, das er sich um die moralische Erziehung der Jugend erworben hatte, eine ehrne Bildsäule errichten ließen¹³. Trozendorf hatte selbst den so verkürzten Vers des theokritischen Epigramms geprägt¹⁴, und seine dankbaren Schüler

⁹ Herausgegeben von Christian Gottfried HOFFMANN, Scriptores rerum Lusaticarum antiqui et recentiores. Leipzig und Bautzen 1719, Bd. 1, 2. Teil, S. 35.

¹⁰ Johann Peter WAHRENDORFF, Lignitzsche Merckwürdigkeiten, Budissin 1724, S. 167. Wahrendorff gibt für diese Textfassung keine Quelle an. Aus GRUNAEUS, Inscriptiones, stammt sie nicht.

¹¹ Commentariorum rer. Lusat. libb. VII, de viris illustribus 1570 (wie Anm. 9), S. 440. Christoph Manlius, * 26. 2. 1546 in Görlitz, 21. 10. 1562 als Chr. Mennichin in Wittenberg immatrikuliert, † 12. 10. 1575 auf einer Reise nach Prag in Böhmen. R. JECHT, Quellen zur Geschichte der Stadt Görlitz bis 1600. Görlitz 1909, S. 180. – Gottlieb Friedrich OTTO, Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller, Bd. 2, Görlitz 1802, S. 533.

¹² FÖRSTER (wie Anm. 3), S. 506; Jahrbuch 35 (1956), S. 21.

¹³ Joh. Augustus JACOBS, Theocriti Bionis et Moschi, Halle 1824, S. 314–315, Nr. 17. Ernst Christoph Bindemann, Theokrits Jdyllen und Epigramme, Berlin 1793, S. 347: »Den Knaben sagt er Nützliches. Der ganze Vers lautet wörtlich übersetzt: »Durch manchen weisen Spruch belehrt' er ihre Jugend; das danken sie ihm hoch.«

¹⁴ BAUCH (wie Anm. 1), S. 123–124, 147; FÖRSTER (wie Anm. 3), S. 504, in einer Empfehlung des Katechismus für den Unterricht durch Trozendorf vom 18. März 1552.

setzten »höchst treffend« auf ihn bezogen den Ausspruch des antiken Poeten über oder unter sein Bild¹⁵.

Gerade diese genaue Beschreibung und die Anordnung der hebräischen und griechischen Inschriften auf dem Grabstein durch Manlius beweisen nun zweifellos, daß das hier beigefügte Bildnis Trozendorfs nur die auf den Oberkörper beschränkte Holzschnittwiedergabe der steinernen Ganzfigur auf dem Liegnitzer Grabmal sein kann.

Bekanntlich ist zu Trozendorfs Lebzeiten und von ihm selbst nichts veröffentlicht worden, erst seine Schüler haben aus ihren überarbeiteten Nachschriften des Meisters Werke zusammengestellt und, von adligen Gönnern unterstützt, zum Druck gebracht. Durch besonderen Fleiß und Eifer zeichnete sich dabei Trozendorfs treuester Schüler Laurentius Ludovicus aus, der die *illustra Aurimontana* bis 1553 besucht hatte¹⁶. Er gab 1570 in zweiter Auflage heraus: »Methodi Doctrinae Catecheticae, Scholae Goldbergensi propositae. A Valentino Trocedorfio. Eiusdem Rosarium. Edita primum opera Laurentii Ludovici Leobergensis. Deinde emenda, & aucta ex alijs meditationibus autoris, per V. Cl. M. Martinum Taburnum. Gorlicii Excudebat Ambrosius Fridericus. Anno M.D.LXX«¹⁷. Auf der

15 So stand am Rahmen des Trozendorfgemäldes in der Goldberger Kirche der Vers: *Utilia hic pueris dixit foenore tanto / pro quo debetur gratia magna viro* (Nützliches sagte dieser mit vielem Gewinn den Knaben / dafür gebührt dem Manne große Dankbarkeit). Diese Inschrift wurde 1828 mit dem alten Rahmen beseitigt (vgl. den Beitrag eines Anonymus, »Zerstörte Denkmäler der Stadtpfarrkirche zu Goldberg«. In: Leopold von LEDEBUR, Allgemeines Archiv für die Geschichtskunde des Preußischen Staates, Bd. 1, Berlin, Posen, Bromberg 1830, S. 165). Der Chronist M. Caspar Wenzel hatte dazu in erweiterter Umschreibung folgende Verse gereimt:

Dieser eben dieser ist Goldbergs Epicharm und Ehre,
so mit über großem Nutz lange Jahre seine Lehre
eingeflößt der zarten Jugend, wofür ihm, dem theuren Man
Dank, der seinen Thaten gleichet, nicht kan werden angethan

(Goldberga, hoc est res Goldbergenses, Ms. von 1658. Kompiliertes Ablichtungsexemplar der Abschriften in der Staatsbibliothek Berlin und der Universitätsbibliothek Breslau, S. 216).

16 Über M. Laurentius Ludovicus (aus Siebeneichen bei Löwenberg, 1536–1594, 1565 Lehrer, seit 1584 Rektor in Görlitz), zuletzt ausführlich Elke AXMACHER, *Praxis Evangeliorum. Theologie und Frömmigkeit bei Martin Moller (1547–1606)*, Göttingen 1989, S. 52–64.

17 Die erste Ausgabe dieser Katechismuslehre war 1565 in Wittenberg herausgekommen. Der die zweite Ausgabe vermehrt und verbessert hat, war der Nachfolger Trozendorfs im Rektorat, M. Martin Taburnus, der Ende 1556 die Schule wieder von Liegnitz nach Goldberg zurückgeführt hatte. Bereits 1558 hatte der Propst Matthias Volland in Schlieben Trozendorfs *Catechesis Scholae Golbergensis* mit einer Vorrede Melanchthons in Wittenberg herausgegeben. Der Titelholzschnitt zeigt einen Kirchenraum, den Prediger auf der Kanzel und darunter sitzende Zuhörer. Melanchthon widmete die Schrift Cal. Octobris 1558 dem Herzog Heinrich von Liegnitz, Bryga & Golberg

Rückseite des Titelblattes befindet sich unser Bild¹⁸ mit der ausdrücklichen Versicherung in der Überschrift, daß es das ENTAPHIUM (eigentlich »Sterbekleid«, auch »zum Begräbnis gehörig«) für Valentin Trozendorf wiedergibt im Gotteshaus des heiligen Johannes zu Liegnitz. Das den Grabstein umziehende Schriftband hat der Meister des Holzschnitts wegge lassen und erzielt durch die so dem Portrait als Rahmen dienenden hebräischen Bibelworte und das griechische Dichterzitat eine eindrucksvolle Wirkung. Der Grabstein wird bald nach Trozendorfs Tode angefertigt worden sein, von einem zu seinen Lebzeiten entstandenen Bilde gibt es keine Nachricht. So darf mit Recht angenommen werden, daß wir in der

(Universitätsbibliothek Breslau Signatur 328285). Auf dem Holzschnitt des Titelblatts der Precationes reverendi Viri Valentini Trocedorfii, Vitebergae MDLXIII, sieht man den auf den Wolken thronenden Christus mit Schwert und Lilienzweig, die Engel blasen die Posaunen zum Gericht, darunter die Verdammten und Seligen. In der langen Epistola dedicatoria an Baron Johann von Kittlitz in Carniolis Silesiorum (Drentkau und Krain) geht Laurentius Ludovicus ausführlich auf die Geschichte Goldbergs ein, erwähnt die Fürsorge der hl. Hedwig und ihre (angebliche) Klostergründung, den Goldbergbau und nach dessen Erlöschen die frühzeitige Verkündigung des Evangeliums durch die Lehre Luthers. Marcus Rullus, der spätere Liegnitzer Liebfrauenpfarrer, besorgte 1568 die 2. Ausgabe von Trozendorfs Spruchbuch: Rosarium scholae Trocedorfii contextum ex rosis decerpis ex paradiso Domini, adiunctae sunt praecipuarum sententiarum enarrationes ex ore Trocedorfii exceptae, & passim collectae studio Marci Rvlli Lygnicensis. Ein Krantz von Rosen/ genomen/aus dem Paradis des Herrn. Darunter der Crucifixus. Der Rosenkranz besteht aus 50 »Rosen«, hebräischen, griechischen und lateinischen Bibelsprüchen, meist auch in deutscher Übersetzung, und der »güldenen Schnur vmb den Rosenkranz«; eine »Zugabe des Rosenkrantzes« ist das »Corollarium« (Kränzlein) von nochmals 27 Rosen. Adita est oratio de Vita Trocedorfii, recitata in Academia Wittebergensi. Wittebergae Anno M.DLXVIII. Diese angefügte, zu Trozendorfs Lebenslauf wichtige Quelle hat den Titel: Oratio de VALENTINO FRIDLANDO TROCEDORFIO, instauratore & Rectore Scholae Golpergensis, Recitata Vuitebergae a Decano Collegii Philosophici, Magistro Baldasaro Rhauo Naumburgensi Silesio, cum decernetur gradus Magistri Philosophici Triginta octo honestis & doctis viris 18. Calend. Septemb. Anno 1564. Rhau zitiert am Schluß die Sentenz des Epicharm, den Grabstein und seine Inschrift erwähnt er nicht. – Vor 1570 ist der Holzschnitt des Trozendorfportraits in keiner seiner gedruckten Schriften festzustellen. Die Ausgabe der Methodi doctrinæ (Görlitz 1588) zeigt ihn ebenfalls und noch einmal die Rückseite des Titelblattes zum Compendium praeceptionum grammaticarum Philippi Melanchthonis: In vsum scholae Gorlicensis. Gnorismata regularum in syntaxi et formae applicandi exempla, omnia tradita & feliciter vsurpata a Valentino Trocedorfio. In schola Goldbergensi. Edita opera Laurentij Ludovici Leoberg. Görlitz 1603. In dieser Ausgabe von 1603 ist, so weit der Nachweis möglich war, das Holzschnittporträt zum letztenmal wiedergegeben.

18 Des Exemplars unter der Signatur 304 627 der Univ.-Bibl. Breslau. Für die freundliche Übersendung der Mikrofilmreproduktion sei Herrn Direktor Dr. Kubów in Breslau aufrichtig gedankt, ebenso der Leiterin der Oberlausitzischen Bibliothek der Wissenschaften in Görlitz, Frau Annerose Klammt, für Mikrofilm und Vergrößerungen des Bildes aus zwei Ausgaben der Methodi.

METHODI
DOCTRINÆ
 CATECHETICÆ,
 SCHOLÆ GOLDBER-
 GENSI PROPOSITÆ.

A
VALENTINO TRO.
 CEDORFIO.

Eiusdem Rosarium.

Edita primum opera **LAVRENTII**
LUDVICI Leobergensis.

Deinde emendata, & ampliata ex alijs meditationi-
 bus autoris, per **V. CL. M. MARTI-**
NVM TABVRNVM.



GORLICII
 Excudebat Ambrosius Fridericus.

ANNO
 M. D. LXX.

Abb. 1

ENTAPHIVM
Lygnicj in æde sacra D,
Iohannis,

רְחַארִית



τοῖς παντὶς ἀγήσιμα ἔπει.

PIE DECESSIT VI. CAL.
MAI. M. D. LVI. ÆTATIS
SVA LXVII.

Ex
Bibliotheca
Reg. Univers.
Vratisl.

304622

Abb. 2

kleinen Buchillustration von 1570 das älteste Bildnis Trozendorfs vor uns haben¹⁹.

Gustav Bauch hat über die Bildwiedergabe ein abwertendes Urteil gefällt, er nennt es »eine sehr wenig gelungene Nachbildung des Bildes Trozendorfs von seinem Liegnitzer Denkmal«²⁰, von dem wir doch hinsichtlich seiner Qualität gar nichts sagen können. Der Holzschnitt ließ vermutlich keine bessere Herausarbeitung der Gesichtszüge zu, wie sie der Maltechnik etwa des Goldberger Ölgemäldes von 1592 möglich war²¹. So wird man, auch bei zugestandener Unvollkommenheit der Wiedergabe, doch der positiven Beurteilung Försters²² zustimmen, wenn er die dem unbekannten Künstler des Grabsteins gelungene »überaus individuelle Auffassung des Kopfes, der einen ernsten, unbeugsam strengen Eindruck macht«, hervorhebt und die Vermutung ausspricht, daß der Steinmetz Trozendorf persönlich gekannt hat.

Es fällt auf, daß der wohl früheste Sammler schlesischer Grabinschriften, der Liegnitzer Pastor und Superintendent M. Simon Grunaeus (1564–1628), weder in seinem kleinen Druckwerk²³ noch in den drei großen Manuskriptbänden²⁴ den Figurengrabstein erwähnt, obgleich er ihn in der alten Johanniskirche noch vor Augen hatte. Sein Schweigen erklärt sich aus der Beschränkung auf eine Auswahl der in seine Sammlungen aufgenommenen Inschriften, wie auch an anderen Orten festzustellen ist²⁵. Dafür überliefert

19 Auch EHRHARDT, Presbyterologie IV (1789), S. 462, spricht von dem ältesten *Epitaphio* mit der über dem Bilde zu lesenden hebräischen Inschrift.

20 BAUCH (wie Anm. 1), S. 153. Er mag mit seiner Kritik insofern recht haben, als spätere Abdrucke, vielleicht infolge der Abnutzung des Druckstocks, sehr unvollkommen ausgefallen sind. So sind in dem Göttinger Exemplar des Druckes von 1603 die Gesichtszüge Trozendorfs wenig ausgeprägt und kaum erkennbar.

21 Dieses ist vielfach gut reproduziert zum Beispiel in den »Schlesischen Lebensbildern« 4/1931 neben S. 104 und in den »Schlesischen Geschichtsblättern« 1936, Nr. 3, neben S. 76.

22 FÖRSTER (wie Anm. 3), S. 504.

23 Monumentorum Silesiae pericula exposita a Sim. Grunaeo, typis Nic. Sartorii (Liegnitz) A. C. MDCII. Dort ist irrtümlich als Todestag der 25. April angegeben, die Wiedergabe der Inschrift im Manuskript (vgl. folgende Note) hat richtig den 26.

24 Monumenta et Inscriptiones. Drei Bände, in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Breslau Signatur 1950/781 T 3. Dort befinden sich auch drei Bände Briefe von Grunaeus von 1596, 1597–1599, 1603–1607, Signatur R 396, 398. Nach EHRHARDT, IV, S. 14 und 223, hatte er auch ein Manuskript hinterlassen »Monumenta et Inscriptiones sepulchrales personarum praecipuarum in templis tribus Lignicensibus«, das Ehrhardt benutzt hat, aber seitdem verschollen ist.

25 Die Notiz bei Caspar Wenzel in »Goldberga« (Ms. von 1658, S. 215) An. 1584 Nov.

28. Joachimus Baudissius. *D. et Physicus Lignic. ossa sanctissimi Viri Domini Valentini Trocedorffii effodit*, dahin zu verstehen, daß dabei Grab und Grabstein entfernt wurden, dürfte nicht ganz abwegig sein, da der Doktor seine verstorbene Tochter in dem Grabe beisetzen ließ (Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins Liegnitz 15. Bd., Liegnitz 1936, S. 167).

Grunaeus die Inschrift, die sich über und unter dem Bilde Trozendorfs befand²⁶, und dabei handelt es sich um ein zweites Denkmal, das (nach Wahrendorff S. 154) an dem Pfeiler der Trozendorfkapelle angebracht war: es ist das oben von Lucae angeführte Epitaphium, das zu Grunaeus' Zeit noch ganz neu war. Der einstige Schüler Trozendorfs, Abraham von Bock auf Klipphausen und Saalhausen, geheimer Rat der drei sächsischen Kurfürsten August, Christian I. und Christian II.²⁷, ehrte seinen Lehrer durch ein steinernes²⁸ Epitaph mit dem sprechend ähnlich gemalten Bildnis Trozendorfs²⁹. Die Inschrift lautet nach Grunaeus (Supra effigii, Trocedorius de se ipso loquitur):

*Artes tradebam totius tempore vitae,
Et quae sunt mundi praemia pauper eram.*

(*Sub effigie*):

VALENTINVS FRIDLANDVS TROCEDORFIVS, VERAE PIETATIS, RELIGIONIS, VITAE SANCTIMONIAE, CANDORIS, INTEGRITATIS, MODESTIAE, TEMPERANTIAE, DENIQVE OMNIVM VIRTVTVM INSIGNE EXEMPLVM, IVVENTVTIS FELICITER INSTITVENDAE PRAECLARVS ARTIFEX, DE ECCLESIA DEI ET REP. CVI MVLTOS EXCELLENTES VIROS FORMAVIT, DEQV. TOTA POSTERITATE OPTIME MERITVS, NATVS EST 1490. MORTVVS 25. APRIL. ANNO 1556. AETATIS AN. 67.

ABRAHAM A BOCK IN KLIPHAVSEN ET SALHAVSEN TRIVM DVCVM ELECTORVM SAX. A CONSILIIS INTIMIS, ILLIVS MEMORIAM HAC TABVLA GRATITVDINIS ERGO COHONESTAT. BONI CONSVLANT VOLVNTATEM POSTERI, EANDEMQUE VT A POSTERIS EXPERIANTVR BENE MEREANTVR ET IPSI. LAVS DEO³⁰.

26 Monumentorum Silesiae (wie Anm. 23), S. 25.

27 Abraham von Bock, *1531 in Goldberg oder Hermsdorf, Vater Albrecht auf Hermsdorf, Hauptmann zu Goldberg, †1546, Bruder des herzoglichen Kanzlers Wolfgang von Bock, †1550, hatte sich in Meißen niedergelassen und war auch Oberhofrichter in Leipzig, seit 1591 kurfürstlicher Geheimrat, †16. 10. 1603 (Joh. SINAPIUS, Curiositäten des Schlesischen Adels I, Leipzig 1720, S. 272–273).

28 *Sein steinernes Epitaph und sein gegenüber aufgerichtetes Bild*: so Johann Christian KUNDMANN, Academiae et Scholae Germanicae praecipue Ducatus Silesiae, cum Bibliothecis, in Nummis, Oder Die Hohen und Niedern Schulen Teutschlandes, insonderheit des Hertzogthums Schlesiens, mit ihren Bücher-Vorräthen, in Müntzen, Breslau 1741, S. 437.

29 Nicolaus HENEL/Michael Joseph FIBIGER, Silesiographia renovata, Breslau und Leipzig 1704, cap. VII, § 43, S. 142:

Viva Trocedorffii imago depicta.

30 *Immer hab ich gelehrt im ganzen Leben die Künste,
Und die Belohnung der Welt war, daß ein Armer ich blieb.*

Dieser Text stimmt fast wörtlich mit dem der Inschrift unter dem Bilde Trozendorfs in der Goldberger Stadtpfarrkirche überein, sogar in der unzutreffenden Angabe des Todesstages, 25. (statt richtig 26.) April. Den dort aufgeführten Tugenden, die Trozendorf kennzeichneten, werden hier (nach *candoris* und vor *denique omnium*) noch drei weitere *integritas*, *modestia* und *temperantia* (Reinheit, Bescheidenheit und Mäßigung), hinzugefügt. Leider hatte der Künstler des Liegnitzer Gemäldes unterlassen, es zu signieren und die Jahreszahl anzugeben, so daß die genaue Entstehungszeit von Epitaph und Bildnis unbekannt ist. Förster weist scharfsinnig und überzeugend nach³¹, daß das Elogium Bocks nicht vor 1592 verfaßt worden sein kann, weil seine Abhängigkeit von dem Goldberger Bilde eher anzunehmen ist als umgekehrt³².

Von dem Epitaph gibt es keine Beschreibung. Wahrscheinlich befand sich dort das lange Gedicht von 15 Distichen zu Trozendorfs und Goldbergs Ruhm, wie auch Wahrendorff und Löschke meinen³³.

Valentin Friedland Trozendorf, (dem Manne von) echter Frömmigkeit, Gottesfurcht, einem Leben reinen Wandels, der Redlichkeit, der Keuschheit, der Bescheidenheit, der Mäßigung, kurzum ein Musterbeispiel aller Tugenden, dem berühmten Meister erfolgreicher Jugenderziehung, der sich um die Kirche Gottes und das Gemeinwesen, welchem er viele ausgezeichnete Männer ausgebildet, kurz um die ganze Nachwelt höchst verdient gemacht hat. Er ist 1490 geboren, gestorben am 26. April 1556, 67 Jahre alt. Abraham von Bock in Klipphausen und Saalhausen, dreier sächsischer Kurfürsten geheimer Rat, hat das Gedächtnis an ihn aus Dankbarkeit also durch dieses Gemälde geehrt. Die Nachfahren sollen den Willen des Guten zu Rate ziehen, und damit sie denselben (Willen) von ihren eigenen Nachkommen erfahren, sollen sie sich auch ihrerseits verdient machen. Gott sei Lob.

31 FÖRSTER (wie Anm. 3), S. 519.

32 »Es wäre doch ein starkes Stück, wenn der Rat der Stadt Goldberg (als Stifter des Gemäldes) das Elogium des ehemaligen Schülers sozusagen pure abgeschrieben hätte. Das Umgekehrte ist weniger bedenklich.« Ebd. Am Goldberger Bilde ist der Name des Künstlers angegeben: *ADAMVS WINCKLER P(inxit)*. Vielleicht stammt von ihm auch das von Bock gestiftete Liegnitzer Bild.

33 Im Wortlaut mitgeteilt von WAHRENDORFF (wie Anm. 10), S. 167–169; Gustav PINZGER, Valentin Friedland Trotzendorf, Hirschberg 1825, S. 57–59 (dort ist neben dem Titelblatt ein nach dem Goldberger Bilde gefertigter Holzschnitt mit der Faksimile-Unterschrift: *Valent. Throzendorff mgr. scholē Golperge. Anno Christi MDLIII Martij die XXV*) und P. QUELLMALZ, Valentin Friedland Trotzendorf. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums zu Reichenbach i.V. Ostern 1912, Leipzig 1912, S. 34–35. – WAHRENDORFF (wie Anm. 10), S. 167. Karl Julius LÖSCHKE, Valentin Trotzendorf nach seinem Leben und Wirken. Zur Erinnerung an seinen Todesstag, den 26. April 1556. Breslau 1856, S. 81. – Nur zwei kleine Proben:

*Corpore parvus erat, sed acumine magnus et arte
Trozenio nomen villa paterna dedit.
Audisset famulos famulasque latine sonare
Goldbergam in Latio crederes esse sitam*

Die Liegnitzer Erinnerungen an Trozendorf, Grabstein, Epitaph und Bildnis sind nicht erhalten geblieben. Sie hatten ein trauriges Schicksal. Die Johanniskirche war bis 1675, dem Todesjahr des letzten Piasten Georg Wilhelm, fürstliche Hofkirche und Begräbnisstätte der herzoglichen Familie gewesen. Die Herzoginwitwe Luise hatte 1677 bis 1678 ein prächtiges Mausoleum im Chor der gotischen Kirche erbauen lassen³⁴. Bis 1698 konnte in ihr noch lutherischer Gottesdienst gehalten werden, dann wurden die beiden Pastoren entfernt und die Kirche von der kaiserlichen Regierung den Jesuiten übergeben. Die Kirche muß sehr baufällig gewesen sein, denn im Februar 1714 stürzte während des Gottesdienstes ein Teil des Gewölbes ein, worauf die Kirche, weil die Leute aus Furcht nicht mehr hineingehen wollten, bis auf die Piastengruft abgetragen wurde³⁵. Dabei sind die Grabdenkmäler aus evangelischer Zeit zerstört worden, darunter auch die für Trozendorf³⁶, vielleicht nur das steinerne Relief, der Figurengrabstein. Der Chronist Kraffert³⁷ bemerkt nämlich einschränkend und die Jesuiten entlastend, diese hätten *das Trotzendorff'sche Epitaph und Bildniß* dem Rektor des Brieger Gymnasiums, M. Gottfried Thilo, geschenkt³⁸. Daß dies wenigstens für das Bild zutreffen kann, könnte die Tatsache bestätigen, daß unter den zahlreichen Portraits von vornehmen und gelehrten Männern in

(Klein am Körper war er, doch groß an Scharfsinn und Können,
das väterliche Trozendorf ihm den Namen gab.

Du hörtest Knechte und Mägde lateinisch sprechen,

Goldberg, so meintest du, wäre in Latium erbaut).

34 Hermann HOFFMANN, Die kath. Pfarrkirche in Liegnitz und die Piastengruft. Eine Führung, Liegnitz 1931, S. 2. Hans LUTSCH, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, 3. Band (Breslau 1891), S. 225 und 227. – Günther GRUNDMANN, Stätten der Erinnerung. Denkmäler erzählen schlesische Geschichte (München 1975), S. 101–103 mit 2 Abbildungen der Piastengruft. – Konstanty KALINOWSKI, Rzeźba Barokowa na Śląsku (Barockskulptur in Schlesien), Warschau 1986, S. 56–60.

35 Adalbert Hermann KRAFFERT, Chronik von Liegnitz, 3. Teil, Liegnitz 1872, S. 69, 123 mit Verweis auf Teil 2, 1, S. 171–184.

36 BAUCH (wie Anm. 1), S. 118.

37 KRAFFERT, 3. Teil (1675–1815), Liegnitz 1872, S. 124 Anm. 1. Er bezieht sich dabei auf das Ms. Fürstenstein 203. Dieses ist nach freundlicher Mitteilung des Staatsarchivs Breslau vom 23. 4. 1990 nicht unter den dorthin gelangten Beständen der einstigen Fürstensteiner Majoratsbibliothek.

38 Gottfried Thilo, * 1646 in Goldberg, Schüler dort und in Brieg, 1664 Student in Wittenberg, erst Theologie, dann Jus, 16. 10. 1665 Magister. 1668 Rektor in Goldberg, 1678 in Brieg. † 21. 1. 1724. Verheiratet 1. 26. 11. 1669 Eva Steinberg, einzige Tochter des Bürgermeisters Christoph St. in Goldberg, † 15. 2. 1674, 23 Jahre alt. 2. Theodora Müller aus Brieg. – K. F. SCHÖNWÄLDER u. J. J. GUTTMANN, Geschichte des Königl. Gymnasiums zu Brieg. Breslau 1869, S. 207–246.

Lebensgröße, die sich im Auditorium des Gymnasiums noch im vorigen Jahrhundert befanden, auch ein Bild Trozendorfs war³⁹.

In Goldberg hatten ihm seine Schüler 1566 ein großes steinernes Kenotaph im Chorraum der Pfarrkirche errichtet, das Trozendorf kniend in betender Haltung vor dem Weltrichter Christus zeigt⁴⁰. Es ist das einzige von den ihm gewidmeten Bildwerken, das bis heute – sogar in der alten Bemalung – erhalten blieb. Das Schicksal des Ölbildes, das dem Kenotaph gegenüber hing, ist seit 1947 unbekannt. Das Görlitzer Bild, 1590 im Jahr des Gedenkens an Trozendorfs 100. Geburtstag von Laurentius Ludovicus für die Peterskirche gestiftet, wurde 1691 bei dem Brand der Kirche ein Raub der Flammen⁴¹. Das jüngste der alten Portraits, 1608 in die Kirche von Troitschendorf geschenkt, ist nicht mehr an Ort und Stelle⁴². Von den drei in neuerer Zeit errichteten Denkmälern zu Trozendorfs Ehren – 1890 in seinem Heimatort Troitschendorf, 1908 in Goldberg (Trotzendorfplatz)⁴³ und 1917 in Breslau an der Ostseite der St.-Maria-Magdalenenkirche (auf dem Relief der Disputation von 1524 neben Johann Heß und Ambrosius Moibanus)⁴⁴ – ist nur das letztere noch vorhanden.

Angesichts so vieler schmerzlicher Verluste freuen wir uns in Erinnerung an Trozendorfs 500. Geburtstag über die kleine Holzschnittwiedergabe seines ältesten Bildnisses.

39 Ebd., S. 21.

40 Abbildung bei FÖRSTER (wie Anm. 3), S. 504. – Bożena STEINBORN, Złotoryja-Chojnów-Świerzawa (Goldberg-Haynau-Schönau), Breslau 1959, S. 26.

41 FÖRSTER (wie Anm. 3), S. 511–12. – Karl WALLIS, Görlitzer Inschriften, Görlitz 1912, S. 105–106.

42 Abbildung bei FÖRSTER (wie Anm. 3), S. 512, zuletzt bestens wiedergegeben im Trozendorf-Beitrag von M. Irene SCHNEIDER (wie Anm. 4), S. 33. Körperhaltung und Gesichtsausdruck ähneln sehr dem in der Holzschnittwiedergabe des Liegnitzer Figurengrabsteins.

43 Abbildung in: Der Heimat Bild. Heimatbuch des Kreises Goldberg-Haynau, hg. von Siegfried Knörrlich (Liegnitz 1928), S. 185.

44 Das Heß-Denkmal in Breslau. Rede gehalten von Geheimrat Prof. Dr. Förster bei der Enthüllung des Denkmals an der Breslauer Magdalenenkirche am 21. Oktober 1917 nebst einem Bericht über den Verlauf und Abschluß der Denkmalsangelegenheit (Breslau 1918) mit der Abbildung des Denkmals. – Ein wohlgelungenes Brustbild Trozendorfs hat 1989 der polnische Künstler W. Centkiewicz in Goldberg für die Aula des jetzigen Lyzeums, der einstigen Schwabe-Priesemuth-Stiftung, in Öl gemalt, als Vorlage diente offenbar die Federzeichnung von 1823 (bei L. Sturm, Geschichte der Stadt Goldberg, 1888, S. 759). Es trägt die Unterschrift: Valent. Throtzendorff mgr schole Goldpergen. Anno Christi MDL m. Marty die XXV. So hält dieses jüngste Trozendorfbild im heutigen Złotoryja das Andenken an den großen Schulmeister am gleichen Ort lebendig, wo sich die beim Brand des Schulgebäudes im Februar 1945 vernichtete Photographie des Portraits in der Pfarrkirche befand.

Das Gesangbuch des Breslauer Kircheninspektors David Gottfried Gerhard

von CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT

Die Gesangbuch-Reform der Aufklärung ist die umstrittenste Epoche in der Gesangbuchgeschichte. Das war allerdings nicht von Anfang an so. Im Gegenteil, es gibt zahlreiche Zeugnisse von Zeitgenossen, die diese Reform begrüßten. Heftig umstritten war sie erst später, etwa ab 1830, als mit der Erweckungsbewegung ein neuer Geist aufkam. Dessen Reaktionen waren auf die Länge der Zeit so durchschlagend, daß die Gesangbuchreformen der Aufklärung bis heute in einem weitgehend negativen Licht stehen. Sie sind auch keineswegs unproblematisch. Sie sind aber auf der anderen Seite eine Art Lehrstück, aus dem die evangelische Kirche lernen konnte, wie man Gesangbuch-Verbesserungen nicht machen sollte. Ohne die Fehler, die in der Aufklärung gemacht worden sind und ohne die intensive Auseinandersetzung mit diesen Fehlern im 19. Jahrhundert, wären wir in diesen Fragen wahrscheinlich noch genau so naiv, wie es die Gesangbuch-Reformer der Aufklärung waren. Ihre Naivität bestand gerade darin, daß sie radikal kritisch gegen andere, frühere Epochen der Gesangbuchgeschichte waren und sie rücksichtslos entweder eliminierten oder sich anpaßten, daß sie aber zugleich gegen sich selbst, gegen ihre Zeit, ihre Theologie, ihren Geschmack vollkommen unkritisch waren und gar nicht auf die Idee gekommen sind, sich selbst geschichtlich zu sehen¹. Diese Naivität ist uns seitdem vergangen, und daß das so ist, ist vielleicht das größte Verdienst der Aufklärung in diesem Punkt.

Der Name, der für die Gesangbuch-Reform der Aufklärung in Schlesien steht, ist der des hochangesehenen Inspektors der Breslauer Kirchen und Schulen, Königlichen Oberkonsistorialrates, Superintendenten des Breslauer Kreises, Pastors an St. Elisabeth, Professors der Theologie am Elisabeth-Gymnasium und ersten Inspektors des Königlichen Land-Schul-Lehrer-Seminars, D. David Gottfried Gerhard (1743–1808)² – Kircheninspek-

1 Paul STURM, Das evangelische Gesangbuch der Aufklärung. Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, Barmen 1923.

2 David Gottfried Gerhard der heil. Schrift Doctors ... Leben von ihm selbst beschrieben und mit einigen seiner noch ungedruckten Aufsätze, besonders seinen letzten Reden

von 1778–1808³. Er ist der Herausgeber des im Sinne der Aufklärung umgestalteten und verbesserten schlesischen Gesangbuches: »Neues Evangelisches Gesangbuch für die Königl. Preuß. Schlesischen Lande zur öffentlichen und häuslichen Gottesverehrung. Nebst einem Anhange von Gebeten und einer Vorrede ... Mit allergnädigster Königl. Freiheit. Breslau im Verlag bey Wilhelm Gottlieb Korn 1800«.

»Neu« meint dabei den Gegensatz zu dem von dem Breslauer Kircheninspektor D. Johann Friedrich Burg (1689–1766)⁴ – Kircheninspektor von 1735–1765⁵ – herausgegebenen ersten schlesischen Einheitsgesangbuch: »Allgemeines und vollständiges Evangelisches Gesang-Buch für die Königl. Preuß. Schlesischen Lande, also eingerichtet, daß es in allen evangel. Gemeinden zu gebrauchen ist, indem man darinnen die erbaulichsten Lieder aus allen in Schlesien zeithero üblichen Gesangbüchern zu allgemeiner Erbauung zusammengetragen hat. Nebst angefügtem Gebet-Buch ... Cum privilegio Regio privativo⁶. Auch dieses Gesangbuch ist schon bei Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau, dem schlesischen Gesangbuchverlag bis zur Vertreibung, erschienen. 1. Auflage 1742, 2. Auflage 1744. Die 3. Auflage ist um ein Vorwort vermehrt, in dem Burg die Redaktionsgeschichte dieses Gesangbuches darlegt. Dieses Vorwort trägt das Datum vom 16. Oktober 1745. Bis 1799 sind vom Burgschen Gesangbuch 140000 Exemplare verkauft worden⁷.

Über die Entstehungsgeschichte und die Intentionen des »Neuen Evangelischen Gesangbuches« braucht hier nicht allzu viel gesagt zu werden, weil David Gottfried Gerhard das in einer ausführlichen Vorrede bereits selbst besorgt hat. Diese Vorrede ist so charakteristisch und damit auch als Geschichtsquelle wertvoll, daß sie hier im Anschluß an diese Ausführungen auszugsweise abgedruckt werden soll.

nach seinem Tode herausgegeben, Breslau 1812. – SCHIMMELPFENNIG über Gerhard, in: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB), Bd. 8, Leipzig 1878, S. 759–760.

3 Christian-Erdmann SCHOTT, Der Breslauer Kircheninspektor David Gottfried Gerhard als Prediger, in: JSKG 1978, S. 122–132; Werner GERHARD, Die Gerhards. Schlesische Pastoren von der Reformation bis zur Vertreibung, in: JSKG 1988, S. 55–95, hier S. 72–77.

4 SCHIMMELPFENNIG über Burg, in: ADB, Bd. III, Leipzig 1876, S. 588–589.

5 Konrad MÜLLER, Das evangelische Breslau 1523–1945, Goslar 1952. Zu Burg S. 43 ff., zu Gerhard S. 50f.; DERS., Von Amt und Art der Breslauer Kircheninspektoren, in: JSKG 1958, S. 76–91; Georg BLÜMEL, Der Kircheninspektor Johann Friedrich Burg. Ein schlesisches Lebens- und Zeitbild aus den Tagen Friedrichs des Großen, Breslau 1928.

6 Arno BÜCHNER, Das Gesangbuch des Breslauer Kircheninspektors Johann Friedrich Burg vom Jahre 1745. – Seine Vorgänger, seine Zeitgenossen, seine Nachfolger, in: JSKG 1979, S. 135–168.

7 Schlesische Provinzialblätter – hg. von STREIT und ZIMMERMANN, Bd. 31, Breslau 1800, S. 210.

**DAVID GOTTFRIED GERHARD**

Königl: Preussischer Ober-Consistorial-Rath
der Breslauischen Evangelischen Kirchen und Schulen
Inspector des Stadt-Consistorii eßesor, Pastor
zu St. Elisabeth, und Professor Theol: prim: beider
Gymnasien, geboren den 9. May. 1734.

Nur so viel mag noch hinzugefügt werden: Die Vorrede macht eindeutig klar, daß die Initiative zur Neuausgabe des Gesangbuches aus der Öffentlichkeit kam. Gerhard hat sich nicht direkt darum bemüht. Er hatte auch nichts unternommen, um das seit 1783 auf königlichen Befehl in Preußen obligatorisch einzuführende Myliussche »Gesangbuch zum Gottesdienstlichen Gebrauch in den Kgl. Preussischen Landen« von 1780 in Schlesien zwangswise heimisch zu machen. Eine solche Maßnahme verbot sich auch deshalb, weil die Zwangseinführung dieses Gesangbuches wegen der Widerstände in den Gemeinden offiziell eingestellt wurde⁸. Damit war die Gesangbuchfrage für Breslau im Grunde unerledigt, nur hinausgeschoben. Irgendwann mußte sie aufgegriffen werden. Darum ist anzunehmen, daß Gerhard die öffentliche Initiative sehr recht war, zumal er selbst dazu beigetragen hatte, daß in der Zwischenzeit aufgeklärtes Liedgut auch in Breslau bekannt wurde; vor allem dadurch, daß er 1791 »Lieder bey der Nachtmahlsfeier Jesu« (2. Aufl. 1798) und 1792 die Liedersammlung »Erweckungen zur Andacht bey Sterbefällen und christlichen Begräbnissen« herausgegeben hatte. Von daher mußte er aber auch nicht nur von seiner amtlichen Stellung sondern auch von seiner Einstellung zu dem neuen Liedgut her als besonders geeignet erscheinen, die Herausgabe des neuen Gesangbuches zu übernehmen.

Wenn man sich nun das »Neue Evangelische Gesangbuch« näher ansieht, stellt man zunächst fest, daß es nach einem ganz anderen Schema angelegt ist als das Burgsche. Während Burg in 28 Hauptpunkte gliedert, hat Gerhard drei Hauptteile: Christliche Glaubenslehren – Christliche Sittenlehren – Lieder für besondere Zeiten, Ereignisse, Umstände und Personen – und als Vorspann vor allen diesen Teilen 30 nicht verbesserte Lieder von Martin Luther.

Damit ist einem besonderen Anliegen der (deutschen) Aufklärung Rechnung getragen, gleichwertig mit und neben der Religion auch die Tugend zu fördern. Im Burgschen Gesangbuch gab es zwar auch schon die Rubriken »Vom Gesetz und den heiligen zehn Geboten überhaupt«, »Vom christlichen Wandel« und »Um Verleihung göttlicher Gnade zu allem Guten«, die 143 von insgesamt 1929 Liedern umfaßten. Jetzt hat sich dieses Verhältnis völlig geändert, indem der christlichen Sittenlehre 411 von insgesamt 1170 Liedern gewidmet sind. Aber auch inhaltlich sind die neuen Lieder anders. Rund 300 von ihnen stehen unter der Überschrift »Besondere Gesinnungen, Pflichten und Tugenden eines Christen«. Da werden

⁸ L. ZSCHARNACK (W. JANNASCH) im Artikel »Gesangbuch« in: RGG³ Bd. II (1958), Sp. 1457.

genannt die Pflichten gegen Gott, gegen Jesum, fast hundert handeln von den Pflichten gegen sich selbst und noch einmal fast hundert von den Pflichten gegen andere Menschen – alle mit dem Ziel, die Menschen zu einem moralisch-tugendhaften Leben zu ermuntern, um sie auf diese Weise glücklich zu machen. Denn, das war gemeinsame Überzeugung der Aufklärung⁹, ohne Moral, ohne Tugend kann es auf dieser Erde kein wahres Glück geben. Die Tugend aber verpflichtet auch zur Selbstliebe. Denn wie kann ich glücklich sein, wenn ich mich nicht selbst liebe?

»Daß ich mich, mein Gott, selbst liebe,
kann dir nicht mißfällig seyn;
du, du pflanzest ja die Triebe
tief in unsre Herzen ein.
Lenke du nur meinen Sinn
auf die wahre Weisheit hin,
daß ich nicht mein Glück verfehle,
und selbst das Verderben wähle.«¹⁰

Aber auch in dem Teil, der den »christlichen Glaubenslehren« gewidmet ist, zeigen sich Veränderungen, indem die Zahl der Lieder, die sich mit dem Dasein, dem Wesen und den Eigenschaften Gottes befassen, auf 39 erhöht ist, gegenüber 9 bei Burg. Sie sind ausnahmslos auf den Ton des Lobpreises und der Anbetung gestimmt, besingen Gottes Liebe, Vatergüte, Wahrheit, Majestät, Treue, aber nirgends seinen Zorn, seine strafende Hand oder seine Verborgenheit. Der Gott dieses Gesangbuches hat nur helle, freundliche Eigenschaften, alles Abgründige ist ihm fremd. Die Anbetung ist darum auch ohne die Tiefendimension der Anfechtung. Vor diesem Gott braucht man sich auch nicht zu fürchten. Die Welt und das Leben, die er regiert, sind gut und schön, so wie sie aus der Schöpfung hervorgegangen sind. Da ist nichts mehr zu hören vom Jammertal oder vom Elend des Menschenlebens. Da ist alles erfüllt von Güte, Liebe, Harmonie. So sah man das Leben und so wollte man Gott preisen, – hier etwa in einem Vers nach der Melodie »Nun lob, mein Seel, den Herren ...«:

»O Gott, du bist die Liebe,
und wohlzutun ist deine Lust,
drum preist, mit vollem Triebe,
dich unsre dankerfüllte Brust.
Wie so gar ohne Grenzen

9 Christian-Erdmann SCHOTT, Möglichkeiten und Grenzen der Aufklärungspredigt. Dargestellt am Beispiel Franz Volkmar Reinhardts, Göttingen 1978, S. 70ff.

10 Neues Ev. Gesangbuch Nr. 665,1.

»Freut euch, Christen!
 Alle sind wir unsterblich,
 leben hier in der Kindheit Übungsstand
 für ein beßres Vaterland.

Freut Euch, Christen!
 Alle sind wir unsterblich,
 säen hier, erndten dort einst, was die Saat
 unsrer Hand getragen hat.

Unser Leib wird auch gesät.
 Unsre beßre Seele geht,
 unbesiegt von Tod und Grab,
 hin zu Gott, der sie uns gab;

Bleibt in seiner Vaterhand,
 lernt, was hier sie nicht verstand,
 forscht nach höh'rer Wissenschaft,
 ringet fort von Kraft zu Kraft.

Sterbliche, o welches Heil
 wird einst droben uns zu Theil!
 Welche hohe Seligkeit
 giebt uns die Unsterblichkeit!«¹³

Nahezu völlig ausgewechselt ist der Anhang. Er ist bei Johann Friedrich Burg 298 Druckseiten stark und bietet neben Registern und Gebeten für die verschiedensten Anlässe die Episteln und Evangelien für alle Sonn- und Festtage des Jahres, die Geschichte der Passion, Auferstehung und Himmelfahrt Christi nach den vier Evangelien, die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems nach Josephus, Hegesippus und anderen Geschichtsschreibern, die drei christlichen Hauptsymbole, den kleinen Katechismus Luthers, eine christliche Haustafel, Fragestücke zur Vorbereitung auf das Abendmahl nach Luther und die vollständige Augsburgische Konfession.

In Gerhards Gesangbuch ist der Anhang 98 Seiten stark, zu denen dann noch Caspar Neumanns »Kern aller Gebetthe« von 1680 hinzugerechnet werden muß. Diese Sammlung umfaßt 16 nicht paginierte Druckseiten¹⁴. Es

13 Ebd., Nr. 401, 1–4 und 8.

14 Hier besteht ein Dissens zwischen der Tatsache, daß Neumanns »Kern aller Gebetthe« tatsächlich aufgenommen worden ist, und dem, was Gerhard im Vorwort darüber schreibt: »... so können vielleicht künftig... der bey unsrer Breslauischen und Schlesischen Gemeinen von jeher sehr bekannte und beliebte Kern aller Gebete mit beygefügt werden: welchen diesmal aufzunehmen, der ohnedies schon zu sehr vergrößerte Anhang nicht verstattete« (Vorrede S. XXIX). Vielleicht kann dieser Dissens mit

Kein Undank, den dein Volk dir gab,
hielt dich von diesem Eifer ab.

Wir sehen nun in größerer Klarheit,
als es vor dir die Völker sahn,
erleuchtet nur durch deine Wahrheit,
zur Seligkeit die sichre Bahn.

Der du auch uns zum Licht erschienst,
wie groß ist um uns dein Verdienst!«¹²

Das Verdienst Jesu besteht aber auch darin, daß er für unsere Sünden gestorben ist. Das sagen vor allem die Passionslieder. Der Grundgedanke ist hier, daß Gott den Sohn ans Kreuz gehen ließ, um uns sein Verzeihen zu demonstrieren und uns so von der immer wieder aufkommenden Anklage unseres schlechten Gewissens zu befreien. Das heißt, letztlich zielte dieses Sterben auch auf unsere Erhebung und Beglückung. Das paßt dann wieder in das Bild von dem liebenden Vatergott, der auf jede nur denkbare Weise das Glück und die Seligkeit seiner Menschenkinder zu befördern bemüht ist und darum dann auch zu einer solchen Maßnahme greift.

Die Vorstellung von dem allgütigen Vater verträgt sich nicht mit der harten Realität des Todes. Wie könnte Gott dem Menschen, dem er das Leben, dem er einen Verstand gab, die Schönheiten der Schöpfung zu erkennen, wie könnte er diesen Menschen dann kläglich im Tode enden lassen! Das widerspräche seiner Liebe. Darum ist es im Sinne der Aufklärung nur folgerichtig, daran zu glauben, daß wir für ein ewiges Leben bestimmt sind und uns hier eigentlich nur in einem Vorfeld, im Vorhof, im Kindheitsstand befinden, wo wir anfangen, uns unter dem Beistand Gottes religiös-sittlich emporzubilden. Wir qualifizieren uns hier für die Ewigkeit und dort werden wir weiterschreiten von Erkenntnis zu Erkenntnis, von Vollkommenheit zu Vollkommenheit. Der Tod aber ist eigentlich ein Nichts. Freilich, er muß durchgestanden werden. Wir müssen Abschied nehmen. Aber es ist nur ein Übergang. Denn wir sind alle unsterblich, und das müssen wir uns immer wieder ins Bewußtsein rufen: Wir leben und arbeiten für die Ewigkeit.

Das ist der Tenor, auf den besonders die Lieder unter den Rubriken »Von den zukünftigen Dingen« im II. und »Gesänge bey Sterbenden« und »Bey Begräbnissen« im III. Teil gestimmt sind. Hier einige besonders charakteristische Verse aus einem dieser Lieder:

12 Ebd., Nr. 151, Vers 1,5 und 7.

»Freut euch, Christen!
 Alle sind wir unsterblich,
 leben hier in der Kindheit Übungsstand
 für ein beßres Vaterland.

Freut Euch, Christen!
 Alle sind wir unsterblich,
 säen hier, erndten dort einst, was die Saat
 unsrer Hand getragen hat.

Unser Leib wird auch gesät.
 Unsre beßre Seele geht,
 unbesiegt von Tod und Grab,
 hin zu Gott, der sie uns gab;

Bleibt in seiner Vaterhand,
 lernt, was hier sie nicht verstand,
 forscht nach höh'rer Wissenschaft,
 ringet fort von Kraft zu Kraft.

Sterbliche, o welches Heil
 wird einst droben uns zu Theil!
 Welche hohe Seligkeit
 giebt uns die Unsterblichkeit!«¹³

Nahezu völlig ausgewechselt ist der Anhang. Er ist bei Johann Friedrich Burg 298 Druckseiten stark und bietet neben Registern und Gebeten für die verschiedensten Anlässe die Episteln und Evangelien für alle Sonn- und Festtage des Jahres, die Geschichte der Passion, Auferstehung und Himmelfahrt Christi nach den vier Evangelien, die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems nach Josephus, Hegesippus und anderen Geschichtsschreibern, die drei christlichen Hauptsymbole, den kleinen Katechismus Luthers, eine christliche Haustafel, Fragestücke zur Vorbereitung auf das Abendmahl nach Luther und die vollständige Augsburgische Konfession.

In Gerhards Gesangbuch ist der Anhang 98 Seiten stark, zu denen dann noch Caspar Neumanns »Kern aller Gebete« von 1680 hinzugerechnet werden muß. Diese Sammlung umfaßt 16 nicht paginierte Druckseiten¹⁴. Es

13 Ebd., Nr. 401, 1–4 und 8.

14 Hier besteht ein Dissens zwischen der Tatsache, daß Neumanns »Kern aller Gebete« tatsächlich aufgenommen worden ist, und dem, was Gerhard im Vorwort darüber schreibt: »... so können vielleicht künftig... der bey unsrer Breslauischen und Schlesischen Gemeinen von jeher sehr bekannte und beliebte Kern aller Gebete mit beygefügt werden: welchen diesmal aufzunehmen, der ohnedies schon zu sehr vergrößerte Anhang nicht verstattete« (Vorrede S. XXIX). Vielleicht kann dieser Dissens mit

ist die einzige Einheit, die Gerhard aus Burgs Anhang übernommen hat. Sein Anhang besteht ausschließlich aus Gebeten, teilweise aus Burg, teilweise aus anderen Erbauungsbüchern übernommen, überarbeitet, ergänzt, teilweise von ihm selbst verfaßt und insgesamt in zwei Hauptteile gegliedert: »Gebete zum Gebrauche bey dem öffentlichen Gottesdienste« und »Gebete für die häusliche Andacht, bey verschiedenen Umständen und Zeiten«.

Aus dem Burgschen Gesangbuch hat Gerhard rund 350 Lieder übernommen, zu denen dann noch die 30 Luther-Lieder gerechnet werden müssen. Unter den ausgeschiedenen Liedern sind die meisten heute unbekannt. Es sind aber auch so bekannte darunter wie:

Auf, auf, ihr Reichgenossen ...
 Macht hoch die Tür, die Tor macht weit ...
 Nun jauchzet all ihr Frommen ...
 Ich steh an deiner Krippen hier ...
 O König aller Ehren, Herr Jesu Davids Sohn ...
 O Jesu Christe, wahres Licht ...
 Jesu, meines Lebens Leben ...
 Seele, mach dich heilig auf, Jesum zu begleiten ...
 Du großer Schmerzensmann, vom Vater so geschlagen ...
 Ach, wir armen Sünder, unsre Missetat ...
 Jesu, deine Passion will ich jetzt bedenken ...
 O Mensch, bewein dein Sünde groß ...
 Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du für uns gestorben bist
 ...
 Christ ist erstanden von der Marter alle ...
 Früh morgens, da die Sonn aufgeht ...
 Auf, auf, mein Herz, mit Freuden ...
 Erschienen ist der herrlich Tag ...
 Aus meines Herzens Grunde ...
 Der lieben Sonne Licht und Pracht ...
 Die güldene Sonne, voll Freud und Wonne ...
 Morgenglanz der Ewigkeit ...
 Ein reines Herz, Herr, schaff in mir ...
 Alles ist an Gottes Segen ...

dem Umstand erklärt werden, daß die Vorrede das Datum vom 19. November 1799, das Gesangbuch dagegen die Jahreszahl 1800 trägt. In der Zwischenzeit könnte dann kurzfristig doch noch die Entscheidung für den Druck des »Kern aller Gebete« gefallen sein, ohne daß die (vielleicht schon gedruckte) Vorrede entsprechend korrigiert worden wäre.

Herr, öffne mir die Herzenstür ...
 Lobe den Herren, o meine Seele ...
 Nun danket all und bringet Ehr ...
 Verzage nicht, du Häuflein klein ...
 Wenn wir in höchsten Nöten sein ...
 Wer weiß, wie nahe mir mein Ende ...
 Nun ruhen alle Wälder ...
 O Durchbrecher aller Bande ...
 Jerusalem, du hochgebaute Stadt ...
 Wach auf, mein Herz, die Nacht ist hin ...
 Ich bin ein Gast auf Erden ...
 Nun laßt uns gehn und treten ...
 Ich will dich lieben, meine Stärke ...
 Hinunter in der Sonnen Schein ...
 Rüstet euch, ihr Christenleute ...
 und viele andere.

Von den Streichungen betroffen waren besonders Benjamin Schmolck und Johannes Neunherz, von dem Burg 38 Lieder aufgenommen hatte, Johann Heermann, Paul Gerhardt, Johann Jakob Rambach, Johann Scheffler (Angelus Silesius), Johann Olearius, Salomon Liskov, Johann Rist, Abraham Klesel, Johann Franck, Nicolaus Herman, Adam Thebesius, Johann Mentzer, Caspar Neumann, Johann Anastasius Freylingshausen sowie L. Laurenti und G. W. Sacer.

Die übernommenen Lieder wurden nur selten unangetastet gelassen. So sind zum Beispiel »Christe, du Lamm Gottes ...« und »O Lamm Gottes, unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet ...« nicht verändert. Die allermeisten übernommenen Lieder sind dagegen verbessert worden, das heißt, daß man versucht hat, sie dem Zeitgeschmack anzupassen. Hier einige Verse als Beispiel für eine solche Verbesserung:

Urtext

»O Haupt voll Blut und Wunden;
 voll Schmerz und voller Hohn;
 o Haupt, zum Spott gebunden
 mit einer Dornenkron;
 o Haupt, sonst schön gezieret
 mit höchster Ehr und Zier,
 jetzt aber hoch schimpfieret:
 gegrüßest seist du mir!

Verbesserter Text

»Wie war dein Haupt voll Wunden,
 o Jesu, wie verhöhnt,
 in jenen Marter-Stunden,
 wo du die Welt versöhnt!
 Der größten Treu zum Lohne
 bringt die ergrimmte Schaar
 dir eine Dornenkron
 mit frecher Freude dar.

Du edles Angesichte,
davor sonst schickt und scheut,
das große Weltgewichte
wie bist du so bespeit,
wie bist du so erbleicht!
Wer hat dein Augenlicht,
dem sonst kein Licht nicht gleichet,
so schändlich zugericht?

Die Farbe deiner Wangen,
der roten Lippen Pracht
ist hin und ganz vergangen;
des blassen Todes Macht
hat alles hingenommen,
hat alles hingerafft,
und daher bist zu kommen
von deines Leibes Kraft»¹⁵.

Du Auserwählter Gottes,
Du Herr, der Herrlichkeit,
wirst nun ein Ziel des Spottes,
geschändet und entweiht.
Von Schmerzen matt, erbleicht
dein Antlitz, dem die Welt
mit allem Reiz nicht gleichet;
so sehr bis du entstellt!

Doch strömt aus deinen Blicken
noch himmlische Geduld,
selbst Feinde zu beglücken,
mit unverdienter Huld.
Sie häufen deine Plagen,
und spotten deiner noch;
gemartert und zerschlagen
vergiebst du ihnen doch!«¹⁶

Neben die Verbesserung des alten Liedgutes tritt die gleichzeitige massenhafte Aufnahme von Liedern neuerer Dichter. Im ganzen hat Gerhard 790 neue Lieder aufgenommen. Leider werden Verfassernamen nicht genannt. So wäre es nur möglich, durch mühselige Einzelforschung, die jedem Lied besonders nachgeht, festzustellen, von wem es ist. Gesagt werden kann jetzt lediglich, daß zu den neueren Dichtern, die damals vielfältig in die Gesangbücher gekommen sind, vor allem Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769), Johann Andreas Cramer (1723–1788), Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803), August Hermann Niemeyer (1754–1828), Friedrich Münter (1761–1830), Johann Peter Uz (1720–1796), Joachim Neander (1650–1680), Gottfried Benedikt Funk (1734–1814) und Gottlieb Schlegel (1739–1810) gehörten. Von ihnen dürften mit Sicherheit sehr viele Lieder von Gerhard aufgenommen worden sein.

In kirchenmusikalischer Hinsicht ist das »Neue Evangelische Gesangbuch« nicht schöpferisch. Es sind überall die alten Melodien, auf die nun auch die neuen Lieder gesungen werden sollen. Noten sind den Liedern nicht beigegeben. Statt dessen werden vor Beginn des Textabdruckes kurze Angaben zur Singweise gemacht. So heißt es dann etwa: »Mel. Wenn wir in höchsten«. Oder: »Mel. O Welt, sieh hier dein«. Eine gewisse Inkonsistenz, die aber aus praktischen Gründen als verständlich erscheint, besteht jedoch darin, daß die Melodieangaben stets in der alten, unverbesserten Fassung der Liederanfänge gemacht sind.

15 Evangelisches Kirchengesangbuch (EKG) Nr. 63, 1–3.

16 Neues evangelisches Gesangbuch Nr. 199, 1–3.

Bei einem Vergleich mit anderen zeitgenössischen verbesserten Gesangbüchern fällt vor allem auf, daß das »Neue Evangelische Gesangbuch« noch verhältnismäßig viele Anlehnungen an und Kompromisse mit der Tradition aufweist. Das zeigt sich etwa in der Behandlung der Luther-Lieder. In anderen Gesangbüchern sind diese Lieder teils ausgemerzt, teils verbessert, teils unverändert, auf jeden Fall aber haben sie keine solche Sonderbehandlung erfahren. Vielfach fehlen auch Lieder über die Engel, von denen Gerhard noch 6 hat, zum Fest der Erscheinung Jesu Christi (bei Gerhard 3), zum Fest der Darstellung Jesu Christi (bei Gerhard 4), zu Maria Verkündigung (bei Gerhard 1). Die Zahl der Lieder über das Wirken des heiligen Geistes (Pfingstlieder), von denen Gerhard noch 20 hat, ist im allgemeinen wesentlich geringer – Mylius hat nur 1 Pfingstlied, das »Dresdnische Gesangbuch auf höchsten Befehl herausgegeben« (1. Aufl. 1797) hat nur 10 Pfingstlieder. Auffällig ist ferner der hohe Anteil von 50 Liedern in der Abteilung »Von der Buße und Sinnesänderung«, zu denen dann noch die 5 für Bußstage bestimmten Gesänge gezählt werden können. Auch findet sich am Ende des gesamten Liederteils ein Anhang, der zum Schluß (Nr. 1165–1170) »einige Schlußverse aus alten Liedern« bietet, auf die man auf keinen Fall verzichten wollte.

Dieser Kompromißcharakter dürfte mit der theologischen Einstellung Gerhards zusammenhängen, den ein zeitgenössischer Schlesienbesucher einmal als »aufgeklärten lutherischen Orthodox«¹⁷ bezeichnet hat. Diese Haltung ist jedenfalls charakteristisch für seine Predigten¹⁸. Sie hat sich bei der Gesangbuchreform darin gezeigt, daß Gerhard mit der Tradition nicht ganz so rücksichtslos umgegangen ist wie andere.

Am Palmsonntag 1800 wurde das neue Gesangbuch in Breslau eingeführt. Über die Aufnahme in der Provinz erfahren wir einiges in den »Schlesischen Provinzialblättern«. So heißt es etwa in einem Bericht aus Waldenburg:

»Mehrere Mitglieder der hiesigen Gemeinde hatten schon seit vielen Jahren den lebhaften Wunsch geäussert, daß ein neues Gesangbuch an die Stelle des alten Breslauer kommen möchte, und der Herr P. Guder würde auch schon früher darauf bedacht gewesen seyn, ihren Wünschen ein Gnüge zu leisten, wenn er nicht immer gehofft hätte, daß in Breslau selbst eine Verbesserung des bisher gewöhnlichen veranstaltet werden würde. Diese Hoffnung wurde erfüllt, das schöne neue Gesangbuch erschien und

17 SCHUMMEL, Reise durch Schlesien, Breslau 1792. Vorrede. Zitiert bei Rudolf Martin RITSCHER, Versuch einer Geschichte der Aufklärung in Schlesien während des 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der religiösen Aufklärung, Diss. phil. Göttingen 1912, S. 52.

18 Vgl. Anm. 3.

nun ging er mit alle dem Eifer, der ihn für jede Verbesserung kirchlicher Einrichtungen beseelt, ans Werk«. So ertönen jetzt Lieder, »welche dem Geist des Christenthums, dem Geschmack des Zeitalters und der Cultur der Menschen angemeßner sind, als es die vorigen waren«¹⁹.

Aus Guhrau heißt es: »So wie schon lange mit Recht jeder vernünftige Religionslehrer – ja jeder vernünftig denkende Christ den Wunsch nach unanständigen, erbaulichen und vernünftigen Gesängen bey den öffentlichen Gottesverehrungen hegte, so war es auch unser und der vernünftig denkenden Glieder unserer Kirch-Gemeinde heißer Wunsch, endlich einmahl ein neues Gesangbuch zu erhalten, dessen Gesänge sich zu Religionsvorträgen jeder Art schickten, dem Spötter jede Gelegenheit raubten, seinem Leichtsinn über Religion freien Lauf zu lassen und die erbaulich genug wären, das Herz zur wahren Andacht zu erheben. Endlich erschien der gesegnete Tag, an dem das Breslauische, in aller Art vortreffliche und gewiß in mancher Rücksicht einzige Gesangbuch vollendet war.«

»Es war in den ersten Tagen dieses Jahres, als wir ein Exemplar des neuen Gesangbuchs von Breslau erhielten. Wir nahmen mit vielen Erwartungen das gewünschte Buch zur Hand, und wenn wir auch hie und da noch Manches hätten wünschen wollen, so war doch im Ganzen genommen das Gesangbuch so, daß es vollkommen unsern Erwartungen entsprach. Wir wünschten also die Einführung deselben...«

»... so leitete ich meinen Vortrag dahin ein: Warum wir Ursach hätten Gott zu danken, daß die Stunde gekommen wäre, in welcher das neue Breslauische Gesangbuch erschienen sey, welches von uns Allen mit dankbarer Freude aufgenommen werden möchte. Dies anschaulich zu machen, suchte ich dadurch, daß ich von der Reinigkeit deselben in Rücksicht der Glaubenslehren sprach, von denen auch keine vergeßen und unbearbeitet geblieben wäre, und es sagte, daß es nicht nur das Werk einer sehr achtungswertigen Geistlichkeit, sondern besonders eines Mannes wäre (des Hrn. D. Gerhards), der sich durch seine Rechtschaffenheit und seinem ächt christl. lutherischen Sinn und Geiste schon ganz Schlesien genug bekannt gemacht habe...«²⁰

Aber es gab auch Widerstände. So schreibt der Pastor Gläser aus Schreibendorf: »Bey allen anerkannten Vorzügen, wodurch sich diese verbesserte Liedersammlung für thätige Christusreligion und für öffentliche und häusliche Gottesverehrung auszeichnet, sollte man freilich glauben, es bedürfe zu dessen Einführung von dem Volkslehrer kaum einer einzigen öffentlichen Anzeige, ja kaum eines auch nur leisen Wunsches und Winkes. Allein

19 Schlesische Provinzialblätter 1800 Zweytes Stück, Februar, S. 396f.

20 Ebd., 31/1800 Fünftes Stück, May, S. 537–540.

solcher Erfahrungen haben sich die Freunde des gereinigten Gottesdienstes nicht zu erfreuen, vielmehr wird das Gegenteil durch Gegenwirkungen mißlungenener Versuche, durch widersetliche Vorkehrungen und Widerstand noch allzu oft bestätigt...«²¹

In diesem Sinne wird aus dem Kreis Ohlau berichtet: »Im Ohlauschen Kreise singt man bereits in drey Landkirchen aus dem Breslauischen Gesangbuche. In Rosenhayn machte Hr. Pastor Bretschneider mit Breslau zugleich am Palmsonntage 1800 den Anfang; aber die Gemeinden nahmen es mit einem Murren und thörichtem Eigensinn auf«²².

Die Ambivalenz, die aus diesen Berichten herausklingt, kann an ihrem Teil mit erklären, warum sich das »Neue Evangelische Gesangbuch« in Schlesien nie völlig durchgesetzt hat. In Breslau ist es bis 1879 in allen Gemeinden in Gebrauch gewesen²³. Aber im übrigen Schlesien haben nach Friedrich Gottlob Eduard Anders im Jahre 1848 190 Gemeinden aus dem Gerhardschen, 140 weiter aus dem Burgschen Gesangbuch gesungen, während außerdem noch etwa 40 weitere Gesangbücher in Gebrauch gewesen sind²⁴.

Die Kritik an den Reformgesangbüchern wurde mit den Jahren zunehmend lauter. Einer der Wortführer in dem nun aufkommenden Streit war der in Fraustadt geborene, beruflich aber nicht in Schlesien tätige Pastor und Kirchenlieddichter Ewald Rudolf Stier (1800–1862)²⁵. Von ihm stammt das Schlagwort von der »Gesangbuchsnoth«, das dann eine große Rolle gespielt hat²⁶. Stier, der nicht grundsätzlich gegen Reformen war, sie aber mit anderer Akzentuierung wünschte, hat sich mit dem Gerhardschen Gesangbuch direkt nicht auseinandergesetzt.

21 Ebd., 37/1803 S. 154.

22 Ebd., 33/1801 Zweites Stück, Februar S. 387.

23 Dazu schreibt die »Schlesische Kirchen-Zeitung« vom 29.3.1879, S. 51: »Das neue Gesangbuch (sc. von 1878) ist nunmehr von allen evangelischen Gemeinden städtischen Patronats in Breslau angenommen. Der Druck der größeren Ausgabe hat schon begonnen ... Das Gerhard'sche Gesangbuch ist 1800 erschienen, wird also sein Leben im nächsten Jahre auf 80 Jahre bringen. Es geht ihm nach dem Wort: unser Leben währet 70 Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre.«

24 F. G. E. ANDERS, Historische Statistik der Evangelischen Kirche in Schlesien, 2. Aufl., Breslau 1867, S. 769f.

25 G. FRANK, Artikel »Stier« in: ADB, Bd. 36, Leipzig 1893, S. 203–207; ferner: S. FORNACON, Artikel Rud. Stier, in: RGG³ Bd. 6 (1962), Sp. 372.

26 Rudolf STIER, Die Gesangbuchsnoth. Eine Kritik unsrer modernen Gesangbücher, mit besonderer Berücksichtigung auf die preußische Provinz Sachsen, Leipzig 1838; DERS., Offene Anklage des neuen Bergischen Gesangbuchs vor allen christlichen Gemeinden, die es noch kirchlich gebrauchen. 1841; DERS., Vertheidigung meiner Thesen über Veränderungen im Kirchenliede gegen Herrn Hermann Scholz, Braunschweig 1855.

Das taten dann andere, von denen drei hier besonders genannt werden sollen. Nämlich einmal der Breslauer Konsistorialrat Fischer, der, noch als Subsenior an St. Elisabeth, zu den Mitarbeitern des Kircheninspektors Gerhard gehört hatte²⁷. Er schrieb später, in der Vorrede zum Gerhardschen Gesangbuch von 1842:

»Der Herausgeber ... wählte sich ... zu Mitarbeitern fünf Mitglieder des hiesigen evangelischen Ministeriums, die, wie es nicht anders sein konnte, nicht in Einem Geiste arbeiteten, die mehr oder weniger mit der Kirchenlieder-Dichtkunst vertraut waren, auch nicht immer die matte und kalte Prosa vermieden, welche wohl zur Erde hinabzieht, aber nicht über sie erhebt. Wie Viel können neuere Liederdichter in der Schule der Alten jetzt noch lernen!«

Der andere Kritiker war Dr. G. W. Weis in Breslau, der 1842 ein Buch hatte erscheinen lassen: »Versuch einer Theorie und geschichtlichen Übersicht des Kirchenlieds«. Dort heißt es auf S. 314 vom Gerhardschen Gesangbuch: »Es haben 1. in ihm fast alle alten Lieder, die doch in jedem Gesangbuch den Grundstock bilden müssen, die unglückseligsten Umänderungen erfahren, ja viele sind nicht mehr wiederzuerkennen; 2. herrscht größtentheils durch das ganze Buch ein so moralisirender und reflectirender Geist, welcher theils durch die Unzahl der gemachten Verwässerungen, theils durch die Auswahl der Lieder selbst hineingekommen ist, und welcher dem Charakter des Kirchenlieds schnurstracks zuwiderläuft, daß eher der Andächtige ernüchtert, als Andacht erweckt und belebt werden wird. Endlich 3. fehlen leider mehrere ganz vorzügliche ältere Gesänge, deren Mangel für jedes Gesangbuch ein großer Verlust ist.«

Schließlich muß auch der schlesische Dichter, Schriftsteller und Theatermann Karl von Holtei (1798–1880) hier genannt werden, der in seinen Lebenserinnerungen schreibt: »Das alte Burgsche Gesangbuch!! Zu meiner Jugendzeit gab es in mehreren Gegenden Niederschlesiens noch kein anderes, und noch im Jahre 1830 fand man es bei vielen lutherischen Gemeinden auf dem Lande. Dieses Buch enthält eine Sammlung geistlicher Lieder von unschätzbarem poetischem Werte. Die meisten derselben stammen aus älterer Zeit, und es befinden sich darin die Namen: Paul Gerhard, Martin Opitz, Fleming, Rist, Schmolke, neben minder bekannten, aber oft nicht minder poetischen Liederdichtern. Man hat sich erfolgreiche Mühe gegeben, dies Buch zu verdrängen, weil man sich hier und da an Ausdrücke stieß, die zu gemein oder zu kräftig, oder was weiß ich, gefunden worden. Man hat dafür neue Liedersammlungen eingeführt, worin sich statt der alten hochpoetischen, in kühnem Glauben gesungenen Hymnen moderne

27 Neues Evangel. Gesangbuch. Vorrede S. VII.

Reimereien, oder, wenn doch die alten Lieder, diese mit willkürlichen Abänderungen und sogenannten Verbesserungen vorfinden. Mir erscheint das letztere wie ein moralischer Totschlag. Und warum überhaupt, meine verehrten Christen? Steht es so mit Euch, daß Ihr bei Euren kirchlichen Versammlungen das spöttische Lächeln des Zweiflers fürchtet, der an den kindlich-frommen, treugemeinten, bisweilen auch kindisch-tändelnden Formen und Wendungen jener naiven Sänger der Vorzeit Anstoß nehmen könnte? Ich möchte den Mann gesehen haben, der Gerhard's himmlisches Gedicht: »O Haupt voll Blut und Wunden« für die gegenwärtige Frömmigkeit appretierte und dekatierte, ihm die unanständige Poesie ausschnitt; möchte ihn gesehen haben, wie er die Stelle:

»Du edles Angesichte,
Wie bist Du so bespeit«,

umänderte, und für bespeit – entweicht setzte; möchte ihn gesehen haben, als er frohlockend um sich blickte und fragte: ist es nun nicht decenter? – Spüren Sie denn nicht, Sie Philister (wie Ihre Titel sonst auch heißen mögen), spüren Sie denn nicht, daß »entweicht« hier nüchterne Wassersuppe ist, während »bespeit« Schmach, Hohn, Elend, Marter und Todesqual in zwei Silben ausspricht? Man könnte Bücher anfüllen mit Klagen über diesen eitlen Unverstand, diese frömmelnde Unfrömmigkeit, diese mutlose Inkonsiquenz ... Bücher, sag ich, über die Mißhandlung jenes eines Buches; ...«²⁸

Der Streit um das Gerhardsche Gesangbuch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zu seiner Ablösung kann hier nicht mehr dargestellt werden. Er gehört in eine Gesamtdarstellung der Geschichte der schlesischen Provinzialgesangbücher. Diese soll in absehbarer Zeit vorgelegt werden.

Im Blick auf David Gottfried Gerhard wird man aber wohl sagen können, daß er die Überlieferung, wie sie im Burgschen Gesangbuch gesammelt vorlag, letztlich behutsamer behandelt hat als es damals sonst üblich war, daß er sie damit aber immer noch radikal beschnitten und zurückgedrängt hat, viel radikaler, als nach der Vorrede zu seinem Gesangbuch vermutet werden kann. Denn diese Vorrede überdeckt im Grunde durch ihre moderate Sprache die Tatsache, daß es sich hier um einen Eingriff handelt, der nahe an einen Kontinuitätsbruch herankommt. Sie zeigt aber auch, daß man das damals nicht so empfunden hat; offensichtlich deshalb, weil man sich in einem allmählichen geschichtlichen Prozeß von

28 K. v. HOLTEI, Vierzig Jahre. 1. Band – neu herausgegeben von Max GRUBE = 4. Aufl. Breslau 1898 (1. Aufl., Berlin 1843), S. 15f.

der konfessionell-lutherischen und erwecklich-pietistischen Tradition entfernt hatte und sie nun als etwas letztlich Fremdes und Überlebtes erfährt, als Ballast, von dem man sich ohne Schmerzen trennen kann, ja, von dem man sich um der eigenen Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit willen trennen muß.

Anhang

Aus der Vorrede zu: »Neues Evangelisches Gesangbuch...«, Breslau 1800
von David Gottfried Gerhard

So erscheint nun endlich das von Vielen so lange schon gewünschte und erwartete neue Gesangbuch für unsre Breslauischen Gemeinen. Und da ein Buch von dieser Art mehr, als irgend ein andres, durch mancherley Urtheile hindurch muß: so achte ich mich desto mehr verbunden, von dem eigentlichen Entstehn, von der granzen Einrichtung und Beschaffenheit desselben in dieser Vorrede Rechenschaft zu geben. Es war gewissermaßen beschämend für unser Breslau, daß, da seit ohngefähr 20 Jahren fast alle größere Städte in den Preußischen Staaten und im Auslande, ja sogar kleinere Provinzial-Städte und Landgemeinen ein neues Gesangbuch eingeführt, oder wenigstens das sonst übliche durch einen Anhang von neuen, vornehmlich Gellertschen Liedern verbessert hatten, in der Hauptstadt Schlesiens allein das von dem unsterblich verdienten D. Burg, bald in den ersten Jahren der glorwürdigen Preußischen Regierung, besorgte Gesangbuch von einem Jahre zum andern unverändert abgedruckt wurde, welches zwar, bey seiner ersten Bekanntmachung, alle damals vorhandnen Sammlungen an Menge und Auswahl der Lieder weit übertraf, aber freylich in der Folge die Wünsche und Forderungen eines auf einen ganz andern Ton gestimmten Zeitalters unmöglich länger befriedigen konnte. Schon im Jahr 1782. war es an dem, daß, bey einer neuen Auflage desselben, eine große Anzahl der ganz unbrauchbaren, nie mehr gesungenen Lieder weggelassen, und blos an die Stelle derselben, damit die Nummern unverändert blieben, neuere Gesänge eingerückt werden sollten. Aber so gewiß dadurch der innere Gehalt des Gesangbuchs unvermerkt verbessert wurde: so hätte doch von den eingerückten neuen Liedern kein Gebrauch eher bey dem öffentlichen Gottesdienst gemacht werden können, als bis diese neue Ausgabe in den Händen der ganzen Gemeine gewesen wäre, welches vielleicht einen Zeitraum von Zehn oder noch mehr Jahren erfordert hätte. Indessen wurde durch die überall ausgebreitete Berlinische, Dietrichsche und andre gute Lieder-Sammlungen, die Unzufriedenheit mit dem bisherigen Breslauischen Gesangbuche, der Wunsch wenigstens einer Verbesserung desselben,

da der größte Theil der darin enthaltenen Lieder in der Kirche gar nicht mehr gesungen werden konnte, immer größer und allgemeiner: bis endlich schon vor 2 Jahren sowohl die hiesige löbliche Kaufmannschaft, als die übrige Bürgerschaft, durch gewisse aus ihrem Mittel Abgeordnete, Einen Hochlöbl. Magistrat schriftlich darum ersuchte, ein verbessertes Gesangbuch obrigkeitlich zu veranstalten. Es wurde hierauf in einer den 3. Novbr. 1797. auf dem Rathause abgehaltenen Commission die ganze Sache in eine nähere Überlegung genommen, mir aber zuletzt aufgegeben, einen Entwurf dieser mit dem Gesangbuche auf das ausdrückliche Verlangen der Communität vorzunehmenden Veränderung einzureichen. So sehr ich nun die Schwierigkeit dieser ganzen Unternehmung selbst nur allzusehr fühlte; so konnte ich mich doch, nach der Pflicht meines Amtes, derselben nicht entziehn; sondern mußte, im Vertrauen auf Gott, einen Schritt wagen, bey welchem ich, er möchte nun gelingen oder nicht, wenigstens auf alle Fälle die Beruhigung für mich selbst hatte, daß ich mich nicht eigenmächtig, oder aus einer blinden Neuerungssucht, dazu gedrungen, sondern durch das Verlangen einer ganzen ansehnlichen Gemeine, ja durch obrigkeitliche Befehle, denen ich Gehorsam schuldig bin, aufgefordert und verpflichtet worden. Ich überreichte also den 8. Novbr. 1797. dem hiesigen Städtischen Consistorio einige Vorschläge und Grundsätze, worauf bey vorhabender Anordnung eines neuen Gesangbuches Rücksicht zu nehmen seyn würde, sowohl in Absicht der aufzunehmenden Lieder selbst, die sich in alte und neue abtheilen, als in Absicht der Ordnung, nach welcher sie auf einander folgen sollten. Ohnerachtet nun Ein Hochlöbl. Magistrat, an seinem Theile, diesen Entwurf völlig genehmigte, auch, jenen vereinigten Bitten zu Folge, sich ex jure Consistorii berechtigt halten konnte, das sofort ins Werk zu setzen, was so viele ausdrücklich verlangt hatten: so hielt er es doch für rathsamer, bey einer so wichtigen Sache, welche zu allerley Unruhen, sonderlich in unsren gegenwärtigen Tagen, leicht Anlaß geben konnte, von den Gesinnungen unsrer Breslauischen Bürger und Einwohner bey dieser Angelegenheit sich noch näher zu versichern. Da aber, in einer so großen Stadt, wie Breslau ist, die Sammlung aller einzelnen Stimmen, auch der Geringsten, weder möglich, noch rathsam war: so mußte man dabey stehn bleiben, den ganzen von mir entworfnen Plan, so wie Einigen vom gelehrten Stande, also besonders Einer Wohllöbl. Kaufmannschaft, und dann den sämmtlichen löblichen Zünften und Mitteln der übrigen Bürgerschaft, durch ihre Beysitzer und Ältesten vorlegen zu lassen, und ihre Urtheile darüber schriftlich aufzunehmen. Es vergiengen nun freylich über sechs Monate, ehe dieses mühsame Geschäfte vollendet werden konnte: indessen war doch auch der Erfolg desto erfreulicher; da sich aus den Acten dieser ganzen Verhandlung ergiebt, daß, außer der völligen Zustimmung der Kaufmannschaft, von

75 Mitteln oder Zünften unsrer Bürgerschaft nur acht derselben Einwendungen dagegen machten, die übrigen alle aber ganz dafür waren, und zum Theil ein gewisses, großes Vertrauen zu meinen redlichen Gesinnungen, wenn die Sache meiner Leitung übergeben würde, äusserten; wofür ich, ihnen hiermit öffentlich meinen Dank abzustatten, mich verbunden halte. Da nun, bey einer so überwiegenden Mehrheit der Stimmen, die kleine Anzahl derer, die einer andern Meinung waren, kaum in Anschlag kommen konnte; von denen ich auch fast hoffe, daß sie nach und nach der größeren Parthey in Liebe beytreten werden, wenn sie sehn sollten, daß sie in dem neuen Buche ihre christliche Erbauung eben so gut, als in dem alten, finden: so wurde nunmehr, auf die selbst von Einem Hochpreißl. geistlichen Departement in Berlin allergnädigst erhaltene Erlaubniß, und mit voller Beystimmung des hiesigen Königl. Ober-Consistorii, in einer den 26. July 1798. veranstalteten Zusammenkunft des Städtischen Consistorii, die Ausführung des ganzen Vorhabens wirklich beschlossen, und mir sowohl mündlich, als hernach durch einen schriftlichen Befehl, aufgetragen, die Bearbeitung des neuen Gesangbuchs, nach Maßgebung des bereits genehmigten Plans, zu besorgen, auch dabey, weil eine Arbeit von diesem Umfange die Sache eines einzigen Mannes kaum ist, vollends bey einem ohne dies schon mit andern Geschäften überladnen Amte, mir die Erlaubniß gegeben, einige Mitglieder des hiesigen Ministerii dabey zu Rathe zu ziehen. Meine beyden nächsten Collegen und Beysitzer des Städtischen Consistorii, Herr Pastor Hermes und Herr Ecclesiastes Scholtz, lehnten, jeder aus bedeutenden Gründen, ihre unmittelbare Mitwirkung bey dieser Arbeit von sich ab; wozu sich dagegen von Seiten der Bernhardin-Kirche Herr Probst Rambach, von Seiten der Elisabet-Kirche Herr Senior Mentzel und Herr Subsenior Fischer, von Seiten der Magdalenen-Kirche Herr Diaconus Eisermann, endlich von Seiten der Kirche zu 11000 Jungfrauen Herr Pastor Fentzel willig finden ließen: und ich bin es diesen meinen hochgeschätzten Mitarbeitern schuldig, Ihnen hiermit für den treuen Beystand, den Sie mir bey der Auswahl und Sammlung der Lieder sowohl, als bey der Durchsicht der gedruckten Bogen, bis zur Vollendung des ganzen Werks geleistet haben, den verbindlichsten Dank öffentlich abzustatten. Es war gleich anfänglich mein Vorsatz, die ganze erste Hälfte des Gesangbuchs, welche die eigentlichen Glaubenslehren in sich faßt, allein zu bearbeiten. Da aber meine anderweitigen Geschäfte mich oft so sehr zerstreuten, daß ich fast voraus sahe, ich würde mit diesem großen Abschnitt, welcher 422 Lieder begreift, bis zu der Zeit, wo der Druck anfangen sollte, nicht fertig werden: so war es mir ein großer Freundschaftsdienst, daß Herr Senior Mentzel sich dazu erböt, die Lieder von der Taufe, Confirmation und Abendmahl von Nr. 312—358 zu sammeln, Herr

Subsenior Fischer aber eben so willfährig war, die sämmtlichen Lieder von den zukünftigen Dingen von Nr. 373—422 zu übernehmen. Was nun die zweyte Hälfte des Buches betrifft, welche die christliche Sitten- oder Tugendlehre in sich faßt: so wurde durch die freye Wahl eines Jeglichen die Arbeit so vertheilt, daß Herr Pastor Fentzel die Lieder, welche überhaupt das Allgemeine der Heils-Ordnung in sich fassen, von Nr. 423—527, Herr Probst Rambach die Lieder vom christlichen Verhalten gegen Gott und unsern Heiland, Jesum, von Nr. 528—649, Herr Diaconus Eisermann die Lieder von dem christlichen Verhalten gegen uns selbst, von Nr. 650—743, Herr Subsenior Fischer die Lieder von dem christlichen Verhalten gegen andre Menschen, von Nr. 744—834, Herr Senior Mentzel die Lieder auf besondere Zeiten, Fälle und Umstände, von Nr. 835—1107, und Herr Subsenior Fischer die Lieder v. Nr. 1108—1156 besorgte; welchen allen ich noch einen kleinen Anhang von einigen Liedern aus verschiedenen Rubriken, nebst einigen alten Schlußversen von Nr. 1157—1170 beygefügt habe. Nachdem nun ein Jeder von uns sein Fach gewählt hatte: so kamen wir vom September des vorigen Jahres an, fast ein halbes Jahr hindurch, mehrentheils alle Wochen einmal zusammen, wo die von einem Jeden gesammelten Lieder, so viel es die Zeit erlaubte, vorgelesen, beurtheilt, über ihre Aufnahme oder Weglassung berathschlagt, und dann das, was die gemeinschaftliche Billigung erhalten hatte, von einem Jeden ins Reine geschrieben wurde.

Ich komme nunmehr näher zu dem Inhalt und zu der Beschaffenheit dieses Buches, dessen Entstehn ich bisher beschrieben habe. Da das bisherige Breslauische Gesangbuch eine fast übergroße Menge von 1929 Liedern in sich faßte, worunter doch so viele nur umsonst da standen, weil sie aus mehr als einer Ursache gar nicht gesungen wurden, und doch das Buch ohne Noth dick und theuer machten: so war es der allgemeine Wunsch, daß, bey einer neuen Ausgabe desselben, selbst um des wohlfeilern Preises willen, die Anzahl der Lieder ansehnlich vermindert werden sollte, und nach dem ersten Plan sollte es eigentlich nur etwa 1000 Lieder enthalten. Da wir aber einmal in das Sammeln hinein kamen, und doch gerne, nach dem vorläufig gemachten Entwurf, etwas Vollständiges in seiner Art liefern wollten: so wurden wir von dem Reichthum so vieler geistreichen, theils zu behaltenden, theils erst aufzunehmenden Lieder von allen Seiten so überschwemmt, daß wir sehr bald fühlten, wir könnten bey der Wahl von 1000 Liedern unmöglich stehn bleiben. Wir erschraken, als wir, bey Ueberrechnung des gesammelten Vorraths, eine Total-Summe von mehr als 1400 Liedern heraus brachten; und so viel es auch Verläugnung kostete, so manche herrliche Gesänge aufzugeben: so war doch, wenn das einmal bestimmte Maaß nicht zu sehr überschritten werden sollte, nichts weiter

übrig, als daß jeder in seinem Fache etwas fallen ließ, wobey ich allein in den von mir besorgten Rubriken gegen 77, aber doch meist neue Lieder gestrichen habe; daher denn nur die ganze Summe der Gesänge, worunter noch dazu viele sehr kurz sind, nicht einmal zwey Dritttheile des vorigen Gesangbuchs ausmacht.

Was die Beschaffenheit dieser Lieder anbelangt: so haben wir vornehmlich dahin gesehn, überall die besten, die verständlichsten und erbaulichsten auszusuchen; wobey wir uns so viel möglich gehütet haben, keine Lieder von ganz unbekannten Melodien, deren in dem vorigen Gesangbuch über 200 waren, aufzunehmen. Sie theilen sich, wie das bey allen neuern Sammlungen der Fall ist, in alte und neue: und von beyden muß ich nun das Nothwendige in dieser Vorrede sagen.

Fast müßte derjenige ohne alles Gefühl der Religion, oder doch von einer blinden Anhänglichkeit an das Alte geblendet seyn, der nicht zugeben wollte, daß wir in unsren gegenwärtigen Tagen, wie bedenklich sie sonst seyn mögen, einen wahren Schatz der vortrefflichsten geistlichen Lieder besitzen, von welchen die von jeher so sehr beliebten Gellertschen nur die Vorläufer waren. Die Menge und Güte derselben ist, in Absicht des Inhalts sowohl, als der Poesie, in der That so groß, daß, wenn man auch alle die wegrechnet, welche zu sehr nach einem gewissen neuen und hohen Ton gestimmt sind, die Wahl unter den wirklich guten und vorzüglichen desto mehr erschwert wird. Da es nun die Hauptabsicht unsrer Arbeit, und der sehnliche Wunsch des Publici war, daß an die Stelle so vieler weggelaßnen alten, für unsre Zeit ganz unbrauchbaren Lieder, beßre, neue, die zum Theil schon bekannt waren, gesetzt werden möchten: so hat es wenigstens an unserm Fleiß nicht gefehlt, das Beste, was wir finden konnten, herauszusuchen: und wir haben zu diesem Behuf, ausser dem Berlinischen und Dietrichschen, die vorzüglichsten neuen Gesangbücher, vornehmlich das Dreßdner vom Jahr 1798., das Lausitzer vom Jahr 1792., das Annaberger vom Jahr 1798., das Leipziger vom Jahr 1796., das Erfurter vom Jahr 1797., das Braunschweiger vom Jahr 1781., das Bremische vom Jahr 1785., das Altonaer vom Jahr 1780., das Oldenburger vom Jahr 1791., so wie auch schon das ältere von Zollikofer, und einige andre treulich benutzt. Wie ich nun ehrlich versichern kann, daß ich vielfältig, bey dem blossen Abschreiben dieser Lieder, durch das Geistreiche ihres Inhalts ausnehmend gerührt worden, auch so manche, die sonst nichts weniger, als dem Neuern blindlings zugethan waren, denen ich sie vorlas, ihren lautesten Beyfall mir zu erkennen gaben; so darf ich vielleicht mit Grunde hoffen, daß alle billig denkenden Glieder unsrer Gemeine, von dieser Seite wenigstens, das Bessere dieses Gesangbuches nicht verkennen werden: und ich kann mich beynahe nicht enthalten, die Leser dieser Vorrede nur auf einige besonders

schöne Lieder dieser Art, blos aus den von mir gesammelten Rubriken, auf Nr. 41. 45. 48. 64. 130. 131. 139. 143. 154. 160. 161. 162. 183. 190. 202. 208. 209. 238. 240. 241. 246. 268. 270. 279. 309. 310. 362. 364. 368. vorläufig hinzuweisen; fest versichert, daß es an ähnlichen, eben so musterhaften Gesängen, auch in den übrigen Abschnitten gewiß nicht ermangelt.

Es war aber der Wunsch derer, welche nach einer Verbesserung des bisherigen Gesangbuchs sich so lange schon sehnten, nicht blos auf neue Gesänge, oder auf die Weglassung des ganz Unbrauchbaren, sondern auch dahin gerichtet, daß so manche gute, alte Lieder, welche zum Theil symbolisch worden waren, und Jahrhunderte hindurch Erbauung gestiftet hatten, nicht weggeworfen, sondern möglichst beybehalten, von den allzusehr veralteten oder bildlichen Ausdrücken entkleidet, und die darin enthaltenen, herrlichen Gedanken in eine für unser Zeitalter mehr passende Sprache übersetzt würden. Nichts konnte an sich gerechter seyn, als dieser Wunsch: denn auf der einen Seite wäre es wahrer Undank gegen die Verdienste unsrer frommen Väter, Lieder, in welchen sich die ganze Kraft ihres Glaubens spiegelt, Lieder, aus welchen viel tausend Christen, selbst in ihren Leidens- und Sterbens-Stunden, einen so reichen Trost geschöpft haben, und noch immer schöpfen, blos um des rauhen Kleides willen, in welches sie eingehüllt sind, aus dem öffentlichen Gottesdienste zu verbannen; auf der andern Seite ist doch auch nicht zu läugnen, daß viele dieser Lieder, in dieser ihrer alten Form, von einer gemischten Gemeine ohne Anstoß nicht mehr gesungen werden können; weil sie zu viel Auffallendes haben, welches die Andacht stört, oder wohl gar den Spottgeist bey leichtsinnigen Gemüthern rege macht. Nichts in der That hat unsre Arbeit schwerer gemacht, als eben diese Auswahl und Verbesserung der alten Gesänge: indessen haben wir alles gethan, was uns möglich war, zwischen der allzugroßen Strenge in der Weglassung, und allzugroßen Nachsicht in der Aufnahme derselben einen gewissen Mittelweg zu wählen. Im Ganzen genommen sind gegen 350 Lieder aus dem alten in das neue Gesangbuch übergetragen worden, von denen ich allein gegen 140 gezeichnet habe; und ich gestehe sehr gern, daß ich, wenn es blos auf meinen Wunsch angekommen wäre, oder ich Zeit genug gehabt hätte, einen größern Theil der Sammlung zu bearbeiten, noch mehrere derselben würde beybehalten haben, die einer zweckmäßigen Veränderung eben so fähig, als würdig waren: aber selbst die nothwendige Einschränkung der ganzen Summe machte diesen Wunsch vergeblich.

Es war gleich von Anfang beschlossen, daß die Lieder des seligen Luther, dessen Geist und Verdienst um die ganze Evangelische Kirche viel zu groß ist, als daß wir seine Arbeiten meistern, oder nach dem Geschmack unsers Zeitalters umformen sollten, unverändert bleiben sollten. Dies ist also auch

geschehn; und ich bin überdies mit meinen Mitarbeitern darüber eins worden, diese aus Luthers Feder gefloßnen Lieder, von welchen kaum 2 bis 3 fehlen, die im vorigen Gesangbuche standen, nicht, wie es in einigen neuen Lieder-Sammlungen geschehen ist, in einen bloßen Anhang zu werfen, sondern als die Grundlage gleichsam aller hernach von evangelischen Lehrern verfertigten Lieder, als ein ehrwürdiges Denkmahl des Alterthums, ganz allein voranzusetzen, weil wir uns dieser Lieder noch heute nicht schämen dürfen, wohl aber den Geist des freudigen Glaubens, und des frommen Eifers, der selbst aus der veralteten, aber kraftvollen Sprache hervorschimmert, nie genug bewundern können, daher auch viele derselben in unsren öffentlichen Kirchen-Versammlungen noch immer billig gesungen werden.

Was die übrigen alten Lieder betrifft, denen wir die Namen der Verfasser, so wie auch den neuen, mit allem Fleiß nicht haben beyfügen wollen, theils weil bey sehr vielen die Namen der Verfasser entweder gar nicht bekannt, oder doch ungewiß sind, theils weil die Güte eines Liedes von dem Namen des Verfassers doch nicht abhängt: so sind einige derselben fast ohne Änderung beybehalten, höchstens hier und da in einzelnen Worten und Ausdrücken verbessert, andre, welche eine fast ermüdende Länge hatten, um einige Verse abgekürzt, auch allenfalls die Schluß-Verse beybehalten, andre so verändert, wie sie in manchen neuen Sammlungen schon standen, aufgenommen, endlich auch einige, die in unsren Gemeinen von jeher sehr gewöhnlich und beliebt waren, und daher nicht wohl weggelassen werden konnten, mit sorgfältiger Beybehaltung der Hauptgedanken und Verse ganz umgearbeitet worden; und daß dies sonderlich bey kurzen Versarten, wo die Reime sehr schnell auf einander folgen, oft mehr Mühe und Schwierigkeit verursacht, als die Verfertigung eines ganz neuen Liedes, wobey man Materie und Versart selbst wählen kann, das werden alle die wissen, welche einen Versuch von dieser Art jemals gemacht haben.

Presbyterologische Miszelle zur Kirchengeschichte von Lobendau und Rothbrünnig

von JOHANNES GRÜNEWALD

In seiner Kirchen- und Predigergeschichte des Fürstentums Liegnitz führt Ehrhardt im Anschluß an den Pfarrerkatalog von Lobendau bei Haynau für die Zeit von 1603 bis 1613 die dem Liegnitzer Ordinationskatalog entnommenen Namen von vier Diakonen an und behauptet, diese hätten zugleich das Pastorat zu Giersdorf im Löwenbergschen verwaltet¹. Daß letzteres unmöglich stimmen kann, ergibt sich klar aus dem unten wiedergegebenen Zitat: das im Kreis Löwenberg gelegene Giersdorf ist von Lobendau wenigstens 25 Kilometer entfernt, es kann also von einem Hinübergehen nach Giersdorf und Herüberkommen von dort nach Lobendau keine Rede sein. Der Tatsache, daß Ehrhardt als gebürtigem Franken die geographischen Verhältnisse in Schlesien nicht so geläufig waren, ist dieser verzeihliche Irrtum zuzuschreiben, doch hätte er dem ihm vorliegenden Protokoll der Generalkirchenvisitation von 1655 entnehmen können, daß es in nächster Nachbarschaft von Lobendau vier Kilometer südwestlich noch ein anderes Giersdorf gibt, das zwar damals noch nicht Lobendau eingepfarrt war, weshalb es Ehrhardt unter den dahin gehörenden Ortschaften wegläßt, sich aber zur Lobendauer Kirche hielt. *Es hatte sich vor vielen Jahren freywillig, doch ohne Decem dahin begeben*², war also eine sogenannte Gastgemeinde von Lobendau. Bereits G. Spieker hat 1861 die Angaben

1 Presbyterologie des evangelischen Schlesiens, 4. Teil, 2. Hauptabschnitt, Liegnitz 1790, S. 607. Wörtlich schreibt er S. 604, Anm. *: *Ehmals wurde auch das im Löwenberger Kreise gelegene Giersdorf eine Zeitlang, als Eingepfarrt bey der Lobendauer Kirche, angesehen. Daher findet man unten § 6 die Nahmen der Diakonen zu Lobendau, welche zugleich in Absicht auf Giersdorf, Pastores waren. Nachdem der Luthrische Gottesdienst im Jaurischen Fürstenthum durch die schrökliche Keiserlich-Bischöfliche Reduktions-Kommission 1653 und 1654 ganz aufgehoben war, so durften zwar die Evangelischen Pastoren von Lobendau nicht mehr nach Giersdorf hinüber gehn und alda predigen und Sakramente reichen. Dagegen aber hielten sich die Giersdörfer hierüber zur Lobendauer Kirche, bis Giersdorf 1742, unter Königlich Preußischer Regierung, seine eigene Luthrische Pastoren empfieng.*

2 Urkunden-Sammlung zur Geschichte der evang. Kirche Schlesiens, Bd. 2: Die Generalkirchenvisitation im Fürstentume Liegnitz von 1654 und 1655, hg. von Gerhard EBERLEIN, Liegnitz 1917, S. 101.

Ehrhardts, dem offenbar eine Verwechslung mit dem zwischen Bunzlau und Löwenberg gelegenen Giersdorf unterlaufen sei³, korrigiert, ohne jedoch das Gastverhältnis seinem Ursprung nach aufzuklären zu können. Unzutreffend ist seine Mutmaßung, Giersdorf könnte zum Fürstentum Jauer gehört haben, und es hat dort niemals eine etwa 1654 rekatholisierte Kirche gegeben, wohl aber eine Wiedemut, die dem katholischen Pfarrer von Rothbrünnig zusteht.

Das Problem der in den Jahren 1603, 1604, 1607 und 1613 in Liegnitz für Lobendau und Giersdorf ordinierten Diakonen hat mich schon vor über 50 Jahren bei der Bearbeitung der Haynauer Predigergeschichte⁴ und danach immer wieder beschäftigt, ohne daß eine befriedigende Lösung sich finden ließ, auch nicht bei der eingehenden Erforschung der Kirchengeschichte von Rothbrünnig⁵, das sich unmittelbar an Giersdorf anschließt und mit diesem zuletzt einen gemeinsamen Ortsverband bildete⁶. Und diese Nachbarschaft gibt nun den Schlüssel zu des Rätsels Lösung.

Unter den 1945 erhalten gebliebenen Archivalien des katholischen Pfarramtes Rothbrünnig fand ich 1972 bei einer polnischen Familie im heutigen Brennik außer einigen von ihr verwahrten Kirchenbüchern aus dem 19. Jahrhundert einen alten Schmalfolioband, der nicht nur, wie auf dem Vorsatzblatt vermerkt, die seit 1671 jährlich wieder abgenommene *Kirchenraitung* mit genauen Angaben über die Kapitalien und Einkünfte der Pfarrei, sondern auch weiter zurückreichende chronikalische Aufzeichnun-

3 Gustav SPIEKER, Die evangelischen Gastgemeinden Schlesiens. Ein historisch-statistischer Versuch als Beitrag zur genaueren Kenntniß der kirchlichen Zustände Schlesiens, Breslau 1861, S. 126. – Gesetz über die Aufhebung des Verhältnisses der vagierenden und Gastgemeinden in der evangel. Kirche der Provinz Schlesien und die Ausführungsbestimmungen zu diesem Gesetz im kirchlichen Amtsblatt für den Geschäfts-Bereich des Königl. Consistoriums der Provinz Schlesien, 27. Jahrgang, Breslau 1880, S. 19–20 und 47–50. Das Datum der Einförrung von Giersdorf nach Lobendau ließ sich nicht genau feststellen.

4 Johannes GRÜNEWALD, Predigergeschichte des Kirchenkreises Haynau, Glogau 1938, S. 21. – Die nach dem Ordinationskatalog für Lobendau-Giersdorf ordinierten Diakone sind: 1603 Abraham Adami aus Lüben, Wintersemester 1597 Univ. Wittenberg, am 19. Nov. 1603; 1604 George Teuber aus Hirschberg, getauft 16. Aug. 1576, Vater Nikol T. in Hartau, Mutter Christina, 9. Okt. 1599 Univ. Wittenberg, 6. Nov. 1604; 1607 Hilarius Hilwigius aus Haynau, Wintersemester 1600 Univ. Frankfurt, am 13. Nov. 1607 und 1613 M. Caspar Glauver aus Bunzlau, 26. Sept. 1609 Magister von Wittenberg, ordiniert 3. 10. (Correspondenzblatt VI, 2, 1899, S. 185 Nr. 121 und 132; VIII, 1, 1902, S. 55 Nr. 4 und S. 60 Nr. 91). Der von Ehrhardt genannte, am 19. Mai 1607 ordinierte Henricus Hilwigius wurde als Pastor nach Giersdorf bei Löwenberg berufen.

5 Johannes GRÜNEWALD, Beiträge zur Presbyterologie der Pfarrei Rothbrünnig Kr. Goldberg. In: ASKG 27, 1969, S. 200–218.

6 Heimatbuch der Altkreise Goldberg-Haynau-Schönau, hg. von Otto BRANDT, Braunschweig 1954, S. 69f.

gen von der Hand des katholischen Pfarrers enthält, der im Zuge der Durchführung der Bestimmungen des Tridentiner Konzils in der Breslauer Diözese in Rothbrünnig als einer dem Bischof unterstehenden Pfarrei im Jahre 1601 eingesetzt worden war⁷. So wird nun auch durch diese aufgefundenen wichtige örtliche Quelle bestätigt, daß die Kirche bis dahin, wenn auch nur für kurze Zeit, im Besitz der Protestanten gewesen ist, entgegen der Annahme oder Behauptung einer nicht nachzuweisenden evangelischen Vergangenheit für Rothbrünnig⁸. Noch 1564 hatte Bischof Kaspar von Logau dem auf seine Rechtgläubigkeit hin geprüften Priester Kaspar Hein die Pfarrei verliehen⁹, während nun für den 1593 bezeugten Pastor Caspar Leßwitz¹⁰ mit Sicherheit feststeht, daß er evangelisch war. Vielleicht hängt ein 1577 erfolgter Um- oder Erweiterungsbau der Kirche mit ihrem damaligen Übergang an die wohl ausschließlich lutherische Gemeinde zusammen.

Kein Wunder, daß der neue Pfarrer Verhältnisse vorfand, die seinen Amtsbeginn fast unerträglich belasteten; wir entnehmen das seiner teilweise schwer lesbaren Niederschrift, wo es ihm bei der Schilderung seiner trostlosen Lage manchmal nicht gelingt, einen begonnenen Satz ohne abzubrechen zu vollenden, wenn er *Jn Nomine sanctae et indiuiduae Trinitatis noviter Incipit Registrum Parochiae Rothbriningensis.*

Anno 1601 wardt Jch Martinuß Sanner vom Sacellanat Zum Khandt¹¹, welches ich nach meinem geringen Vermögen, Auch in der schul daselbst, daß mehrentheil die Cantzel versehen, Auff die Pfarret Rothbrinnig von dem Hochwürdigen Fürsten undt Herren Herren Johannes 6. dieses Nahmens¹² (durch) diese grosse Commision Installiret. Die folgenden vier

7 Joachim KÖHLER, Das Ringen um die Tridentinische Erneuerung im Bistum Breslau, Köln-Wien 1973, S. 88; die Jahreszahl der Einsetzung des Pfarrers ist in 1601 zu verbessern.

8 F. G. Eduard ANDERS, Historische Statistik der Evang. Kirche in Schlesien, Breslau 1867, S. 519; Hermann HIRSCHBERG, Schlesischer Pfarr-Almanach, Berlin 1893, S. 218.

9 Kurt ENGELBERT, Kaspar von Logau, Bischof von Breslau (1562–1574). Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, Bd. 28, Breslau 1926, S. 172; ASKG 27, 1969, S. 226.

10 Gerhard EBERLEIN, Aus einem bischöflichen Kopialbuch des 16. Jahrhunderts. In: Correspondenzblatt V, 2, 1897, S. 155, Anm. 6, ohne Quellenbeleg.

11 Kaplan zu Kanth. Bei Adolf MOEPERT, Die kath. Kirchen der Pfarrei Kanth (Führer zu schlesischen Kirchen Nr. 48, Breslau 1939), nicht genannt.

12 Johannes VI. von Sitsch, 1600–1608 Fürstbischof von Breslau. Romuald WAGNER, Beiträge zur Geschichte des Breslauer Bischofs Johannes v. Sitsch. In: ASKG 4, 1939, S. 209–221; J. JUNGNITZ, Die Grabstätten der Breslauer Bischöfe, Breslau 1895, S. 26; K. KASTNER, Breslauer Bischöfe, Breslau 1929, S. 42 mit Portrait; G. ZIMMERMANN, Das Breslauer Domkapitel im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, Weimar 1938, S. 519–521; J. GOTTSCHALK, Die Grabstätten der Breslauer Bischöfe. In: ASKG 37, 1979, S. 200; W. MARSCHALL, Geschichte des Bistums Breslau, Stuttgart 1980, S. 76–78.

lateinischen Worte sind wegen nicht zu deutender Abbreviaturen¹³ unklar, sinngemäß drücken sie wohl aus, daß *Albereit die Nobiles* sich in den Pfarrhof *lociret und eingedrungen* waren, deshalb *muste ich ehe auch Auxiliante deo*¹⁴ *Jm verfüglichen Krätscham* (wohnen), *den sonst wardt ich im gantzen dörfflein verhasset, war fast ein halbes Jahr auffheltig, ging damahlfß in diese Zeit alles auff unKosten mühe undt bauen.*

Pfarrer Sanner ist wahrscheinlich personengleich mit Martin Senner, der 1592 auf der Akademie der Jesuiten in Olmütz studierte¹⁵. Daß er aus Köppernig, Kreis Neiße, stammt, geht aus der Überschrift zu dem Gedicht hervor, das er Caspar Cunrad für dessen *Theatrum Symbolicum* widmete¹⁶:

MARTINUS SANNERUS, Cöpernicensis

Ecclesiastes in Rottenbrinick.

Ut Pelicanus avis, qvum rostro pectus adunco

Transadigens recreat sanguinis imbre suos:

Sic miseratus Adae collapsum, sanguine CHRISTUS

Humani generis vivificavit opus.

At qvis aput memores tantae dator ipse SALUTIS?

Unus Is, a quo omnis manat et una SALUS.

12. August. A. 1608.¹⁷

Vielleicht ist sein Heimatort das zur Pfarrei Köppernig gehörende Moh-

13 Die Adligen hatten entweder das Pfarrhaus selber in Besitz genommen oder andere Personen hincingesetzt, das entscheidende Wort kann als *Gynicum* (gynaeceum, Frauenhaus?) oder *Cynicum* (?) gelesen werden.

14 Die folgenden Worte *multis cum rebus et periculis et immensis durch mich abgeschrieben* sind allenfalls in ihrem Sinn zu erraten, daß er dieses Register der Pfarrei unter höchst gefährlichen Umständen angefertigt hat, wenigstens in der Zeit, als er sich im Kretscham aufhalten mußte.

15 August MÜLLER, Schlesier auf der Akademie in Olmütz 1576–1631. In: Archiv XII, 1954, S. 88, was auch J. KÖHLER, (wie Anm. 7), S. 88, Anm. 85, für möglich hält.

16 Casparis Cunradi Phil. et Med. D. *Theatrum Symbolicum*, in qvo sacrum illud Davidicum DOMINI EST SALUS a viris illustri generis prosapia, strenua nobilitate, reverenda dignitate, excellenti doctrina, uti et humilitate ac doctrina celeberrimis per IX. integras Centurias vario enodatum carmine visitur. Olsnae Siles. Sumtibus Autoris. Typis Bössemesserianis (1625), S. 460.

17 Wie der Vogel Pelikan mit gekrümmtem Schnabel die Brust durchbohrend, im Regen des Blutes seine Jungen neu belebt: So hat der barmherzige CHRISTUS durch sein Blut Adams Fall, das Werk des Menschengeschlechts, zu neuem Leben erweckt. Doch wer ist, daran denkend, der Spender von so großem Heil? Einzig Der, von dem völlig und allein das Heil herrührt.

Nach einer Notiz in den Schlesischen Provinzialblättern, Neue Folge 9, 1870, S. 69, befand sich in Breslau am Hause Hummerei 53 »Grüner Pelican« folgende Inschrift: *Gleichwie der Pelikan mit seinen Jungen thut / Also hat Christus uns erlöst mit Seinem Blut.*

rau: der alte Martinus Sanner gewesener Pauer zur Mohrau, begraben am 14. Decembris 1631, könnte sein Vater gewesen sein¹⁸.

Zur Parochie Rothbrünnig gehörten die Ortschaften Giersdorf und Knobelsdorf, beides adlige Rittersitze, und das dem Kloster Liebenthal zuständige Dörfchen Peiswitz. Die weiteren Aufzeichnungen Pfarrer Sanners betreffen den Grundbesitz und die Liegenschaften von Kirche und Pfarrei und den Kampf um seine Rechte gegen die Schmälerung der ihm zustehenden Einkünfte.

Es sindt 2 Huben Ackers zur Pfarret, die eine auff Rothbrinniger, die and: doch nur stückelige auff Girßdorffer (Flur), Auff beyden nicht ein bethe getünget, den meine Antecessores ihr nicht gepflogen. Simpliciter es wolte kein Pauer die widemut nicht umbsonst anrichten, vill weniger, daß Jemandt mir denn daß wenigste hat geben wollen. Fünff mandeln allerley stro seind mir in auffzug vorkommen weitter ein geantwortet worden. Auff der Rothbrinniger (Hube) wardt ausgesehet worden nach dem Inventarium, welches 12 scheffel halb 4 scheffel (ausweist), ehe ich aber dieselbigen beim Inventario erhalten, habe ich mühe, Reisen undt unKosten nach die Neisse balden nach Breslau, Auff die Reisen p(ro) certo mehr den 12 Tahler Auffgewendet haben müssen.

Es hat auch die Pfarret 2 Wiesen, Eine hatt der Edelman zu Girßdorff, An der Andern ist nicht guttes, den sie gar im sauern liegen. Die Kirche hatt eine Wiese, welche ich biß hero undt vor mir alle Pfarrherrn gebrauchet, ist eben so im sawern undt nichtß guttes darauf, dannen soll ich jerlich eine liegnische Marck der Kirchen zinsen. Es hatt aber der Melchior Magnuß von Axleben zu Girßdorff¹⁹ etliche äcker, welche der Pfarret gehörig, zu seinem Newen an der Girßdorffer Goldtbergischen vndt Liegnizschen strassen gelegen hinzugenommen vnd dem Kretscham jerlichen vom Genuß der selbigen äcker dem Pfarrer eine Marg Zinsen deputiret undt abzugeben zugesaget, welches Geldt ich auff 2 Jahr, doch mit list undt anrechnung bekommen, daß ander (Ackerstück), das auff der Pfarret gewesen, hat er

18 Begräbnisbuch von Köppernig (von 1588 an) im Breslauer Diözesanarchiv Sign. 117 aa, S. 155 (freundl. Mitteilung vom 5. 11. 1986).

19 Melchior von Axleben, Magnus genannt, auf Giersdorf und Lobendau, 1595 Hofjunker Herzog Friedrichs IV. zu Liegnitz (Joh. Sinapius, Schlesischer Curiositäten erste Vorstellung, Leipzig 1720, S. 626). Hans von Schweinichen erwähnt ihn zum Jahre 1591: *9. April ließen mir J. F. G. durch Melchior Axleben meinen Dienst (als Hofmarschall) aufkündigen. Schweinichen nennt ihn einen großen Fuchsschwänzer (Schmeichler, Fürstenknecht), der mir damalen auch nicht gut war, die Ursachen warum weiß ich nicht; siehe Lieben, Lust und Leben der Deutschen des 16. Jahrhunderts in den Begebenheiten des Schlesischen Ritters Hans von Schweinichen von ihm selbst aufgesetzt, hg. von J. G. BÜSCHING, Bd. 2, Breslau 1822, S. 328, 331. – Hermann OESTERLEY, Denkwürdigkeiten von Hans von Schweinichen, Breslau 1878, S. 375f.*

seinen Ketzern ein Capellan, welchen er zu Lobendaw, da er wohnet, vor seine Girßdorffer Pauern abgeben undt ihnen zu kommen lassen. Anstadt dieser Bruchwiesen, welche ich bißhero gebrauchet undt alle Pfarrer nach mir brauchen alda, verlasse ich dieß Register und alles, was im Pfarrhoffe auffgewendet ... undt ich habe abgeben sollen.

Hier gibt uns also Pfarrer Sanner Aufklärung darüber, warum für Lobendau seit 1603 Diakonen ordiniert worden sind und sie Pastoren von Giersdorf genannt werden! Der evangelische Grundherr hatte nach der Rekatholisierung der Rothbrünniger Kirche einen dem Pfarramt zu Lobendau zugewiesenen Prediger für Giersdorf angestellt und zu dessen Unterhalt widerrechtlich und zum Schaden des Pfarrers einen Teil des Pfarreiackers bestimmt. Der Pfarrer hat darüber hinaus Grund genug, über das Verhalten der Lehnsherren zu klagen: *Vom 1601. Jahre restieren mir noch beyde vom Adel, Hanß von Redern auff Knobelßdorff²⁰ Melchior von Axleben auff Girßdorff undt Lobendaw, von Knobelßdorff von 9 Huben, vonn Girßdorff von 34, wollen auch mir kurtzumb keinen Tecem auff die andern Jahr geben, ohn den auf girßdorff hett Hunger sterben müssen. Aber ich streckte mein gantz Vermögen auf mit Reisen undt unKosten, damit ich recht undt allso den Tecem bekomme, mehr alß hundert Thaler, wie ich den jerlich der Kirchen undt Pfarrwidmut, welche beyde überauß verwüstet, undt bauständig bestes getrachtet habe.*

Sehr wichtig ist die folgende Aufzeichnung, die die oben vermutete Deutung der unverständlichen lateinischen Abkürzungen korrigiert: nicht die Adligen waren in das Pfarrhaus eingedrungen – hier steht klar auf deutsch, wen sie darin lociret hatten: *Der damahlß von eben newen vom Adel eigenmechtige Predicant, so auff dem Pfarrhoff eingedrungen, blieb auffem Pfarrhoff, doch predigte er denem vom Adel in Girßdorff im öffentlichen Hauße zu Girßdorff²¹. Er nun möcht an meine Wiesen gewaltssamer weise, beydes Heu undt Grummet, so wohl über Sommern Haber, Gerste undt allerley Gewechs, welches er Alles auff dessen V. Axleben auf Girßdorffschen Hoff durch dessen von Axleben Gesind undt Unterthanen*

20 Wahrscheinlich derselbe wie Hans von Reder(n) zum Scharffenort, welches Knobelßdorf benachbart liegt, bei SINAPIUS, II. Teil, 1728, S. 129 für 1596 und 1606 genannt.

21 Im Giersdorfer Schloß, das neben dem Pilgrams dorfer vor dem Dreißigjährigen Krieg das schönste im Kreise Goldberg gewesen sein soll (Der Heimat Bild, Kreis Goldberg-Haynau, hg. von S. KNÖRRLICH, Liegnitz 1928, S. 405). Das Schloß, das in seiner jetzigen Gestalt offenbar aus dem 19. Jahrhundert stammt, ist 1945 ausgeplündert worden, aber mit seinem schönen Renaissanceportal erhalten geblieben. In der Literatur gibt es keine Abbildung. Das hier beigelegte Photo von 1984 verdanke ich Herrn Studiendirektor Waldemar Niedergesäß in Traunstein. Ein Bericht »Drei historische Tage im Schloß Giersdorf« nach Pfingsten 1945 im Heimatbuch Goldberg-Haynau-Schönau 2. Folge 1956, S. 86–87 (vgl. Anm. 6).



Kirche von Rothbrünnig, heute



Schloß Giersdorf, heute

abgeholet, oder potius mir undt der verwüsten zerrüttten überall bawfelliigen Pfarret abgestollen hatt, in male quidem habent, sed qvod item inter duos. Es schadet daßselbige mir am Stro undt Viebefutter undt der Pfarret am meist (nächstes Wort durch Rasur unleserlich) vnverwindlich.

Demnach war bereits vor den durch ihre Ordination nachgewiesenen Diakonen ein dem Namen nach unbekannter Prediger für Giersdorf tätig, oder es ist noch der oben genannte C. Leßwitz, der dann erst nach fast einem halben Jahr den Pfarrhof geräumt und dem neuen Pfarrer Platz gemacht hat.

Waß Ich in dem wüsten, baufälligen Pfarrhoffe bessern undt machen lassen, das hat Pfarrer Sanner nun bis in die kleinsten Einzelheiten eingetragen und meistens auch die ihm dadurch entstandenen Kosten vermerkt, wie mühsam alles war mit dem Wiederaufbau und der Einrichtung. Es ist bewegend, von dem unermüdlichen Fleiß und Eifer zu lesen, womit der Pfarrer bemüht war, das heruntergekommene Pfarrhaus wieder bewohnbar und es sich darin einigermaßen bequem zu machen – die Freude über jede noch so geringe Neuanschaffung oder Reparatur spricht aus den nüchternen Angaben auf den vergilbten Blättern. Da die Aufzeichnungen auch volkskundlich und kulturgeschichtlich nicht ohne Bedeutung sind, sollen sie hier im Auszug wiedergegeben werden, zumal es sich vielleicht um die einzige vorhandene und erhalten gebliebene Schilderung der Einrichtung eines Pfarrhauses aus der Zeit um 1600 handeln dürfte²².

Anno 1601 Kaufft ich zwene Neu ofen teppe, einen vmb 2 Thaler undt 11 gr., den andern umb 2 Taller undt 10 gr. Item Neuen Kessel 2 Thaler 12 gr., der Biegel stehet daran 9 gr.

Alß der grüne ofen undt im Badstüblein der weisse gesetzt wardt, gab ich dem Tepper darüber sambt seinem Knecht essen undt trincken.

Den Tisch p(ro) 2 Taller geKaufft.

Vor das Topp-bret 44 gr. Vor das bret, daran daß Handtuch pfleget zu hengen 9 gr. Drey Stülle 2 grün undt einen roten, vor jeden 9 gr. Eine Lenbancke p. 12 gr.

Drey Spannbett gekauft vor das einige 1 Thl., vor das andere 27 gr., vor das dritte 15 gr. Das kleine Tischlein achte ich von 1 Thl. Die große

²² In etwa vergleichbar mit dem von C. A. SCHIMMELPFENNIG veröffentlichten evangelischen Pfarrinventar von Karzen aus dem Jahre 1614. In: »Rübezahl«, Schlesische Provinzialblätter, Neue Folge XI, 1872, S. 607–620, im Auszug bei Martin HILBIG, Chronik Karzen, 800 Jahre Kirchengemeinde in Schlesien, Ebersbrunn im Steigerwald 1981, S. 210–213.

schwarze Allmer²³ vor 18 gr. Die beyde grüne Rechen²⁴ stehen Einer 24 gr., ist 48 gr.

Habe einen Badtof kaufft, denn vor war keiner, mit dem Einsetzen stehet er 12 gr. 6 Stangen zum aufhengen in der stuben undt umb den ofen hab ich auch selber hinein machen lassen. Zvey fleisch klötzer ein groschen der ein, das ander p. 2 groschen.

Eine feine grüne glesserne Latterne inß Hauß machen lassen. P. 24 gr. Alß der ofen in der Badstuben gesetzt, weil die Dielen gar sambt den tremen²⁵ verfaulet waren, kaufft ich 4 brete, jedes stundt 4 gr.; ist 16 gr., ließ 2 Tage darüber im Winter machen, gab auch vor Negel, welche hinein kommen sein, 4½ gr.

Zvey Neue Glase Fenster, den vor nur 2 Alte zerrissene waren, hinein machen lassen, 10½ gr. Jm Sommerhäußlein undt in der Stuben die alten Glase fenster bessern lassen, gab 8½ gr: Jn diß Speise Kemmerlein eine neue Speiß Truhen P: 1 Tal. Kauft auch hinein 2 neue bret, jedes 4 gr. = 8 gr. Daß schloß an der Thür darin sambt dem schlüssel, 15 gr.

Alß ich auf den Pfarrhof kommen, waren die Fenster Kepffe gar böse, liß alle drey new machen, dan kaufft ich ein starck bret, p. 9½ gr.; gab Christopff Berntzigen Zimmer Man darvon zu machen 24 gr., gab ich auch vor seine Porschen²⁶ an meinem Tisch 2½ Tag essen undt trincken. Negel so viel in die Fenster Kepffe groß undt kleine so woll da mit die bencke damahlß angehangen, dem Schmiede selber gegeben 6 gr. Ich habe auch 3 Höltzer keufft pro 5 gr., deren 2 zum Parchen²⁷ kommen, alß Stender oder Staupen²⁸, das 3. vor eine Saule ins Backhauß. In die, so an Parchen kommen, 4 grosse Sparr Negel, p. jeden ein Kreutzer, ist 2 gr.

Zvey fenster Thürlein einhaftten beyder Negel machen lassen undt selber daß holtz darzu kaufft, stehen sambt den Negeln 6 gr.

Anno 1602 strafte der liebe Gott den 25 Junij mit Hagel undt donner allerley Getreyde, welches gentzlich verterbet wardt, doch (wer) weiß wie der Aufzuchß sonderlich Haber undt Gerste, schadte mir am einnehmen den Tecem bey 100 Thl. Vor einen scheffel haber undt einen scheffel Korn muß ich geben 30 gr. Das unzerschlagene Getreyde war (her-) nach so tewer. Wehr würdt von der Huben geben Decem 1 Scheffel Korn undt 1 Scheffel Haber (?).

Anno 1608 den 29 September kaufft ich ein groß Rückschloß, ist zur Keller

23 Allmer (almaria): Kasten, Schrein, Truhe.

24 Rechen: ein Halter für Kleider oder Küchengeräte.

25 Tremen oder Trämen: Tragbalken.

26 Porschen: Burschen, Gehilfen.

27 Parchen: Zaun.

28 Staupen: Säulen.

Thür kommen. Eodem Anno den 19 December ließ ich die Fenster in der Stuben bessern, datur 7½ gr. de pecunia mea.

Pro anno 1607 et 1608 zu Ostern Jdes Jahr 4 groschen hab ich Kirch Zinß vom Juncker Christopffen von besondern auff Knobelßdorff²⁹ Ausstendt der Kirch empfangen lassen, hierüber ich anstadt der Kirch quittiret, welche die Kirch Vetter dan schrifftl. gegeben sambt 30 gr. vino, 6 p. Kirch Vettern 8 p. Glocken Schmier.

Anno 1609 den 8 April liß ich vor mein Rindt Vieh eine kleine Viehe Krippen machen, so hatt mich in allem sampt der Arbeit 1 Thl. 12 gr. (gekostet).

Im selben Jahr hat er den Pfarrgarten in Giersdorf einzäunen lassen und 18 Taler für Eichenstämme und Ruten samt dem Arbeitslohn bezahlt.

Anno 1610 (ohne Angabe des Monats) den 13. in die Pfarrbanck in der Kirch ein stücklein Brettlein sambt einen Sitz, darauff man die Armen legen kann, machen lassen. In allem Brettlein, Negell vndt Zimmermann Ecclesia debet 2 gr.

Anno 1612 mußten auf Kosten der Kirche die gar zerrissenen Firsten an der Pfarrscheune, den Ställen und den andern Gebäuden erneuert werden, ebenso die überall gar böse gewordenen Dächer. Den 11. September läßt der Pfarrer 9 Fuder Lehm zum Pfarrparchen und in die zerrissenen Ställe führen, item zum Weißmachen Kalk in die Pfarrstube, als dieselbe mit neuen Fensterköppfen versehen wurde, und bezahlt dafür 6½ gr. und 2 greschel. Item hat er vor die Fenster Strücklein zum Auf- und Zumachen anbringen lassen.

Anno 1613 den 9. Januarii habe ich zu meiner Schlaff Kammer ein neu Rückschloß mit zweyen Schlüsseln machen und anschlagen lassen, stehet 13½ gr. Ecclesia debet. Item den 3. Juny 2 Fuder Leim führen lassen zur Scheun Thennen. Alß das Backhauß erst gebauet worden d. 2. Augusti von meinem Gelde dem Zimmermann 1 Thl. 18 gr. Ecclesia mihi debet. Den 15. Februarij ein Schin am Born eymer machen lassen. Item den 11. Junij am Pfarrhof kleiben und decken lassen, 7 Fuder Leim heranführen lassen. 1611 et 1612 et 13 ist mir nun etlicher massen gezahlet. 1614 den 28. Januarij für Wachs, so zun Kertzen in die Kirch kommen, p. 1 Thlr. 12 gr.

Den 23. Julij gab ich zum Pfarr Parchen 2 Schwellen undt ein Saul. Item etwaß die Fenster bessern lassen gab ich 6 greschel zu Kalck, darmit umb die Fenster geweisset. Im selben Jahr vermerkt er, daß er von den Kirchvätern, die das Kirchenvermögen verwalteten, für seine Ausgaben 2 tlr. 9 gr. das erstemol, und 1615 das andermol 4 Tlr. 12 gr. erstattet bekommen hat, und

29 Christoph von Redern (?), sonst nicht nachweisbar. Es handelt sich wohl um besondere Abgaben, die rückständig waren.

Anno 1616 die Ascensionis Domini alß Kirchen Rechnung gehalten, ist die Kirche in allem dem Herrn Pfahr Herrn Martino Sannern 5 Tall. 30 wgr. schuldig. Den 9. Julij von Caspar Engellmann Kirch Vater 1 Thl. 18 gr. empfangen. Auff diese Schuld dagegen habe ich den neuen Brun eymer, so new beschlagen wartt, außgezahlet 1 Thl. 12 gr. Item vor Schindel Negel 9 gr. Den andern Julij 1617 auß dem Kastel³⁰ auff meine Rechnung 1 Thl. empfangen. Am Tage Petry et Pauly 3 Stückholtz³¹ zu Schwellen jedes pro 6 gr. geben. Item in Pfarrstall 2 Stücklich und oben darauff ein Rimboltz³² auch p. jedes 6 gr., ist 1 Thl. Item zum notwendigen Baw gegeben das Stückholtz, auß dem Stangen machen lassen.

Bis hierher reichen Pfarrer Sanners jährliche Anmerckungen. Es fällt auf, daß er keinerlei Nachrichten gibt über die Herrichtung der Kirche für den katholischen Gottesdienst wie über den »status animarum«, seine Parochien, die fraglos fast alle evangelisch waren, auch die »Kirch Vetter«, die ihm am 1. Oktober 1613 den Dienst in der Kirche versagt hatten, so daß der Schmied mit dem »Säcklein« gehen mußte. Wir erfahren ebenfalls nichts darüber, ob der Pfarrer außer dem oft schwer erkämpften Dezem einige Früchte seiner seelsorgerlichen Bemühungen einbringen konnte in Rückführung der Gemeinde zur katholischen Kirche³³ Da in der Mitte des sehr defekten Bandes viele Seiten herausgetrennt sind, könnte er das Register auf den verlorengegangenen Blättern weitergeführt haben, vielleicht bis etwa 1635. Möglicherweise wurde er ein Opfer des Krieges, wie damals das von ihm so mühsam wieder hergerichtete Pfarrhaus verbrannt und zerstört worden ist; nach dem Visitationsbericht von 1651 waren keine Spuren und Überbleibsel davon mehr zu sehen³⁴. Wie durch ein Wunder ist das alte Buch erhalten geblieben – wie später noch zweimal, 1813 und 1945. Der nach langer Vakanz der Pfarrei 1671 wieder eingesetzte neue Pfarrer Gottfried Sartorius hat es weiter als Kirchenrechnungs- und Quittungsbuch

30 Kastel: die Kirchkasse.

31 Stückholz: kurze Hölzer, die, zwischen Pfosten mit Gerten verflochten und mit Lehm verklebt, das Fachwerk bilden. Stücklich: kleines Holzstück.

32 Riemholz: vielleicht ein mit Lederriemen versehenes Brett zum Anbinden von Kühen oder Pferden.

33 Nach dem ältesten handschriftlichen Bistumsschematismus »Alma Dioecesis Wratislaviensis« von 1724 zählte der damalige Pfarrer Joseph Breunlich im Pfarrort »Catholicos circiter 300«, haereticos (Lutheraner) in den eingepfarrten Ortschaften der weiträumigen Parochie circiter 1039« (Breslauer Diözesanarchiv Signatur IIb 11, S. 206). Bis in unsere Zeit war Rothbrünnig ein überwiegend katholisches Dorf. 1927 lebten am Ort 246 Katholiken und 71 Protestanten, 1940 betrug die katholische Seelenzahl der Gesamtparochie 860 (Heimatbuch Goldberg-Haynau 1928, S. 418, Handbuch des Erzbistums Breslau für das Jahr 1940, S. 48).

34 J. JUNGNITZ, Visitationsberichte der Diözese Breslau, Archidiakonat Liegnitz, Breslau 1908, S. 37. Die Kirche befand sich in gutem Bauzustand.

für die Pfarreieinkünfte benutzt, ebenso seine Nachfolger bis 1720. Pfarrer Senftleben hat darin eingehend die Katastrophe des Brandes von Kirche und Pfarrhof im Jahre 1813 und den schweren Wiederaufbau danach geschildert, wie 200 Jahre zuvor Pfarrer Sanner. Libelli habent et tradunt fata!

Die Berufung von vier für Lobendau ordinierten Diakonen 1603 und in den folgenden Jahren ist gewiß kein weltbewegendes Ereignis, zumal sich ihre Tätigkeit nur auf den kurzen Zeitraum von einem Jahrzehnt beschränkte und wir auch von ihren Lebensumständen nichts Näheres wissen.

Wir kennen nunmehr die Ursachen und Zusammenhänge, weshalb es überhaupt Diakone in Lobendau gegeben hat. Es ist nicht unbedeutend für die schlesische Kirchengeschichte in der Zeit der beginnenden Gegenreformation, daß ein evangelischer Grundherr sich für die Seelsorge seiner Giersdorfer »Untertanen« verantwortlich wußte, nachdem die zuständige Pfarrkirche von Rothbrünnig rekatholisiert worden war. Auch dies ein Grund, die Freude über den Fund des alten Kirchenregisters weiterzugeben, dem der katholische Pfarrer – der 1601 unter so schwierigen Bedingungen seinen Dienst begonnen hatte – seine persönlichen Kümmernisse und die Sorge für den Wiederaufbau der Pfarrei anvertraut hat³⁵.

35 Zur Kirchengeschichte von Lobendau soll abschließend der Titel der in einem Sammelband der Universitätsbibliothek Breslau gefundenen Predigt im Wortlaut mitgeteilt werden, die zur Erinnerung an den großen Brand 1641 gehalten worden ist und den Verfassern der beiden Jubelschriften von 1856 und 1906, Rochlitz und Peters, unbekannt war: *Klage/ Ach vnd Web/ wegen der Hochschädlichen Feuerßbrunst/ welche in diesem 1641. Jahr gleich an der Aschermitwoche frühmorgenß zu Lobendaw / Auß verhengnis des zornigen GOttes/ durch Anzündung etlicher darzu außgeschickter Feindlichen Exequirer/ entstanden vnd auffgegangen/ von anfangs vnten im Dorffe eines Bawren hoff/ nachmalß oben deß einen Lehnßherrn Hoffestatt/ dannen auch das liebe Kirchen – vnd Gotteshauß/ so nahe dabey/ sampt dem Thurm vnd Glocken zu grund auß verzebret/ vnd gantz erbärmlicher Weise in die Aschen geleget / Am Sontage Jubilate auff einem Saal zu nothwendigem unterricht angestellet/ vnd zu stetß wehrendem Andencken in Druck gegeben / durch MELCHIOREM Höffichen/ der Christlichen Gemeine zu Lobendaw Pfarrern. 1. Cor. 10. v. 11. Es ist aber vns geschrieben zur Warnung. Am Schluß der eindringlichen Buß- und Trostpredigt Psalm 60, V. 3 als Chronogramm: GOTDV hast Vns Verstossen VnD zerstreVet / aCh tröste Vns VVIEder (= 1641). 1655 bei der Generalkirchenvisitation war erst das Chor aus neue wieder gesperret und bedeckt, der Gottesdienst aber wird bis dato noch in H. Magnußes nahe dabey theils eingefallenen, theilß aufm fall bestehende Behausung in einer stuben verrichtet (Urkunden-Sammlung Bd. 2, 1917, S. 100). – Ältere Abbildungen der Kirchen von Lobendau und Rothbrünnig sind nicht vorhanden, eine Zeichnung der Lobendauer in: Elfriede SPRINGER, Niederschlesische Kunstdenkmäler, Liegnitz 1932, S. 77, und ein Photo im Heimatbuch Goldberg-Haynau 1928, S. 154 (beides Außenansichten), Innen- und Außenansicht in: Gerhard HULTSCH, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, Lübeck 1977, S. 591. Von der Kirche in Rothbrünnig eine Außenansicht in: ASKG 27, 1969, neben S. 208.*

Heinz Helmuth Arnold

Das Schicksal eines judenchristlichen evangelischen Pfarrers im Dritten Reich

von DIETMAR NESS

Vorbemerkungen

»Wenn Biologie und Konfession verwechselt werden« – auf diese einprägsame Formel hat derjenige, über den hier berichtet werden soll, den Grund aller seiner Leiden gebracht. Diese Leiden sollen hier schlicht nacherzählt werden gleichsam als ein Drama, das in acht Akten schließlich zum Beschuß der Kirchenregierung vom 30. September 1937 führt: »Die Versetzung des Pfarrers Heinz Helmuth Arnold in Polkwitz, Kirchenkreis Glogau, ist im Interesse der Kirche dringend geboten.«

Der Darstellung liegt in der Hauptsache seine beim Konsistorium in Breslau geführte Personalakte zugrunde¹, ergänzt durch einige Schriftstücke aus den Akten des Bischofs²; vieles fehlt, was zu genauerer Kenntnis und gerechterem Urteil gut wäre, vor allem aus dem Städtchen Polkwitz und der dortigen evangelischen Gemeinde³. Eine allgemeine Darstellung und Erörterung des Verhaltens »der« evangelischen Kirche Schlesiens gegenüber Juden und Judenchristen beziehungsweise der nationalsozialisti-

1 Staatsarchiv Breslau [Wojewódzkie Archiwum Państwowe we Wrocławiu], Bestand II/47 »Śląski Konsistorz Ewangelicki«, fortan zitiert »SKE«, hier: Teil V Personalakten, Nr. 634. Die Personalakte Heinz Helmuth Arnold besteht aus drei ursprünglich getrennten Faszikeln:

– Blatt 1–357, die eigentliche Personalakte, begonnen beim Landeskirchenrat der Thüringer Kirche;

– Blatt 358–400, ursprünglich im Aktenbestand des Provinzialkirchenausschusses, betrifft »Versetzungsverfahren Arnold«;

– Blatt 401–459, ursprünglich unter »Klärung der politischen Lage, adh. II« geführt. Zur Entlastung des Anmerkungsapparates wird diese Akte im fortlaufenden Text nur mit Angabe der Blattziffer zitiert. – Das Eingangszitat findet sich auf Blatt 435.

2 SKE VI, 590, »Die judenchristliche Frage«, 162 Blätter.

3 Die beim Konsistorium geführte Ortsakte der Kirchengemeinde Polkwitz, SKE III, 1635, enthält zu den Vorgängen um H. H. Arnold nicht *ein* Blatt! – Zur kirchenpolitischen Ausgangslage hier die Mitteilung, daß bei den Wahlen vom 23. Juli 1933 die DC 69%, Evangelium und Kirche 31% der Stimmen erhalten haben; SKE I, 2451, 14.

schen Rassenideologie ist nicht unsere Absicht⁴; die nur begrenzte Aussagekraft eines Fallbeispiels wird in Kauf genommen, vielmehr: ist ausdrücklich intendiert. Es ist mancherlei daran zu studieren, bekommt Farbe und Anschaulichkeit: die Primitivität etwa antijüdischer Argumentation in »völkischen« Kreisen, oder die Mittel der Denunziation, der Einschüchterung, der brutalen Gewalt. Es wird erkennbar, wie eine zu formaler Korrektheit verpflichtete und um sie bemühte Behörde solchem Druck nur schwer entgegenhalten kann, kann sie doch nicht mit gleichen Mitteln arbeiten. Vor allem im Vergleich mit dem Schicksal des zweiten⁵ judenchristlichen Pfarrers der schlesischen Kirchenprovinz, Friedrich Forell⁶, der bereits am

4 Wir hoffen, daß in Zukunft weitere Quellen zutage treten, und verweisen vorerst auf die kurzen Abschnitte bei Gerhard EHRENFORTH, *Die schlesische Kirche im Kirchenkampf*, Göttingen 1968, S. 208–215, sowie Ernst HORNIG, *Die Bekennende Kirche in Schlesien 1933–1945*, Göttingen 1977, S. 54–60, ferner auf vier Aufsätze, in denen der Breslauer Rechtshistoriker Karol JONCA unter Benutzung Breslauer Archivalien diesem Thema nachgegangen ist: Karol JONCA, Kościół ewangelicki na Śląsku wobec polityki rasistowskiej NSDAP [Die evangelische Kirche in Schlesien und die Rassenpolitik der NSDAP]. In: *Studia Śląskie* XXXV, 1979, S. 131–179; DERS., Kościół ewangelicki w Trzeciej Rzeczy wobec ideologii narodowego socjalizmu w latach 1933–1945 [Die evangelische Kirche im Dritten Reich angesichts der nationalsozialistischen Ideologie 1933–1945]. In: *Studia nad faszyzmem i zbrodniami hitlerowskimi*, Bd. 6, Wrocław 1980, S. 73–145 (»unter besonderer Berücksichtigung Schlesiens«); DERS., Schlesiens Kirchen zur Lösung der Judenfrage. In: *Das Unrechtsregime. Internationale Forschung über den Nationalsozialismus*, hg. von Ursula BÜTTNER, Hamburg 1986, Bd. 2, S. 123–147; DERS., *Judenverfolgung und Kirche in Schlesien (1933–1945)*. In: *Deutsche – Polen – Juden. Ihre Beziehungen von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert*, hg. von Stefi JERSCH-WENZEL, Berlin 1987, S. 211–228. Zum zuerst genannten Aufsatz vgl. die Besprechung in: JSKG, Bd. 60, 1980, S. 133–139.

5 Wir sind von der Judenchristlichen Allianz in Deutschland e.V. nach drei weiteren schlesischen Pfarrern und deren möglicher jüdischer Abstammung gefragt worden:

a) Karl [recte: Wilhelm] Balthasar in Proskau; er war nach SKE VI, 590, 143, verheiratet mit einer getauften Jüdin;
 b) Karl [recte: Hellmuth] Bergmann in Alt Reichenau; er war nach SKE I, 2447, 126, verheiratet mit einer getauften Jüdin;
 c) Max Schmidt in Rosen; (noch) keine aktenmäßige Feststellung.

6 Für einen leider noch ausstehenden ausführlichen biographischen Aufsatz über Forell hier zwei Kurznotizen: bereits 1933 Mai (!) 23 hatte Bischof Zänker bei Oberkonsistorialrat Heckel, Berlin, angefragt, ob Forell eventuell nach Kopenhagen gehen könne: »Pastor Forell ist jüdischer Abstammung. Daher habe ich die Befürchtung, daß die Frauenhilfen ihn eines Tages ablehnen könnten. Einstweilen werden Bedenken nur von wenigen geäußert [...]. Er ist ein ungewöhnlich tüchtiger, redegewandter und unermüdlich arbeitsamer Mensch, streng lutherisch und episkopal eingestellt, auf dem Boden der Schrift stehend. Er hat eine vorzügliche Frau, die uns in der Frauenhilfe sehr wertvolle Dienste leistet, und zwei Söhne. Es läßt sich nicht verschweigen, daß man ihm den semitischen Typus anmerkt«; SKE VI, 590, 137–137a. – 1933 Sept. 9 schreibt Zänker an die Basler Mission, ob Forell dorthin könne, er sehe sich, »da er nichtarischer Abstammung ist, genötigt, außerhalb unserer Landesgrenzen ein Amt zu suchen«; ebd.

8. Juli 1933 zwangsbeurlaubt wurde und zum 1. Januar 1934 – selber bereits im Ausland – sich unter Druck pensionieren ließ, ist auffallend, daß zwischen den ersten Angriffen auf Pastor Arnold im Februar 1934 und seinem Weggang aus Deutschland fünf Jahre vergehen. Das kann kaum nur mit der anderen, exponierteren Stellung Forells als Provinzialpfarrer der schlesischen Frauenhilfe erklärt werden; dem hartnäckigen Beharren Arnolds in seiner Gemeinde korrespondiert eine hinhaltende Taktik des Konsistoriums gegenüber Partei und Staat, weit entfernt von aller Willfährigkeit, und doch im letzten hilflos. Und gleichermaßen machtlos ist Bischof Zänker. Auch gilt festzustellen, daß nirgends in den für diese Darstellung benutzten Quellen eine kirchenbehördliche Rechtfertigung oder auch nur Anerkennung der Berechtigung zur Diskriminierung alles »Jüdischen« zu finden ist – freilich auch nicht eine deutliche Kritik oder Verurteilung oder ein konsequenter Widerstand gegen die Schlußfolgerungen, die andere aus ihrer völkischen Ideologie zogen. Ob dazu Möglichkeiten gewesen wären – ich mag in der sicheren Distanz eines halben Jahrhunderts nicht fordern, nicht entscheiden, eingedenk eines Augenzeugen, der über die »Kristallnacht« in Breslau berichtet: »Plötzlich war mir bewußt: hier hätte ich jetzt ganz laut schreien müssen [...] Und dennoch geschah, was so vielen damals wohl ähnlich ergangen sein muß, die in dieser Nacht des 9. November oder schon vorher [...] solch ähnlich himmelschreiendes Unrecht an jüdischen Mitbürgern und politischen Gegnern miterlebt hatten. Man schrie eben nicht, weil man wußte, was geschehen würde, wenn man es tun würde: daß solches Schreien umgehend erstickt würde durch Verhaftung und Folter in den gefürchteten Kellern der Gestapo [...]«⁷.

Die ersten Schwierigkeiten

Heinz Helmuth Arnold ist seit dem 1. November 1928 Pfarrer der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Polkwitz, Kreis Glogau⁸. Aktenkundig wird der sich an seiner jüdischen Herkunft entzündende Konflikt erstmals durch ein Schreiben des Bürgermeisters der Stadt Polkwitz, datiert

Bl. 146–146a. – Vgl. über ihn die kurzen Angaben bei HORNIG (wie Anm. 4), S. 55. – Verschiedene Notizen und Berichte über ihn auch: Kirchenblatt für Evangelische aus Schlesien, Jg. 1949, Nr. 7; Schlesischer Gottesfreund 1950, 56; 1953, 423; 1958, 1243; 1962, 1809; 1963, 1855, 1891; 1967, 2409; 1968, 2530, 2552, 2562. – Seine Personalakte SKE V, 1114. – Einige Materialien auch im Archiv der Gemeinschaft evangelischer Schlesier.

7 Schlesischer Gottesfreund, Jg. 40, 1989, S. 25–28, »Die Pogromnacht vom 9. November 1938 in Breslau«, hier: S. 27.

8 Lebensdaten nach der Personalakte: Geboren am 8. Februar 1892 in Berlin; Vater Rechtsanwalt Arthur Aronius, Mutter Clara, geborene Altsmann; ein jüngerer Bruder Friedrich Wilhelm; getauft 1892 April 24 an der Dorotheenstädtischen Kirche zu Berlin;

vom 9. April 1934, an das dortige Pfarramt: »In der Patronatssache der hiesigen evangelischen Kirche teile ich Ihnen mit, daß ich persönlich die Rechte des Patronatsältesten erst dann wahrnehmen kann, sobald an unserer Kirche ein Pastor arischer Abstammung amtiert. Den jetzigen Zustand betrachte ich als eine Verhöhnung der nationalsozialistischen Weltanschauung und als eine Gefahr für die Seelsorge unserer Gemeindeglieder. Eine alsbaldige Änderung ist mehr als dringend notwendig. Bis dahin behalte ich mir vor, von Fall zu Fall einen Vertreter zu bestimmen. Werchan.« (404) Unter dem gleichen Datum ein zweites Schreiben an den Superintendenten in Glogau: »[...] Ich darf dringend bitten, für baldige Abstellung zu sorgen. Zu mindest wollen Sie veranlassen, daß jeweils alle 14 Tage Pastor Arnold mit einem anderen Pastor der Umgebung ausgetauscht wird, damit die Gemeindeglieder auch zur Kirche gehen können, ohne mit ihrer politischen und weltanschaulichen Einstellung in Gewissenskonflikt zu kommen.« (405) Beide Schreiben reicht Superintendent Werner Eberlein noch am 10. April an Bischof Zänker weiter. Er stellt begleitend Fragen zur Möglichkeit, dem Verlangen nach turnusmäßigem Wechsel im Predigtdienst zu entsprechen; danach, ob es möglich sei, »Arnold auf ein anderes Wirkungsfeld zu versetzen? Vielleicht ein stilles Dorf, das sonst unbesetzt bleibt, u. nicht gerade eine Kleinstadt, zumal Arnold die bekannte Erklärung gegen den Reichsbischof⁹ verlesen hat. Ich würde versuchen, Arnold in das kleine Schoenau¹⁰ mit 870 Seelen zu bekommen, wenn ich die Genehmigung erhielte, es zu besetzen; dort sind die entscheidenden Persönlichkeiten

1911 April 21 Namensänderung »Arnold«; 1914–1918 Kriegsteilnehmer; Theologiestudium, 8 Semester, 1911–1914, 1918–1919; 1921 Juni 26 in Berlin ordiniert; 1921 Juli 1 Hilfsgeistlicher in Spandau-Haselhorst und Vakanzvertreter an der Melanchthonkirche in Spandau; 1922 Mai 1 Hilfsgeistlicher in Lichtenrade-Mahlow; 1922 Nov. 15 bis 1926 Apr. 15 Diasporapfarrer in Königsberg a. Eger und Außenorten; Entlassung aus dem Aufsichtsbezirk des Brandenburger Konsistoriums und Übergang in die Thüringische Kirche, 1926 Mai 1 vikarische Verwaltung der Pfarrstelle Königshofen, Kirchenkreis Eisenberg, gewählter Pfarrer dort zu 1926 Sept. 1; 1928 Okt. 15 fertigt der Magistrat der Stadt Polkwitz »als Patron der evangelischen Kirche« die Berufungsurkunde zum 1. November aus; seine Einführungspredigt hält Arnold am 18. Nov. über den Text »Ich bin bei dir, daß ich dir helfe«; 1938 Mai 1 in den einstweiligen Ruhestand versetzt; gestorben 1959 Februar (?) in Bradford/Yorkshire.

9 Kanzelabkündigung des Pfarrernotbundes vom 14. 1. 1934; Text: Kirchliches Jahrbuch 1933–1945, S. 37f. – Arnold ist damals (Stand vom 1. 10. 1934) einziger Pfarrer der Bekennenden Kirche im Kirchenkreis Glogau; HORNIG (wie Anm. 4), S. 362.

10 Schönenau, Kirchenkreis Glogau. Die Pfarrstelle scheint nach dem Ausscheiden von Pfarrer Paul Mücke zu 1930 Nov. 1 (Amtsbl. S. 124) zunächst nicht wieder besetzt worden zu sein, ist aber auch nicht aufgehoben worden. Seit 1938 Januar 1 ist Fritz Schulze (* 1909 Juli 14) Pfarrer der Gemeinde (Amtsbl. 1937, S. 228), vorher dort Pfarrvikar.

jedenfalls nicht so eingestellt. Ehe ich nach Polkwitz Antwort gebe, möchte ich die bischöfliche Entscheidung haben. Durch bloßes Zuwarten wird in Polkwitz jedenfalls *nicht* Ruhe, weil dort gewisse Kreise grundsätzl. gegen Arnold eingestellt sind« (401–403).

Es reagiert nicht der Bischof, sondern das Konsistorium: am 11. Mai findet sich Konsistorialrat Hembd – zuständiger Dezernent für den Kirchenkreis Glogau – in Polkwitz ein, zunächst zu getrennten Verhandlungen mit Werchan, dann Arnold, danach mit dem Gemeindekirchenrat. In seinem Bericht (408–414) referiert er, eine eigene Stellungnahme sorgfältig vermeidend, folgende Vorwürfe gegen Arnold:

- seine jüdische Abstammung: »man wisse, wie groß das Unheil sei, das die Juden im deutschen Vaterland angerichtet haben«;
- Arnold habe »offenbar eine Neigung zur katholischen Kirche«;
- dem Gemeindekirchenrat habe Arnold vorgeworfen, er sei gegen die Kirche und wolle ihn nur deshalb fort haben. Arnold erklärte das so, daß er abgelehnt werde, weil er Notbundpfarrer sei und damit selbst die Empfindung habe, wenn man gegen ihn sei, sei man auch gegen die bekenntnisgebundene Kirche;
- als Seelsorger komme Arnold bei 80–90 % der Gemeindeglieder nicht in Betracht; dagegen spreche nicht der gute Gottesdienstbesuch, der geschehe »mehr aus Gewohnheit als darum weil sie [die Gemeinde] den Pfarrer schätzt«;
- »seine Predigten ließen zu wünschen übrig, sie seien oberflächlich und stammten nicht aus innerster Empfindung¹¹;«
- Arnold werde als politisch unzuverlässig bezeichnet;
- entgegen ausdrücklichem Beschuß des Gemeindekirchenrats berufe er die Sitzungen der Körperschaft nicht ins Rathaus, sondern ins Pfarrhaus ein;
- Arnold habe bei der Bewerbung um die Pfarrstelle seine jüdische Abstammung verschwiegen;
- und besonders empörend sei eine schriftliche Äußerung Arnolds, in der er erklärt habe, er sei mit Jesus und den Aposteln blutsverwandt.

Als Konsistorialrat Hembd präziser nachfragt, kommt deutlich heraus: »man stoße sich eigentlich nur an seiner jüdischen Abkunft, die er nicht verleugnen könne und die sich in seinem ganzen Wesen immer wieder nur allzusehr bemerkbar mache, wie z.B. auch in seiner stark auffallend jüdischen Redeweise und Beredsamkeit.«

Wie kann es weitergehen? Werchans Vorschlag turnusmäßigen Prediger-

¹¹ Hembd kommentiert hier: »Mir erscheint das als ein Urteil, das nicht von Persönlichkeiten abgegeben werden dürfte, die nach Aussage von A. selten oder überhaupt nicht zu ihm in den Gottesdienst kommen.«

wechsels wird verworfen, weil er das Grundproblem nicht löse. Hembd erläutert, »daß das Ariergesetz in unserer Kirche gegenwärtig zwar Gesetzeskraft habe, aber noch nicht angewendet werden könne, weil noch keine Ausführungsbestimmungen erlassen seien.« Auch habe diese Verhandlung ergeben, »daß Verfehlungen des Pastor A. nicht vorliegen«, so daß eine Zwangsversetzung oder Zwangspensionierung nicht in Frage komme. Es bleibe vorerst keine andere Möglichkeit, als daß A. seinerseits sich um eine andere Pfarrstelle bemühe – Überlegungen dazu gebe es –, doch sei eine Änderung so schnell nicht durchzuführen. Bis dahin, so habe er, Hembd, eindringlich gemahnt, müsse es möglich sein, miteinander auszukommen.

Konsistorialrat Hembd wird, wie er in einem Nachtrag zu seinem Bericht über die offizielle Verhandlung selbst darstellt, im Anschluß an diese Sitzung von einer Gruppe von sechs Gemeindegliedern (darunter ein Mitglied des Gemeindekirchenrats) im Pfarrhaus erwartet und um ein Gespräch gebeten. »Alle sind Mitglieder der christlichen Gemeinschaft in Polkwitz oder stehen ihr zumindest sehr nahe. Sie traten auf das Entscheidende dafür ein, daß Pfarrer A. die Gemeinde nicht verläßt. Nach ihrer Meinung stehen 95 % der Gemeinde hinter ihm. Die Mitglieder des Gemeindekirchenrats wären für diese Körperschaft ungeeignet, sie wären unkirchlich und ließen sich nicht in der Kirche sehen, sie wären nur durch Gewaltmaßnahmen bei der Wahl im Juli 1933 gewählt worden. Der Besuch der Gottesdienste und der Abendmahlfeiern bei Pf. A. sei nicht zurückgegangen, nur eine kleine Clique wolle den A. nicht als Pastor haben. Wer getauft sei, sei ein Christ und könne auch Pastor sein. Die Rassenunterschiede verlören in der Kirche ihre Bedeutung [...].«

Diese sechs Gemeindeglieder haben sich um ihren Pastor geschart – oder ist es richtiger zu sagen, er habe sie um sich versammelt? Noch dem nüchternen Bericht des Kirchenbeamten merkt man die andere Atmosphäre dieses Gesprächskreises an. Hier öffnet sich Arnold und läßt innere Beweggründe erkennen: er »bezeichnet es als fahnenflüchtig, wenn er seine Gemeinde verlassen würde. Es handele sich [...] um die Wahrung des Bekenntnisses, und dieses sei bei der Haltung des GKR gefährdet. Es sei fraglich, ob die gegenwärtigen kirchl. Körperschaften wirklich für die Wahrung des Bekenntnisses einzutreten bereit sind, und ob sie als seinen Nachfolger einen Pfarrer wählen würden, der auf dem Boden des Bekenntnisses stehe wie er. So müsse er in der Gemeinde bleiben.« Ebenso offen – und ernst – argumentiert Konsistorialrat Hembd. Der ablehnende Teil der Gemeinde – es sei müßig, über Prozentzahlen zu reden – werde gewiß keine Ruhe geben, und der Streit müsse sich verschärfen. »Im Interesse des Friedens der Gemeinde und um seiner selbst willen, um sein Amt erfolgreich und in Frieden führen zu können, werde Pfarrer A. das Opfer bringen

müssen, die Gemeinde zu verlassen.« Und wirklich kann Hembd im letzten Absatz protokollieren: »Pfarrer A. erklärte sich schließlich bereit, sich in eine andere Pfarrstelle berufen zu lassen, wenn [...] sein Nachfolger eine Persönlichkeit sein wird, die bereit ist, mit der christlichen Gemeinschaft in Polkwitz zusammen zu arbeiten, also mit dieser auf dem Boden von Bibel und Bekenntnis steht.«

So scheint, und mit diesen Gedanken mag Konsistorialrat Hembd nach Breslau zurückgekehrt sein, ein Weg gewiesen, in Ruhe und Ordnung einen sich anbahnenden Konflikt zu lösen. So stellt sich auch Arnold den Fortgang der Angelegenheit vor, wenn er in einem nachgereichten Handschreiben vom 2. Juni zunächst seine Bereitschaft bekräftigt, in eine andere Gemeinde zu wechseln »und dann mit Vorliebe Diaspora«, wenn die Gewähr gegeben sei, es werde nicht »der bekenntnistreue Teil der Gemeinde, und das ist die überwältigende Mehrheit, durch Auslieferung an ein kaum verhülltes deutschgläubiges, rein politisch, dabei kirchlich völlig gleichgültig eingestelltes Patronat im Stich [ge-]lassen«, und dann weiter: »Warum [...] nicht an Ort und Stelle, von Liebe und Vertrauen aller gläubigen und betenden Christen umgeben in der bisherigen Gemeinde abwarten, bis [...] die diesbezüglichen Fragen grundsätzlich geregelt sind.« (422–424) Bürgermeister Werchan reicht noch Abschriften dreier Dokumente ein: Arnolds Bewerbungsschreiben, eine Auskunft über die im Jahre 1911 erfolgte Namensänderung – »Aronius« in »Arnold« – sowie einen Auszug jenes Briefes, der den Arnold so verübelten Satz enthält: »Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich mit dem Herrn Jesus sowie seinen sämtl. Jüngern und Aposteln blutsverwandt bin.« (427)

Ein verweigerter Fahnengruß

Uns Heutigen scheint der Anlaß gering, ja nichtig, der den »Fall Arnold« weitertreibt; in der Akte »Klärung der politischen Lage, adh. II« klingt es nach Entsetzen und Abscheu: der Judenpastor hat den Fahnen der Bewegung den Gruß verweigert!

Die Tatsache ist unbestritten; wie mit ihr umgegangen wurde, ist zu berichten. Bürgermeister Werchan legt sowohl dem Superintendenten als auch dem Konsistorium drei fast gleichlautende eidesstattliche Erklärungen vor, abgegeben vom Führer des Sturmbanns V 58, vom Führer des Sturmes 42/58 und vom Abteilungsführer der Arbeitsdienstabteilung 101/6; letztere sei zitiert: »[...] Ich erkläre für wahr, an Eidesstatt, daß ich beobachtet habe, daß am Sonntag, den 27.5.34 die Fahnen der Nationalen Bewegung [...] von dem evangelischen Pastor Arnold, der in seiner Amtstracht vor seiner Kirchentür stand, nicht begrüßt wurden. Dieses Nichtachten der

nationalen Symbole erregte bei der marschierenden Kolonne große Erbitterung« (433).

Werchan bekräftigt im Begleitschreiben für seine Person den Sachverhalt und fährt dann fort: »Ich erlaube mir die Anfrage, was das Konsistorium nun endlich in dieser Angelegenheit zu veranlassen gedenkt. Auf keinen Fall geht das äußerst anmaßende Treiben des Pfarrers Arnold weiter. Seine dienstlichen Schreiben an mich tragen einen Ton, den ich mir nicht gefallen lasse, mir inzwischen auch energisch verbeten habe. Darüber hinaus verbreitet Pfarrer Arnold in hiesiger Gemeinde das Gerücht, für ihn wäre alles gut, ihm könne keiner mehr etwas zufügen, und wir – die Bewegung – wären gründlich reingefallen. Darüber hinaus schickt mir persönlich Pfarrer Arnold Flugblätter zu, unter Anderem einen Aufruf von Bischof Dr. Zänker und weist dabei zur Darnachachtung auf einen Absatz »Kirche und Staat« in diesem Flugblatt hin. – Persönlich bemerke ich zu Letzterem, daß mich »ein Judenjunge« weder über den deutschen Staat noch über die deutsche Kirche belehren kann« (429).

Es ist unverkennbar: Art und Ton des Umgangs der beiden Herren sind bis zum äußersten gereizt¹². Und des Bürgermeisters Brief an das Konsistorium enthält zwei unverhüllte Drohungen: er werde »bei zuständigen Stellen« in Berlin vorstellig werden; und auch: »Die Stimmung in der Bewegung ist durch das letztthin gezeigte provozierende Verhalten des Pastor Arnold derartig, daß in gewissem Maße eine Verantwortung seitens der Führer für ein selbständiges Einschreiten bei ähnlichen Vorkommnissen abgelehnt wird« (430). Der Superintendent wendet sich an Konsistorialrat Hembd: er könne Werchan »bei einer so entscheidenden Frage nicht antworten, ohne zu wissen, was gedenkt die Behörde zu tun. Vorausgesetzt, daß die [eidestattlichen] Erklärungen richtig sind, muß ja doch etwas geschehen, und die Richtigkeit muß ja doch festgestellt werden. Hinziehen kann man die Sache nicht, denn das verschlimmert nur. Ich bin doch der Meinung, es wäre besser, Arnold ginge an einen anderen Ort« (425).

Audiatur et altera pars: das Konsistorium ordnet eine dienstliche Vernehmung Arnolds durch den Superintendenten an. Arnold gibt zunächst zu Protokoll, daß er »als Glied des Luftschutzes« selber eine Einladung zu diesem »Propagandaumzug der N.S.D.A.P.« erhalten habe, doch sei zur gleichen Zeit eine Taufe angesetzt gewesen; auf sie habe er vor der Kirche gewartet. »Vor dem Zuge ging Herr Stadthauptwachtmeister Basan. Ich

12 Arnold äußert sich an anderer Stelle dazu: »Was sodann den Ton meiner Briefe an den Herrn Bürgermeister anlangt, so sind sie deshalb in einem energischen Ton gehalten, weil ich mich verpflichtet fühlte, die mehr als ungezogene Tonart des Bürgermeisters zurückzuweisen. Den Beweis kann ich jederzeit durch Beibringung der Briefe des Herrn Werchan erbringen« (435).

erhob den Arm, um den Zug mit deutschem Gruß zu grüßen, Herr Basan erwiderte diesen Gruß. Danach ließ ich die Hand sinken. Nun folgten die Mitglieder des Arbeitsdienstes und der übrige Zug. Fahnen habe ich selber nicht wahrgenommen. Ich hörte hinterher, daß die Fahnen über die Schulter gelegt getragen wurden. Zudem war meine Aufmerksamkeit auf den Arbeitsdienst gerichtet, bei dem ich feststellen wollte, ob es Polkwitzer oder Glogauer waren. Eine Fahne habe ich auch dort nicht gesehen. An der Spitze der SS marschierte dann Herr Jakob, Kirchenältester. Auch da erhob ich die Hand zum deutschen Gruß. Auch Herr Jakob dankte. [...] Hätte ich übrigens die Fahnen nicht grüßen wollen, so wäre ich ja ohne weiteres in die Sakristei gegangen« (434). Eberlein vermerkt im Begleitbrief: »Ich bin überzeugt, daß Pastor Arnold die Fahnen der nationalen Bewegung wirklich nicht wahrgenommen hat. Er ist der Überzeugung gewesen, er habe den Zug begrüßt, indem er die Spitze des Zuges und dann die Spitze der SS mit Erheben des Armes grüßte.« Und weiter deutlich: »Im Grunde dreht es sich auch hier wieder nur darum, daß Pastor Arnold als Nichtarier von Herrn Bürgermeister Werchan und seinen Freunden nicht gern gesehen wird.« Und als »persönliche Meinung« schließlich: »In der heutigen Zeit der berechtigten Abwehr der jüdischen Überfremdung des deutschen Volkes erscheint es mir richtig, wenn Pfarrer, die jüdische Eltern haben, das Opfer bringen und nicht gerade in erster Front stehen [...]« (436).

Und noch eine Stellungnahme erhält das Konsistorium, und zwar von dem Glogauer Kreisabteilungsleiter für Volksbildung der NSDAP, Eichhorn, den Werchan mit den einschlägigen Schriftstücken zum »Fall Arnold« versorgt hatte: »Die politische Leitung des Kreises Glogau hat noch nie begriffen, wie es möglich ist, daß das Konsistorium dem Geist der Zeit so widersprechend einen Juden in der verantwortlichen Stelle eines Seelsorgers für eine gesunde deutsche Gemeinde beläßt [...]. Arnold ist ein zynischer Provokateur. Deshalb blieb er stehen, als die Fahnen an ihm vorbeizogen. Denn er wollte zeigen, daß er den Hoheitszeichen des neuen Staates die Ehrerbietung verweigert. Deshalb « – Eichhorn greift gleich die anderen Gravamina mit auf – »schreibt er auch die höhnischen Worte [sc. über die Blutsverwandtschaft mit Jesus]..., Worte übrigens, die in ihrem ganzen Tenor wie eine Gotteslästerung anmuten und so klingen, als ob Arnold sich auch über den Stifter unserer Kirche und seinen Kreis lustig mache. Zur Entfernung aus einem so verantwortungsvollen Amte müßte ja schon die raffiniert-jüdische Verschweigung der eigenen Herkunft und des väterlichen Namens genügen.« Und auch hier, unter Hinweis auf die entsprechende Passage in Werchans Schreiben, die Drohung, daß die Kreisleitung der NSDAP »für eine etwaige Selbsthilfe der Bevölkerung« die Verantwortung ablehne (430–439).

14 Tage später drängt nochmals Bürgermeister Werchan: »[...] Ich kann nicht verstehen, wie sich die Kirchenbehörde derart abweisend und obstruktiv gegen die berechtigten Forderungen und grundsätzlichen Belange des nationalsozialistischen Staates einzustellen vermag im Hinblick auf die hohen Verdienste, die sich die jetzige Staatsführung durch die nationalsozialistische Bewegung gegenüber Religion und Kirche erworben hat. Ich hoffe, daß im vorliegenden Falle keine gegnerische Einstellung, sondern nur Säumnis vorliegt« (453). Nun, das Konsistorium lässt sich so sehr nicht zur Eile treiben; zunächst erhält Arnold die Aufforderung, sich am 4. Juli mittags 12 Uhr zu einer weiteren Vernehmung in Breslau einzufinden. (452) Doch kommt es zu diesem Gespräch – vorerst – nicht, erneut eskaliert der Konflikt.

Nächtliche Mißhandlung

Im Konsistorium trifft am 4. Juli 1934¹³, gerichtet an Konsistorialpräsident Bender, folgendes Schreiben des Pfarrer Arnold benachbarten Amtsbruders Oswald Wasserkampf in Heinzenburg ein, geschrieben am 2. Juli: »Die heute Morgen fernmündlich erstattete Mitteilung über die Verhaftung meines Amtsnachbarn Pastor Arnold in Polkwitz ergänze ich mit folgender erschütternden Nachricht. Pastor Arnold ist, nachdem ihn vier SS-Leute der Glogauer Staffel Sonntag Nacht aus dem Pfarrhaus in ein bereitgehaltes abgeblendetes Auto gebracht hatten, in einen nahe gelegenen Wald gefahren worden und dort in grauenhaftester Weise halbtot geprügelt und dann liegen gelassen worden. Mit vorgehaltenem Gewehr hat man ihn mit dem Tode bedroht und ihm gesagt, daß man ihn diesmal noch hat leben lassen. Eine wahre Jammergestalt, hat sich Pastor Arnold dann nach Hause geschleppt und macht auf jeden Besucher einen bis ans Innerste gehenden ergreifenden Eindruck. Ein Mann voller Schmerzen, hat er dennoch am gleichen Tage einem Sterbenden in der Stadt das Abendmahl gereicht.

Dieser Vorgang steht im Zusammenhang mit einer gleichen Exekution, die anschließend daran an einem Polkwitzer Arzt ausgeübt wurde. Ein drittes Opfer ist seinem zugesagten Schicksal entgangen, weil der Betreffende nicht zu Hause war. Einer der SS-Leute hat auch direkt gesagt, daß sie auftragsgemäß zu handeln hätten. Jedenfalls ist Tatsache, daß kurz zuvor der Polkwitzer Bürgermeister Werchan mit den SS-Leuten im ›Gasthaus zum Thronfolger‹ eine Unterredung gehabt hat. Die Bevölkerung ist in begreiflicher Erregung, wagt aber kein Wort, da sofort angebrachte Zettel jedem Bestrafung androhen, der bei der Besprechung des Falles angetroffen

13 Die Jahreszahl 1937 bei HORNIG (wie Anm. 4), S. 56, ist zu korrigieren.

wird. Der Arzt, Dr. Walter, hat bereits den Landrat von Glogau und den Führer der SS in Glogau aufgesucht, Pastor Arnold beabsichtigt morgen, einem Glogauer Rechtsanwalt Protokoll zu geben und die Sache dem Generalstaatsanwalt und dem Ministerpräsidenten weiterzuleiten« (454).

Diesmal reagiert das Konsistorium sofort: noch am gleichen Tage fertigt die Schreibstube folgendes von Konsistorialpräsident Bender selbst verfaßtes Schriftstück aus: »Auf dem Umschlag: Sofort! Dringend! – An den Herrn S.S. Obergruppenführer v. Woysch, Hochwohlgeboren, hier. Soeben geht bei uns der abschriftlich beigefügte Bericht des Pfarramtes in Heinzenburg über die dem Pastor Arnold in Polkwitz in der Nacht vom Sonntag zum Montag widerfahrene Behandlung zu. Mit Rücksicht darauf, daß in dem Bericht ausdrücklich 4 S.S. Leute der Glogauer Staffel als diejenigen bezeichnet werden, die die schweren Mißhandlungen des Pfarrers Arnold sich haben zu Schulden kommen lassen, glauben wir dem Herrn Obergruppenführer von dem Vorfall, der gewiß nicht im Sinne der obersten Leitung der S.S. liegt, sofort Kenntnis geben zu sollen mit der dringenden Bitte, die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen und uns von dem Veranlaßten gefl. Mitteilung zu machen« (455).

Mit der Bemerkung: »Ich habe erst heute, am 5. Juli von dem Überfall gehört und mich sogleich nach Polkwitz begeben, um Pastor Arnold zu sehen [...]. Ich bitte dringend, Pastor Arnold zu schützen und bei den zuständigen Stellen von Amtswegen die Untersuchung und die Bestrafung der Täter resp. vor allem der Anstifter zu fordern und durchzusetzen« (456), übersendet der Superintendent dem Konsistorium die Abschrift eines von Arnold verfaßten Berichtes (457–458). Eine Mehrfachausfertigung dieser eigenen Darstellung übersendet auch Arnold dem Konsistorium; daraufhin kündigt Konsistorialrat Hembd seinen Besuch in Polkwitz auf den 17. Juli an, »um mit Ihnen [...] über die Ihnen zugefügten Mißhandlungen sowie über Beschwerden, die gegen Sie vorliegen, und über Ihre Versetzung in eine andere Pfarrstelle die erforderlichen Verhandlungen zu führen« (467). Sein darüber gefertigter Bericht (471–475) bringt zum Nicht-grüßen der Fahnen und zur nächtlichen Mißhandlung keine weiterführenden Erkenntnisse; zur Frage eines Pfarramtswechsels notiert Hembd, daß Arnold sie »auf das Bestimmteste« ablehne, durch die Vorgänge in der Nacht vom 1. zum 2. Juli sei seine Stellung in der Gemeinde gefestigt worden, »eine neue Mißhandlung sei bei der Erregung der Gemeinde völlig ausgeschlossen« und seine Versetzung aus Gründen der persönlichen Sicherheit nicht notwendig.

Es ist deutlich, daß Heinz Helmuth Arnold in diesem Punkt wieder unnachgiebig geworden ist und Überlegungen des Superintendenten wie des Konsistoriums – das mit Superintendent-Vertreter Pfarrer Meissner

(Raudten im Kirchenkreis Steinau) über eine Versetzung Arnolds nach Urschkau verhandelt hat¹⁴ – blockiert. Und Hembd muß in einem Gespräch mit Bürgermeister Werchan vom gleichen Tage diesem abermals erklären, daß es keine rechtliche Handhabe gebe, Arnold gegen seinen Willen aus Polkwitz wegzunehmen. (474)

Am 8. Juli hatte inzwischen Arnold beim Oberstaatsanwalt – ohne Zweifel durch Rechtsanwalt Adolf Bunke, Glogau¹⁵ – Strafantrag gestellt. Die wenigen Schriftstücke über den Verlauf des Verfahrens sind sachlich unergiebig, jedoch ist festzuhalten, daß das Konsistorium »als vorgesetzte Behörde« sich am 14. August diesem Strafantrag anschließt sowie am 17. Oktober nach dem Stand der Angelegenheit fragt (468–470; 487), und es ist der *eine* Satz zu notieren, mit dem am 11. Dezember 1934 der Oberstaatsanwalt in Breslau dem Konsistorium mitteilt: »Das Verfahren wegen Körperverletzung des Pastors Arnold in Polkwitz Kreis Glogau ist auf Grund des Straffreiheitsgesetzes vom 7. August 1934 eingestellt worden« (491). Das System also läßt seine Schergen straflos.

Wir halten es für nötig, noch eine betrübliche Kleinigkeit über das Konsistorium zu berichten: »Herr Kantor Pilz – Guhrau bittet mich«, schreibt Superintendent Eberlein im Februar 1935, »ihm eine Bescheinigung des Konsistoriums darüber zu beschaffen, daß am 30. Juni Herr Pastor Arnold in Polkwitz nachts vor die Stadt gefahren, dort aus dem Auto geworfen und verprügelt worden sei. Er habe das gehört und weitererzählt und sehe sich jetzt genötigt, den Wahrheitsbeweis anzutreten, anderenfalls Bestrafung wegen Verbreitung falscher Gerüchte erfolge und er sein Amt verliere. Unter diesen Umständen bitte ich, sofern das möglich ist, auf Grund der vorliegenden Akten Herrn Kantor die Richtigkeit des Vorgangs zu bescheinigen.« (495) Des Konsistoriums Antwort: »Wir sind nicht in der Lage, eine Bescheinigung oder auch nur eine Auskunft über die bezeichneten Vorgänge zu erteilen. Herr Pastor Arnold hat uns zwar s.Z. darüber berichtet, aber über eine einwandfreie Klärung dieser Angelegenheit ergeben unsere Akten nichts« – und es folgt der Hinweis, daß das Verfahren eingestellt sei und der Kantor Pilz entsprechend unterrichtet werden möge. (496)

Die Einstellung des Strafverfahrens, die Einschüchterung der Bevölkerung, das Lavieren des Konsistoriums: ein unerfreulicher Abschluß – gäbe es da nicht noch jene Zeilen, die Arnold am 24. Februar 1935 dem Konsistorium schreibt: »Nachdem durch Amtsenthebung des damaligen Bürgermeisters Werchan, gegen den auch sonst mancherlei Beschwerden vorlagen, die

14 SKE III, 1617, 1.

15 Zur Person vgl. HORNIG (wie Anm. 4), Register.

notwendige Rehabilitierung erfolgt ist, bestand für mich keine Veranlassung mehr, auf weitere Strafverfolgung zu dringen. Lag mir doch von vornherein nicht daran, andere Menschen ins Gefängnis zu bringen oder in ihrer Zukunft zu vernichten, sondern nur auf würdige Weise rehabilitiert zu werden. Dies ist aber nunmehr durchaus geschehen und noch dadurch unterstrichen worden, daß mir der neue Herr Bürgermeister persönlich auf dem Rathaus das auf Antrag verliehene Ehrenkreuz für Kriegsteilnehmer ausgefolgt hat« (494). Ein versöhnliches Wort – und das Konsistorium schließt das Aktenfazikel »Klärung der politischen Lage, adh. II«; es wird im September 1939 zur Personalakte Arnold gegeben (357). Noch können wir unseren Bericht nicht schließen; der Leidensweg des Heinz Helmut Arnold ist noch lange nicht zu Ende.

Zwei Artikel im »Stürmer«

Die Saat des Hasses auf alles Jüdische, die Saat des Hasses auf den judenchristlichen Pastor Arnold ist in Polkwitz längst aufgegangen: 23 Jahre jung ist Erich Pissoke, Angestellter und Ortsgruppenleiter der NSDAP, der nach eigenem Bekunden (119) jene Informationen gesammelt und eingesandt hat, die zu folgendem Text in der Nr. 13 / April 1935 des »Stürmer. Deutsches Wochenblatt zum Kampf um die Wahrheit« führen: »Ein Jude als evangelischer Pfarrer. An der evangelischen Pfarrkirche in Polkowitz [sic], Kreis Glogau (Schlesien), amtiert heute noch ein Jude als evangelischer Pfarrer. Sein Name ist Heinz Helmut Arnold. Er ist der Sohn des jüdischen Justizrates Aronius aus Berlin. Im Jahre 1918 wurde durch Entscheid des Kammergerichtes Berlin der Name Aronius in Arnold geändert.

Jud Arnold wird vom Evangelischen Konsistorium Breslau trotz aller Vorstellungen des Kirchenrates, der Gemeindevertreter, der kommunalen Behörden und der Dienststellen der Partei auf seinem Posten belassen. Er ist Mitglied des Pfarrernotbundes und als Gegner des neuen Deutschlands sattsam bekannt. Er verweigerte bei einem Aufmarsch den Hakenkreuzfahnen den deutschen Gruß. Auch äußerlich ist Pfarrer Arnold der typische Vollblutjude. In seinem Gesicht steht seine Ahnengeschichte. Jedes Kind erkennt in ihm den Sprößling aus dem Stämme Juda.

Die deutsche Bevölkerung des Ortes ist empört über das Verhalten des jüdischen Pastors. Die Nörgler und Spießer aber freuen sich darüber. Selbstverständlich schieben sie die Ohnmacht der behördlichen Stellen dem Nationalsozialismus in die Schuhe.

Man stelle sich vor: Ein Jude als Prediger der christlichen Lehre! Ein Beschnittener auf der Kanzel einer evangelischen Kirche! Ein Fremdrassiger

als Heil verkünder, von dessen Vätern Christus einmal sagte: Ihr habt zum Vater nicht Gott, sondern den Teufel... (Joh. 8,44.44.) Es ist ein Skandal!« (90).

Die Ausgabe des »Stürmer« wird dem Konsistorium von Superintendent Eberlein zugeschickt: »In der Nummer 15 April 1935 der Zeitung »Der Stürmer«, die anbei liegt und die überall öffentlich aushängt, wird [...] Pastor Arnold in Polkwitz und das Konsistorium in sehr unschöner Weise besprochen. Während die tatsächlichen Angaben über seine Abstammung im großen und ganzen wohl stimmen, ist die politische Diffamierung [...] unrichtig und nur geeignet, Pastor Arnolds Stellung zu gefährden. Ich bitte dringend, zum Schutze Pastor Arnolds das Nötige bei der Redaktion durchzusetzen. Pastor Arnold ist wohl das Kind jüdischer Eltern. Aber er ist ein eifriger ernster Pfarrer. Man kann fragen, ob es ratsam war, daß er in Polkwitz blieb, aber man kann ihm nicht Feindschaft gegen das Dritte Reich vorwerfen. Dafür liegt kein Grund vor. Pastor Arnold geht es bei seiner kirchlichen Stellung lediglich um das Evangelium. Das würde auch der kirchliche Gegner anerkennen müssen« (86).

Auch Pfarrer Wasserkampf in Heinzenburg setzt sich wie schon nach Arnolds nächtlicher Mißhandlung vor über zehn Monaten für seinen Amtsbruder ein. Er schickt dem Konsistorium eine Abschrift des »unwürdigen Artikel« und bittet, es möge »Geeignetes veranlassen, um einen Amtsbruder vor derartigen Beschimpfungen zu schützen. Es ist auch ersichtlich, daß das Konsistorium selber angegriffen wird« (93; 94). Er wird dahin beschieden, daß man mit dem zuständigen Superintendenten über die Sache im Gespräch sei (95). Diesem aber schreibt – in doch befremdlicher Auswahl der aufgegriffenen »Stürmer«-Wendungen – das Konsistorium folgende Stellungnahme: »Daß P. Arnold jüdischer Abstammung ist, kann doch wohl nicht angezweifelt werden. Ebenso ist es zutreffend, daß P. A. Mitglied des Pfarrernotbundes ist. Zu der Bemerkung [...], daß P. Arnold bei einem Aufmarsch der Hakenkreuzfahne den deutschen Gruß verweigert habe, können wir von hier aus nicht abschließend Stellung nehmen [...]. Unsere Ermittlungen haben zu keiner einwandfreien Beurteilung zu Gunsten Arnolds geführt. Ebensowenig können wir zu der Behauptung, daß A. als Gegner des neuen Deutschlands sattsam bekannt sei, abschließend Stellung nehmen. Von e. Vorstellung bei d. Redaktion des »Stürmers« versprechen wir uns keinerlei Erfolg. Er wäre noch zu erwägen, ob P. Arnold e. Beleidigungsklage anstrengen soll. Die Entscheidung hierüber müssen wir ihm überlassen. Über seine Entschließung wolle er uns Bericht erstatten« (91, 92). – Ein Rückzug auf juristische Formalpositionen.

Eberlein händigt dieses Schriftstück dem Pastor Arnold aus, dieser nimmt es mit zu Rechtsanwalt Bunke und erteilt ihm am 1. Mai Strafpro-

zeß-Vollmacht »in dem gegen den Stürmer wegen Beleidigung bei dem zuständigen Amtsgericht anzustellenden Verfahren zu meiner Vertretung in allen Instanzen, auch dem Konsistorium gegenüber [...]« (113) – und nun müssen wir für die folgenden Schriftstücke nicht nur ihren Inhalt, sondern auch ihre Wege beachten. Durch Bunke also antwortet Arnold dem Superintendenten auf das Schreiben des Konsistoriums vom 25. August, und zwar durch Übersendung der Vertretungsvollmacht (113) sowie des an die Redaktion des *»Stürmer«* gerichteten Verlangens, den Zeitungsartikel zu berichtigen (97). Eberlein reicht beides am 15. Mai nach Breslau weiter (96).

Auf das gleiche Schreiben des Konsistoriums antwortet am 8. Mai in Arnolds Auftrag Rechtsanwalt Bunke in einem vierseitigen Brief (98–101) der Behörde »durch den Bruderrat der Bekennenden Kirche in Schlesien«, am 20. Mai¹⁶ »ergebenst weitergereicht. Hornig.« Im Kern ist dieser Brief die Forderung an das Konsistorium, Arnold dem *»Stürmer«* gegenüber zu vertreten, in der Form ist er voller Vorwürfe gegen die Behörde und zweifellos auch zu lesen als Teil des Konfliktes zwischen der Naumburger Bekennenden Kirche und dem Konsistorium. Indem er auf Formulierungen des *»Stürmer«* eingeht, heißt es zum Vorwurf des verweigerten Fahnengrusses: »Wenn das Konsistorium sich nicht in der Lage sieht, den fraglichen Vorwurf als unberechtigt zurückzuweisen, weil seine Ermittlungen zu einer einwandfreien Klarstellung zu Gunsten Pastor Arnolds nicht geführt hätten, so unterstützt gerade diese Stellungnahme die Auffassung, daß der unbescholtene Beamte bei seiner Behörde gegenüber den leichtfertigsten und unbewiesenen Beschuldigungen den ihm zustehenden Schutz nicht findet.« Und weiter: »Es bedeutet in der heutigen Zeit für einen einzelnen, insbesondere für einen nicht-arischen Beamten eine nicht zumutbare Belastung, wenn seine Behörde es ihm überläßt, ein Strafverfahren gegen den verantwortlichen Schriftleiter des Stürmers zu betreiben. Hier ist es die unabweisbare Pflicht der Behörde, von dem ihr nach dem Gesetz zustehenden selbständigen Strafantragsrecht zugunsten des angegriffenen Beamten Gebrauch zu machen« (101).

Natürlich läßt sich ein Einfluß solcher anklagender Vorhaltungen auf die Entscheidungen des Konsistoriums nicht belegen, es ist aber deutlich, daß es seine verweigernde Haltung zu korrigieren bereit ist. Es gibt in dieser Angelegenheit Kontakte zwischen Konsistorium und Oberkirchenrat (105), und am 29. Juli ergeht an Arnold die Aufforderung, er möge sich »zu einer mündlichen Erörterung der uns von dem Rechtsanwalt Bunke, angeblich in Ihrem Auftrag vorgetragenen Angelegenheit« am 31. Juli in Breslau einfinden (102). Darauf antwortet am 30. Juli – wieder durch den Bruderrat der

16 Der handschriftliche Eintrag »20. 6.« ist ersichtlich falsch.

Bekennenden Kirche – Bunke: »Auf die durch Eilboten an Herrn Pastor Arnold, Polkwitz, ergangene Aufforderung [...] erwidere ich namens und in Vollmacht des Herrn Pastor Arnold, daß dieser zunächst einen schriftlichen Bescheid auf meine Eingabe an das Konsistorium vom 8. Mai d.Js. erwartet. Sollten irgendwelche Aufklärungen gewünscht werden, so wird Herr Pastor Arnold diese schriftlich mitteilen. Herr Pastor Arnold bittet das Konsistorium, den Schriftwechsel in dieser Angelegenheit durch mich zu führen.«

Das Schriftstück geht beim Rat der Bekennenden Kirche am 31. Juli ein, wird am 5. August – im Konsistorium hatte man also inzwischen vergeblich auf Arnold gewartet – weitergereicht und erhält im Konsistorium den Aktenvermerk: »1) pro not: Das Verhalten des P. Arnold enthebt uns der Möglichkeit, in der Stürmerangelegenheit weiteres zu veranlassen. 2) Z.d.A.« (112). Mit einem seiner Aufsicht unterstellten Pfarrer durch einen Rechtsanwalt zu verkehren, und zudem noch über den Bruderrat der Bekennenden Kirche, das war der Behörde der Zumutung zuviel.

Der »Stürmer« aber reagiert auf die in fünf Punkten präzisierte Aufforderung zur Berichtigung in einer seiner nächsten Ausgaben unter der Überschrift »Pastor Arnold ist doch ein Jude. Der lächerliche Brief eines deutschen Rechtsanwalts«: »[...] Sein Brief beweist, was er nicht beweisen sollte und wollte: Pfarrer Arnold ist doch ein Jude«¹⁷.

Drei Briefe an den Bischof

Eineinhalb Jahre vergehen, bis der Fall Arnold beim Konsistorium erneut aktenkundig wird – wieder angestoßen durch örtliche Parteistellen. Nicht daß es in der Zwischenzeit gänzlich ruhig geblieben sei um den umstrittenen Pastor: in den Akten des Bischofs finden sich drei Schriftstücke, die uns helfen, die Polkwitzer Ortsgemeinde nicht ganz aus dem Blick zu verlieren. Jedenfalls meinte Ernst Hornig im Rückblick, an ihr habe Heinz Helmuth Arnold entscheidenden Rückhalt gehabt¹⁸.

Alfred Ander, Lederhändler in Polkwitz und Synodaler der Christophori-Synode, wendet sich gemeinsam mit dem sich ebenfalls in Breslau aufhaltenden »Jugendführer und Mitglied des Kreisbruderrats Glogau« Erich Kliesch während der Synodaltagung der Christophori-Synode am 23./24. Mai 1936 an den Bischof; ihr Handschreiben zeigt eine Politik ständiger Nadelstiche der örtlichen Parteigliederungen gegen den Pastor: »Einige Beispiele möchten wir hier anführen: Unser Ortsbauernführer ließ

17 Dieser Stürmer-Artikel – in der Akte nicht enthalten – ist vollständig wiedergegeben bei HORNING (wie Anm. 4), Dokument Nr. 33.

18 HORNING (wie Anm. 4), S. 135 Anm. 1.

seine Tochter nicht in Polkwitz, sondern in der Nachbargemeinde Kunzendorf, Pfarrer Mühlichen¹⁹, konfirmieren. An der Einsegnung nahm unsere Krankenschwester Emilie, zum Mutterhaus Frankenstein gehörend, teil. Auch in anderen Fällen erschwerte diese Schwester dem Ortgeistlichen die Arbeit. Angehörige der N.S.D.A.P. lassen sich die Dimissorale, durch Druck der Ortsgruppenleitung und Führer, zu Beerdigungen und Trauungen von Pastor Arnold unter Drohungen aushändigen, welche dann Pfarrer Mühlichen vollzieht. Weiter wurde jetzt Gastwirt Obst beerdigt, dessen ganze Familie der Bekennenden Kirche angehört. Zu dieser Familie kam die Frauenschaftsführerin und fragte: Wollen Sie Ihren Mann von einem Juden beerdigen lassen? Als die Familie mit Bestimmtheit sagte, es kommt kein anderer Geistlicher in Frage, erhielten sie die Antwort: dann werden Sie es geschäftlich zu spüren bekommen. [...] Wir bitten im Namen der Gemeinde um Hilfe und erwirken zu wollen, daß diese Zustände abgeändert werden und erbitten die Hilfe unseres Herrn Bischofs²⁰.

Schon am Abend nach der Synode wird im Polkwitzer Männerkreis über sie berichtet; Pastor Arnold erfährt von dem Bischofsbrief seines Synodalen und fühlt sich zu einem erläuternden Handschreiben an den Bischof gedrängt: »Der Tatbestand ist folgender: Den D.C's ist es trotz oder wegen des schlimmen Pastors so wenig gelungen, hier Fuß zu fassen und die Einheit der Gemeinde zu sprengen, daß seit Sommer 1933! keine einzige nicht rein bekenntnismäßig ausgerichtete Versammlung mehr stattgefunden hat. Die Gemeinde an sich ist durchaus gefeit [...]. Da nun andere Handhaben und Angriffsflächen nicht vorliegen, wird neuerdings die Methode ausprobiert, von Partei wegen die Gemeindeglieder zu drücken. Das ist auch kein zu großes Wunder, wenn man bedenkt, daß der hies. Ortsgruppenleiter erst 23 Jahre zählt [...].« Und Arnold bekräftigt, was die Synodalen schrieben und was doch wohl von ihm und der Gemeinde als eine Not und ein Versagen empfunden wird: es sei »tatsächlich der Wunsch vieler Gemeindeglieder, daß gegen diesen Übergriff [...] von oberster Stelle her entschieden Einspruch erhoben wird. Der einzelne Pastor soll nicht für sich stehen, sondern mit seiner Gemeinde die Gesamtheit der Kirche stärkend hinter sich wissen. Das tut gerade für die ›Schwachen‹ not«²¹.

Und noch ein drittes Mal meldet sich der benachbarte Amtsbruder

19 Karl Mühlichen, geboren 1898 Dez. 10 in Wangten, Kreis Liegnitz, ordiniert Breslau 1923 Dez. 13; 1935 Kunzendorf, Kirchenkreis Glogau, 1937 Kainowe, Kirchenkreis Liegnitz, nach dem Krieg in Muskau.

20 SKE VI, 590, 58. – Der Brief ist vollständig abgedruckt als Annex II in: Karol JONCA, Kościół ewangelicki na Śląsku wobec polityki rasistowskiej NSDAP; vgl. oben Anm. 4, und daraus in: JSKG 60, 1980, S. 140–141.

21 SKE VI, 590, 58.

Wasserkampf – sonst erscheint in den Akten kein anderer Pastorennname, der Zeugnis gäbe von brüderlicher Gemeinschaft mit dem Bedrängten; er schildert dem Bischof seine Sicht der Situation: »Um die kirchlichen Verhältnisse in Polkwitz richtig beurteilen zu können, muß man wissen, daß die evangelische Bevölkerung nach wie vor in Pfarrer Arnold äußerlich und innerlich ihren Seelsorger sieht und das erst letzthin an den beiden Pfingsttagen durch einen jeden Zweifel ausschließenden Kirchbesuch zum Ausdruck gebracht hat. In dem eifrigen Hirten seiner Herde sieht man dankbar den gewissenhaften Verkünder des Evangeliums und stört sich nicht an der – kirchlich belanglosen – Tatsache seiner nichttarischen Herkunft. Es handelt sich nur um ganz wenige weltanschaulich-betonte Führer der Bewegung, die sich an der hervorragenden Wertschätzung, der sich Pfarrer Arnold in der Gemeinde erfreut, stoßen und die nun ihre Umgebung zu beeinflussen suchen, die Gottesdienste nicht zu besuchen und die Amtshandlungen bei anderen Geistlichen vornehmen zu lassen.

Selbst dieser Kreis ist so klein, daß nicht einmal er recht geschlossen ist. Es bedeutet immerhin etwas, wenn der Oberfeldmeister des Arbeitsdienstlagers aus seiner positiven Haltung zu Pfarrer Arnold keinen Hehl macht. Vollends der weitere Kreis der parteilich organisierten Volksgenossen ist ohne jeden Arg gegen Pfarrer Arnold. Gewiß fehlen nicht die Ängstlichen, die in einer nach ihrer Meinung besten Absicht Pfarrer Arnold auseinandersetzen, wie schwer er es doch immer haben würde, und die feststellen wollen, daß mit der Zeit die Gemeinde durch ihn gespalten würde. Wir glauben an eine solche Spaltung nicht, denn sie müßte schon in drei Jahren längst erfolgt sein, und sie ist – rein kirchlich gesehen – in nichts begründet. Wohl aber glauben wir an den möglichen Erfolg eines von außen her betriebenen Drucks, wenn diesem nicht beizeiten und nachdrücklichst Einhalt geboten wird. Es ließe sich ein Schritt bei dem Herrn Gauleiter in Erwägung ziehen, der eine klare Anweisung an die Polkwitzer Dienststellen zur Folge hätte, in Zukunft sich jeder Einmischung in die innerkirchlichen Verhältnisse und jeder religiösen Beeinflussung zu enthalten«²². – Eine bischöfliche Antwort auf diese drei Briefe ist nicht bekannt ...

Vernehmungsprotokolle

Nicht untätig hingegen bleibt die andere Seite. Die Gestapo nimmt nunmehr die Sache in die Hand – und treibt sie durch bis zum bitteren Ende. »An den Herrn Bürgermeister als Ortspolizeibehörde in Polkwitz« ergeht am 9. Oktober 1936 über die Gestapo-Außendienststelle Glogau folgende

22 SKE VI, 590, 60, Brief vom 10.6.1936.

Anweisung: »Über die unhaltbaren Zustände in Polkwitz durch die Tätigkeit des Pastor Arnold sind hier verschiedene Mitteilungen eingegangen. Ich bitte deshalb, zunächst unter streng vertraulich, sämtlich nationalsozialistisch denkende Personen, die in dieser Angelegenheit als Zeuge auftreten können, eingehend zu vernehmen und diese Vernehmungen in 4-facher Ausfertigung der Staatspolizei-Außendienststelle Glogau zuzuleiten. Insbesondere ist es notwendig, dazu den Ortsgruppenleiter der NSDAP und die Fleischermeistersehfrau Baer, die darüber besondere Angaben machen dürften, zu vernehmen. Auf besondere Tatsachen mit möglichst genauem Wortlaut und dergl. ist zu achten. Von einer Vernehmung des Pastor Arnold ist grundsätzlich abzusehen, da nach Eingang der Zeugenvernehmungen von hier aus das Weitere veranlaßt wird [...]« (161).

So töricht, manchmal geradezu lächerlich – und vor allem auch traurig – der Sache nach uns das erscheint, was die Vernehmungen zutage fördern, es mögen einige Passagen hier doch mitgeteilt werden, um das Gesamtbild dieser Darstellung konkret und farbig zu erhalten.

Erich Pissoke, »24 Jahre alt, ledig, evang. Religion«, gibt »in der Eigenschaft als Ortsgruppenleiter« unter anderem zu Protokoll: »[...] Mit dem öffentlichen Bekanntwerden, daß der hiesige Ortgeistliche der evangelischen Kirche ein geborener Jude ist, vergrößerte sich der Kreis derjenigen Volksgenossen, die ihn von da ab als geistlichen Seelsorger ablehnten. Es entstanden nunmehr erhebliche Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit zwischen dem Pastor Arnold und dem Gemeindekirchenrat [...] Arnold setzte den Auffassungen des Gemeindekirchenrats seine persönlichen Einwendungen entgegen, die seinem typisch jüdischen Charakter entsprachen [...] kam es sogar so weit, daß Arnold vollkommen eigenmächtig handelte und diejenigen Kirchenratsmitglieder, die ihm nicht genehm waren, einfach vollständig aus dem Gemeindekirchenrat ausschloß [...]. Auf Wunsch des Kreises der Ablehnenden des Pastor Arnold bemühten sich einige Volksgenossen zur würdigen Ausgestaltung des Heldengedenktages im Jahre 1935 für den Gottesdienst einen anderen Geistlichen kommen zu lassen, was auch gelang. Pastor Arnold aber äußerte, daß er dem betreffenden Pastor den Zutritt zur Kanzel und zum Altar verweigere. Als aber dennoch darauf bestanden wurde und ein Glogauer Vikar nach Polkwitz kam, sah sich Arnold genötigt, die Altarbibel und andere zum Gottesdienst erforderlichen Bücher aus der Kirche fortzunehmen [...]«. Es folgen zwei unfreiwillige Komplimente: Pastor Arnold sei als Volljude »als Gefahr für die gesamte Erziehung bzw. Schulung der Volksgenossen zum Nationalsozialismus nicht zu unterschätzen. Es ist leider heute Tatsache, daß das Wort des Pastors mehr gilt als das eines politischen Redners« (119–123 = 167–170).

Anderes weiß die Fleischermeistersfrau zu Protokoll zu geben: »Mein Sohn Fritz ist seit 1931 im Jungvolk und hat hier in Polkwitz in diesem eine führende Stellung. Die schwerste Zeit mit meinem Jungen habe ich während der Zeit der Konfirmation desselben durchgemacht. Mein Sohn Fritz wurde von Arnold beim Unterricht bei jeder passenden Gelegenheit zurückgesetzt. Als er einmal während des Unterrichts einigen anderen Konfirmanden erklärte, daß ihre Eltern christlich sind, stand auch mein Sohn Fritz von seinem Platz auf und fragte ihn, ob seine Eltern etwa nicht christlich wären. Arnold antwortete darauf im Beisein der anderen Schüler: Ja, dein Vater ist christlich, aber deine Mutter nicht! Es ist ganz selbstverständlich, daß sich ein Kind darüber Gedanken macht [...] Ich und meine Familienangehörigen haben bereits seit Jahren das Bedürfnis, das heilige Abendmahl zu nehmen. Bei den Polkwitzer kirchlichen Verhältnissen ist es jedoch unmöglich, zumal man bedenken muß, daß bei dieser Gelegenheit dieses Abendmahl uns von einem Juden gereicht wird [...] Zum Schluß möchte ich noch darum bitten, daß aus Geschäftsrücksichten mein Name [...] nicht genannt wird [...] dürfte es dem Pastor Arnold und seinen Judenknechten nicht schwer fallen, mich weiterhin in meinem Geschäft zu schädigen« (124–125 = 171–172).

Die Gemeindeschwester: »Es war mir ein Bedürfnis, schon längst über die Verhältnisse der Kirchengemeinde von Polkwitz und Umgebung an berufener Stelle zu sprechen. Die Menschen in dieser Kirchengemeinde sind zum Teil am christlichen Glauben irre geworden. Pastor Arnold ist typisch und charakteristisch echt jüdisch. – Wir Schwestern des Frankensteiners Mutterhauses sind im nationalsozialistischen Geist geschult und erzogen worden und arbeiten auch in diesem Sinne [...] Ich habe von Anfang an meines Hierseins eine Abneigung empfunden gegen das jüdische Wesen und Verhalten des hiesigen Ortsgeistlichen [...] erlebe ich dieselbe tagtäglich auch in der hiesigen Gemeinde. Schwerkranke Volksgenossen, welche ich in den letzten Stunden ihres Daseins noch zu pflegen habe, klagen in ihrer Angst davon bezw. darüber, daß wenn sie gestorben sind [sie] von einem nichtarischen Geistlichen [...] beerdigt werden [...] Er versucht die Jugend nach seinem kirchlichen Sinn zu erziehen. [...] Arnold bezeichnet diejenigen Menschen, welche aus völkischem Denken heraus seinem Gottesdienst nicht beiwohnen können, als unchristliche Menschen. Dieses tut er öffentlich und erregt dadurch selbstverständlich in der Kirchengemeinde öffentliches Ärgernis [...]« (126–128 = 173–175).

Auch dem vernehmenden Gendarmerie-Hauptwachtmeister liegt die Jugend besonders am Herzen, wenn er in seinem Bericht schreibt: »In ganz bedenklicher Art und Weise zeigen sich die Früchte der Erziehung der kirchlichen Jugend durch den hiesigen Ortsgeistlichen. Konfirmanden und

andere Kinder nennen ihren Seelsorger nur noch »den Judenpastor«. [...] Es ist auch für unsere heutige Jugend eine sonderbare Zumutung, wenn man beobachtet, daß sich die Mehrzahl der Konfirmanden aus Mitgliedern der Hitlerjugend und aus dem B.D.M. zusammensetzt. In jahrelanger Kleinarbeit wird diese Jugend auf die Gefahren des Judentums aufmerksam gemacht. [...] Und nunmehr [...] werden sie in entgegengesetzter Weise ihrer bisherigen Erziehung gar von einem Juden in seelsorgerischer Hinsicht betreut. Es braucht einem dann nicht Wunder zu nehmen, wenn diese Jugend später einmal eine sonderbare Auffassung vom Christentum hat« (116–118 = 167–170).

In der Sache gleichgerichtet ist bei allen vier hier zitierten Texten die Folgerung und Forderung, es sei »nunmehr endlich an der Zeit, dafür Sorge tragen zu wollen, daß diese zersetzenden Zustände [...] höherenorts abgestellt werden, durch Auswechslung des hiesigen Ortsgeistlichen jüdischer Abstammung mit einem wirklich christlichen Pastor arischer Abstammung« (118).

21 Blätter stark ist die Sammlung, die nun also vom Gendarmeriepostenbereich Polkowitz an den Bürgermeister als Ortspolizeibehörde, von dort an die Außendienststelle Glogau der Gestapo, weiter an die Dienststelle für den Regierungsbezirk Liegnitz, dann an die Bezirksregierung weitergereicht und von dieser schließlich am 8. Dezember 1936 dem Konsistorium vorgelegt wird, »unter Bezugnahme auf die heutige Besprechung des Konsrats Hembd mit Reg.direktor Pirscher« und der »Bitte um vertrauliche Kenntnisnahme und Rückgabe zu gegebener Zeit.« »Ich halte es im allseitigen Interesse für erwünscht«, fügt Dr. Engelbrecht, kommissarischer Regierungspräsident, hinzu, »daß Pfarrer Arnold, der Volljude ist, Polkowitz verläßt. Sollte es nicht möglich sein, ihn zu versetzen, so bitte ich, ihn in den Ruhestand zu versetzen. Für den Fall, daß das Konsistorium selbst nicht in der Lage ist, eine Entscheidung zu fällen, bitte ich, die oberste Kirchenbehörde von dem Sachverhalt in Kenntnis zu setzen [...]« (114).

Die Einschaltung Berlins

Das Konsistorium zeigt sich von der regierungsamtlichen Forderung überhaupt nicht beeindruckt und läßt die Sache einfach ruhen; sie nimmt ihren Fortgang erst wieder, nachdem Parteidienststellen in Berlin vorstellig wurden und sich der Reichs- und Preußische Minister für die kirchlichen Angelegenheiten einschaltet. Dieser schreibt am 12. Februar 1937 gleichlautend an den Landeskirchenausschuß und an die Finanzabteilung beim Evangelischen Oberkirchenrat, ihm sei »von amtlicher Seite« über Pfarrer Arnold berichtet und das Verlangen gestellt worden, »eine Versetzung des

Geistlichen baldmöglichst zu veranlassen« (141). Und der Minister bezieht alsbald auch selbst eine klare Position: »Solange der Geistliche noch in Polkwitz tätig ist, dürfen keinerlei staatliche Zuschußmittel für Besoldung des Genannten oder Unterstützung der Gemeinde verwendet werden« (140–141). Nun wird es ernst, nun geht es ums Geld, und die Personalakte füllt sich schnell auf.

Natürlich geht alles seinen geordneten Behördenweg. Die Finanzabteilung beim Evangelischen Oberkirchenrat fertigt eine Abschrift des ministeriellen Erlasses und gibt sie am 19. Februar »zur baldigen Äußerung« an die Finanzabteilung beim Breslauer Konsistorium, mit dem Zusatz: »Vorläufig sind *staatliche* Besoldungszuschüsse an die Kirchengemeinde Polkwitz nicht mehr zahlbar zu machen« (140–141). Die Finanzabteilung beim Konsistorium macht durch den Superintendenten dem Gemeindekirchenrat Polkwitz davon Mitteilung; er wolle »umgehend berichten, wie die Gehaltsaufbringung geregelt werden kann« (142–143). Hier könnte der Zusatz, daß die Zuschuß-Sperre – erst – von April an eintrete, eine kleine Breslauer Eigenmächtigkeit gegenüber der Berliner Anweisung sein, zugunsten der Kirchengemeinde Polkwitz.

Konsistorialrat Hembd entwirft in den nächsten Tagen ein mehrseitiges Antwortschreiben an den Evangelischen Oberkirchenrat, das die Ereignisse und Verhandlungen der letzten Jahre zusammenfaßt; Konsistorialrat Redlich, als »Kassenpfleger« der Finanzabteilung²³, nimmt ausführlich Stellung zur Frage der möglichen Gehaltsfinanzierung, Hosemann ergänzt und korrigiert hier und da und legt den Entwurf am 4. März dem Bischof vor, »mit der Bitte um Einverständniserklärung. Falls Sie zu zeichnen

23 SKE I, 135, 138 – handschriftlich.

»Beschluß:

- I. Bei dem Evangelischen Konsistorium der K.provinz Schlesien wird gemäß dem Erlass des E.O. v. 3/II. 35 EO I 6266/35 eine Finanzabteilung eingerichtet.
 - II. Zu ihr gehören:
 - 1) Der Dirigent OKR Dr. Fürle als Sachbearbeiter für die allgemeinen Angelegenheiten des Haushaltswesens
 - 2) KR Redlich als Kassenpfleger
 - 3) KR Dr. Sternsdorf als Sachbearbeiter für d. allgem. Angelegenheiten des Pfarrbesoldungswesens
 - 4) K.Ass. Dr. Granzow als Sachbearbeiter für die allgem. Angelegenheiten des Kirchensteuer- und des Umlagewesens

Die Leitung hat der Dirigent.
 - III. Die Aufgaben der Finanzverwaltung ergeben sich aus Ziff. III des Erlasses des EO v. 3/II 35 EO I 6266/35.
 - IV. Die Finanzabteilung handelt selbständig und unter eigener Verantwortung. Breslau, den 16. Februar 1935
- [m. pr.] Zänker Dr. Fürle Redlich«

wünschen, stehe ich gern zurück.« Der Bischof wünscht nicht, paraphiert aber den Entwurf (115). Aus diesem Schreiben ist hier nur festzuhalten, daß Pastor Arnold es »auf das entschiedenste« abgelehnt habe, die Pfarrstelle zu wechseln, und das auch weiterhin tun werde; eine Versetzung komme nicht in Betracht, »weil wir sicher sein müssen, daß er von jeder Seite abgelehnt wird«, schließlich sei durch die Sperrung der Staatszuschüsse zu seiner Besoldung die Angelegenheit »in ein neues Stadium getreten« und sei nunmehr »von grundsätzlicher Bedeutung für die gesamte Landeskirche«, und der Oberkirchenrat müsse entscheiden, ob Arnolds Versetzung in den Ruhestand geboten erscheine (128–136).

Auf diese neue Wendung reagiert bereits am 1. März der Gemeindekirchenrat – »i. A. Heinz Helmuth Arnold, Vors.«: »Zunächst ist gegen den Eingriff des Herrn Ministers rechtlicher Einspruch zu erheben, da er rechtlich nicht zulässig ist und gegen die feierlich der Kirche gegebene [...] Zusicherung verstößt, ihre Angelegenheiten in Freiheit und Selbständigkeit regeln zu können. Mit dieser Zusicherung steht aber die vom Herrn Minister getroffene Anordnung in offenbarem Widerspruch, weshalb unter Berufung auf diesen Umstand um sofortige Aufhebung dringend um der Wahrheit willen gebeten wird.« Dieser grundsätzlichen Be- und Verurteilung folgt ein Überblick über die Zahlen der kirchlichen Kassen mit dem Ergebnis: »Es würde sich danach ein Fehlbetrag von 1200 Mk ergeben. [...] Sollte es nicht gelingen, im Laufe des Jahres zu der bisherigen Regelung der Zuschußleistung zurückzukehren, dann müßten wir das Hochw. Konsistorium bitten, uns aus Mitteln eines kirchlichen Fonds die fehlende Summe soweit zu erstatten, als eben möglich ist« (145–147).

Danach geschieht Bemerkenswertes: die Herren Oberkonsistorialräte D. Hymmen und Heyer vom Evangelischen Oberkirchenrat reisen eigens nach Breslau, um dort unter Hinzuziehung von Bischof Zänker und Oberkonsistorialrat Hünemörder mit Arnold zu verhandeln. Das geschieht am 16. April (151; 152; 156). Sieben Wochen später faßt der Evangelische Oberkirchenrat Ergebnisse und Folgerungen in diesem Schriftsatz zusammen: »[...] Damals hat sich Pfarrer Arnold bereiterklärt, aus Polkwitz fortzugehen, sofern 1.) der Kirchengemeinde die Bestimmung seines Nachfolgers zugestanden und 2.) ihm eine andere Möglichkeit – wenn auch evtl. im Ausland – zur Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung geboten werde, auf die er auf Grund seiner Ordination ein inneres Recht zu haben glaube. [...] Es wird Sache des Evangelischen Konsistoriums sein, durch rechtzeitige geeignete Schritte beim Magistrat als Patron der Kirchengemeinde, gegebenenfalls auch beim Regierungspräsidenten nach Kräften dahin zu wirken, daß bei der Bestimmung des Nachfolgers im Pfarramt auf die Wünsche der Kirchengemeinde weitgehend Rücksicht genommen wird.

Unsere Bemühungen, für Pfarrer Arnold einen neuen Wirkungskreis ausfindig zu machen, sind bisher leider vergeblich gewesen. Wir halten es aber nicht für angebracht, die Frage des Fortgangs von Pfarrer Arnold aus Polkwitz so lange zu vertagen, bis sich ihm ein neues Arbeitsgebiet erschlossen hat. Wir beabsichtigen deshalb, beim Provinzialkirchenrat die beschlußmäßige Feststellung zu beantragen, daß Arnolds Versetzung im Interesse der Kirche dringend geboten ist [...]« (156–158).

Ehe wir diese Entwicklung weiter darstellen, sei zur Frage des Besoldungszuschusses berichtet, daß am 8. Juli eine Abordnung des Gemeindekirchenrats im Konsistorium vorspricht und darlegt, daß bei einem Gehaltsanspruch von etwa 5000 RM und örtlichen Pfarrbesoldungsmitteln von etwa 2750 RM die Gemeinde in schwerste finanzielle Bedrängnis gerate – »Pfarrer Arnold erklärte sich bereit, auf den Teil seines Gehalts zu verzichten, welcher aus den staatlichen Besoldungszuschüssen gedeckt werden müßte« (175–176; vgl. 182, 183). Die Finanzabteilung beim Evangelischen Oberkirchenrat verwendet sich beim Ministerium, im Blick auf das angestrebte Versetzungsverfahren die gesperrten Mittel noch zahlen zu dürfen (184–185); dies wird vom Ministerium zugestanden (212) und der Kirchengemeinde Polkwitz diese Summe auch rückwirkend und dann bis einschließlich April 1938 ausgezahlt (213).

Das Versetzungsverfahren und seine Durchführung

Erstmals im schon zitierten Schriftsatz des Evangelischen Oberkirchenrats vom 5. Juli 1937 erwähnt, nimmt das angestrebte Versetzungsverfahren einen recht zügigen Verlauf. Zuständiges Beschlußorgan ist der Provinzialkirchenausschuß; bei ihm stellt der Evangelische Oberkirchenrat am 17. August 1937 den Antrag, »der Provinzialkirchenausschuß wolle durch Beschluß feststellen, daß die Versetzung des Pfarrers Heinz Helmut[h] Arnold in Polkwitz, Kreis Glogau, im Interesse der Kirche dringend geboten ist« (359).

In der neunseitigen Begründung werden in aller Kürze Fakten und Ereignisse aufgeführt und danach wird im wesentlichen wie folgt argumentiert: »[...] Es erscheint, zumal bei der konservativen Natur ländlicher Bezirke, wohl glaubhaft, daß ein erheblicher Teil der Gemeinde bisher zu Pfarrer Arnold hält; wird ja doch auch von keiner Seite ernstlich in Abrede gestellt, daß Arnold es mit seiner Amtsführung sehr ernst nimmt und seiner Gemeinde ein rechter Pfarrer und Seelsorger sein will. Andererseits steht aber fest, daß es in nationalsozialistischen Kreisen als untragbar empfunden wird, daß der einzige evangelische Geistliche am Ort nicht arischer Abstammung ist, und daß insbesondere die Jugend, die in der Schule und in

der HJ und dem BDM im völkischen Geist erzogen wird, gezwungen ist, zu einem Geistlichen, der Volljude ist, in den kirchlichen Unterricht zu gehen. Dieser Umstand muß aber von der Kirche sehr ernst genommen werden. Mehr denn je muß die Kirche darauf bedacht sein, gerade der Jugend das Evangelium recht nahe zu bringen. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß es je länger je mehr eine große Erschwernis der Erfüllung dieser Aufgabe bedeutet, wenn die Jugend der Person ihres Seelsorgers und Konfirmators ihrem rassischen Empfinden nach ablehnend gegenüber steht. [...] Es geht auch nicht an, die den Pfarrer ablehnenden Kreise etwa einfach damit abzutun, daß es sich bei ihnen weitgehend um kirchlich wenig oder gar nicht interessierte Gemeindeglieder handele. [...] [es] läßt sich auch mit dem missionarischen Auftrag der Kirche nicht vereinbaren, wollte man von vornehmerein darauf verzichten, die bisher abseits stehenden Kreise für die Teilnahme am Leben der Kirchengemeinde zu gewinnen [...].

Noch ernster ist die Gefährdung der inneren Entwicklung der Kirchengemeinde. Es muß als feststehend angesehen werden, daß Staat und Partei nicht aufhören werden, die Abberufung Arnold's aus Polkwitz zu verlangen. Je stärker dies in der Gemeinde selbst in Erscheinung treten wird, um so größer werden in den Reihen der Gemeindeglieder die Hemmungen werden, die einer segensreichen Ausrichtung des Auftrages zur Wortverkündigung durch Pfarrer Arnold entgegensteht. Dem darf die Kirche nicht aus falscher Rücksicht auf die Person des Geistlichen untätig zusehen; vielmehr muß, da es um eine Lebensfrage der Gemeinde geht, das Interesse des Pfarrers hinter dem seiner Gemeinde zurücktreten. Pfarrer Arnold hat hierfür auch Einsicht gezeigt [...]« (359-368).

Selbstverständlich werden nun vom Provinzialkirchenausschuß die Betroffenen gehört, die Gemeinde und der Pfarrer. Die Anhörung des Gemeindekirchenrats war nun allerdings schon vorlaufend erfolgt, unter Leitung von Superintendent Eberlein und im Beisein von Oberkonsistorialrat Schwarz. Die beglaubigte Abschrift aus dem Protokollbuch formuliert als Ergebnis: »Nach der ausführlichen Aussprache wird einstimmig beschlossen:

1. Wir danken Herrn Pastor Arnold ausdrücklich für die Treue, mit der er sein Amt geführt und das reine Evangelium uns verkündet hat.
2. Wir sehen aber die großen wachsenden Schwierigkeiten, die der Ausrichtung des Dienstes und dem Leben der Gemeinde aus der Tatsache erwachsen, daß Herr Pastor Arnold im Sinne des Gesetzes Jude ist. Wir müssen daher aus Verantwortung für die Gemeinde und das Evangelium dem Antrag des Evangelischen Oberkirchenrates, Pastor Arnold zu versetzen, zustimmen. Wir sind der Überzeugung, daß das *bald* geschehen muß.
3. Wir müssen aus derselben Verantwortung darauf bestehen, daß auch der

Nachfolger das Evangelium rein und unverkürzt verkündigt in gleicher Weise wie Herr Pastor Arnold. Um dieser Verantwortung willen fordern wir, daß vor der Versetzung die Kirchenbehörde sicherstellt, daß in diesem Fall nicht der *Patron*, sondern die Kirchenbehörde die Pfarrstelle besetzt und dem Gemeindekirchenrat einen Pfarrer vorschlägt, gegen den dieser Einspruch erheben kann« (191–192).

Pfarrer Arnold muß spätestens nach dieser Sitzung klar gewesen sein, daß in Polkwitz kein Bleiben für ihn war, ja daß ihm Schlimmeres widerfahren könnte: die Unmöglichkeit, seinen Beruf überhaupt weiter ausüben zu dürfen. So erklärt es sich, daß er von seinem jüngeren Bruder, Dr. F. W. Arnold, Rechtsanwalt am Landgericht Berlin²⁴, eine »Rechtsgutachtliche Äußerung« erbittet (371–375), deren Inhalt und Zweck am kürzesten zusammengefaßt ist in dem Begleitschreiben, mit dem Arnold es am 4. August an das Konsistorium weiterleitet: »[...] Aus demselben ergibt sich mit hinlänglicher Klarheit, daß nach dem derzeitig gültigen Rechtsstand der Bekleidung eines kirchlichen Amtes, bzw. der Erteilung eines kirchlichen Auftrages auch im Falle eines nicht vorhandenen Ariertums nichts entgegen steht. Dementsprechend ist dringend zu wünschen, daß in Einhaltung der richtigen Reihenfolge erst für die Zuweisung einer neuen, wie auch immer gearteten, rein kirchlichen Wirksamkeit Sorge getragen und darnach eine etwaige Versetzung im Interesse des Dienstes ins Auge gefaßt wird, nicht aber umgekehrt. Diese Lösung allein ist kirchlich zu rechtfertigen und stärkt darüber hinaus [...] unsere eigene evang.-kirchliche Lebendigkeit. Ich wäre daher mit der übergroßen Zahl der treuesten Gemeindeglieder aufrichtig dankbar, wenn man sich an maßgeblicher und verantwortlicher Stelle im Sinne des Hochwürdigsten Herrn Bischof derartigen Erwägungen nicht verschließen würde. Mit biblischem Bekenntnisgruß, Heinz Helmuth Arnold, Pastor« (204–205).

An den Evangelischen Oberkirchenrat weitergereicht, kommt das Rechtsguthaben von dort zurück mit dem doppelten Vermerk, daß es zum einen nicht um die prinzipielle Zulässigkeit der kirchlichen Beschäftigung eines Nichttiers gehe, sondern um die Unmöglichkeit, Pastor Arnold im

24 Er gehört 1938 zu den Mitarbeitern des »Büro Grüber« in Berlin; vgl. Wolfgang GERLACH, Als die Zeugen schwiegen. Bekennende Kirche und die Juden. Berlin 1987, S. 262. – Nach einer freundlichen Mitteilung von Pfarrer Dr. Werner Bellardi, Herrenberg, vom 14. 8. 1986 war er »Kriegsteilnehmer des 1. Weltkrieges und hatte ein Bein verloren. Als Träger des Eis. Kreuzes 1. Kl. genoß er eine gewisse Duldung. Seine Freunde haben ihn mit Schweizer Franken (etwa 20000 sfr?) losgekauft, so daß er in die Schweiz und später nach USA emigrieren konnte. Er ist als Rechtsanwalt in New York verstorben.« – Über ihn auch die noch ungedruckte Berliner Dissertation von Hartmut LUDWIG, Die Opfer unter dem Rad verbinden. Vor- und Entstehungsgeschichte, Arbeit und Mitarbeiter des »Büro Pfarrer Grüber«, Berlin 1988, S. 217 Anm. 61.

Polkwitzer Amt zu belassen. Zum anderen sei die von Arnold geforderte Verknüpfung der Entlassung mit der Zuweisung eines anderen Auftrages sachlich nicht zwingend (249–250).

Am 30. August 1937 erhält Arnold nunmehr unter Beifügung einer beglaubigten Abschrift des Versetzungsantrages des Evangelischen Oberkirchenrates die Aufforderung, sich binnen eines Monats schriftlich zu äußern (238, 382). Er tut dies umgehend, bereits am folgenden Tag in einem »Einspruch gegen das Exposé des Evang. Oberkirchenrates«. Er bezieht sich auf die beiden Aspekte, die Arnold bereits im Begleitschreiben zum Rechtsgutachten seines Bruders angeschnitten hatte: Was wird aus seiner Polkwitzer Gemeinde? Was wird aus ihm selbst? Beides sei vom Evangelischen Oberkirchenrat »leider nicht verarbeitet, sondern stillschweigend unter den Tisch gefallen« (382).

Der Berichterstatter muß an dieser Stelle auf eine Tatsache aufmerksam machen, die dem Leser schon aufgefallen sein mag und die verwunderlich genug ist: es war bisher kein Wort der Klage, der Anklage, der Verbitterung aus Pastor Arnolds Feder zu vernehmen, was über die Jahre hin ihm an Spott und Hohn, an leiblicher und seelischer Grausamkeit zugefügt worden war, über die täglichen Kämpfe, die täglichen Anfechtungen, als habe er das alles still ertragen. Wenn das richtig ist, dann gewiß wohl deshalb, weil er selbst dazu gesagt hätte: das ist mein Kreuz, wie es mir mein Herr auferlegt hat. *Da* konnte er schweigen.

Er schweigt aber nicht mehr, wo er die Predigt des Evangeliums gefährdet sieht. Diese will er unbedingt gewährleistet sehen. Hier liegt der eigentliche Beweggrund seines zweifachen Einspruchs gegen den Antrag des Evangelischen Oberkirchenrats. Hier werden seine Worte klagend, anklagend.

Die Gemeinde braucht die Predigt des Evangeliums! »Die Bekenntniskirche hat in Polkwitz ihr Hausrecht zu wahren und kann sich nicht durch den Umstand abdrängen lassen, daß ihr augenblicklicher Seelsorger der arischen Abkunft entbehrt. Die diesbez. Ausführungen des Exposé's lassen leider die nötige Unbedingtheit des kirchlichen Anspruches vermissen und verpflichten zu nichts. Warum heißt es nicht klipp und klar: wir wissen uns mit ihr verbunden und haben das Anliegen der Bekenntniskirche uns zu eigen gemacht. Wir werden schützend hinter dem Hochw. Herrn Bischof stehen, wenn er von sich aus in Ausübung seiner geistlichen Vollmacht wiederum einen ausgeprägten Bekenntnispfarrer nach Polkwitz beruft [...]«.

Und das zweite: er ist doch zum Prediger und Seelsorger ordiniert! »Nun und nimmer darf die christliche Lebens- und Liebesgemeinschaft durch Hervorkehrung von Unterschieden rassischer Art Schaden leiden. Die vollkommene Gleichberechtigung von arischen und nichtarischen Christen,

die sonst in keiner Kirche der Welt bestritten wird, muß sich eben darin augenfällig äußern, daß beide in gleicher Weise zur Verkündigung des lauteren und reinen Evangeliums berufen sind und eine Aufhebung der Ordinationsverpflichtung, die auch eine Verpflichtung der zum Dienst ordinierenden Kirche darstellt, theoretisch und praktisch unmöglich ist [...]« (384).

Diese beiden Anliegen sind es, die Heinz Helmuth Arnold dann noch einmal vorträgt, als er zur mündlichen Verhandlung am 30. September 1937 vor den – erweiterten – Provinzialkirchenausschuß geladen wird. Wir dokumentieren das formal-nüchterne Verhandlungsprotokoll: »In dem Versetzungsverfahren betreffend den Pfarrer Heinz Helmuth Arnold aus Polkwitz, Kirchenkreis Glogau, eröffnete der Vorsitzende des Provinzialkirchenausschusses die Sitzung. Es war auf Ladung erschienen Herr Pfarrer Heinz Helmuth Arnold aus Polkwitz. Der Vorsitzende überträgt die Leitung der Verhandlung Herrn Konsistorialpräsident D. Hosemann und bestimmt den Oberkonsistorialrat Dr. Hünemörder als Schriftführer. Pfarrer Arnold verließ den Verhandlungsraum.

Der Berichterstatter trug an Hand der Akten den Sachverhalt vor. Darauf wurde der Pfarrer Arnold hereingerufen und in seiner Gegenwart seine Eingabe vom 31. August 1937 verlesen. Ihm wurde daraufhin Gelegenheit zum mündlichen Vortrag seines Standpunktes gegeben. Er erklärte darauf, er sei seinerseits mit seiner Versetzung durchaus einverstanden. Er bitte aber [daß] die von ihm gestellten Bedingungen, einmal daß ihm ermöglicht werde an anderer Stelle irgendwo ein geistliches Amt zu versehen und zweitens daß ein Bekenntnispfarrer nach Polkwitz kommen müsse an seiner Stelle, innegehalten würden. Es wird ihm seitens der Verhandlungsleitung eröffnet, daß die Erfüllung dieser Bedingungen nicht in der Zuständigkeit des Erweiterten Provinzialkirchenausschusses liege.

Nachdem Pfarrer Arnold den Verhandlungsraum verlassen hatte, wurde in die Beratung eingetreten. In Gegenwart des wieder hereingerufenen Pfarrer Arnold wurde folgender Beschuß verkündet: Die Versetzung des Pfarrer Heinz Helmuth Arnold in Polkwitz, Kirchenkreis Glogau, ist im Interesse der Kirche dringend geboten« (390).

Die Begründung des Beschlusses – die selbstverständlich die formaljuristisch notwendigen Bezüge enthält – hebt im Kern darauf ab, »daß Pfarrer Arnold als Volljude nicht mehr die Möglichkeit habe, in Polkwitz alle Glieder seiner Gemeinde zu erreichen [...] Die Einheit der Gemeinde sei dadurch gefährdet.« Es fehlt auch nicht der notwendige Schlußsatz: »Gegen diesen Beschuß kann von dem betreffenden Geistlichen [...] innerhalb von 4 Wochen [...] Einspruch erhoben werden« (393–396). Pfarrer Arnold legt keinen Einspruch ein, schreibt aber am folgenden Tage dem

Konsistorialpräsidenten, daß er allen beteiligten Herren »für die feine und taktvolle Führung der Verhandlung« danke (256–257).

Nach Ablauf der Einspruchsfrist, am 28. Oktober, wird der Versetzungsbeschluß an den Evangelischen Oberkirchenrat weitergeleitet. Es scheint aber zwischen Breslau und Berlin keine Klarheit geherrscht zu haben, wer nun – und wie – den Versetzungsbeschluß auszuführen habe. Provinzialkirchenausschuß und Konsistorium schrieben, daß dies dem Evangelischen Oberkirchenrat zustehe (399), und geben auch dem – wieder einmal – nach dem Stand der Angelegenheit fragenden Liegnitzer Regierungspräsidenten in diesem Sinne Bescheid (279, 280). Der Oberkirchenrat mahnt aber seinerseits am 10. März 1938, das Konsistorium wolle »baldigst anzeigen, ob und ggf. welche Schritte in Sachen des Pfarrer Arnold in Polkwitz unternommen worden sind« (283), worauf das Konsistorium antwortet, daß eine Versetzung Arnolds in eine andere Pfarrstelle der Altpreußischen Union oder Deutschen Ev. Kirche nicht zugemutet werden könne, »weil er [...] Volljude ist. [...] Wir haben auch geglaubt, zunächst die weiteren Maßnahmen des EOK [...] abwarten zu müssen« (284–285).

So leitet der Evangelische Oberkirchenrat am 29. April 1938 Arnold folgende Verfügung zu: »Gemäß § 2 der VO zum Kirchengesetz vom 6. März 1930 über die Versetzung von Geistlichen vom 15. April 1936 in Verbindung mit § 1 der VO vom 4. November 1936 versetzen wir Sie mit Wirkung vom 1. Mai 1938 in den einstweiligen Ruhestand [...]« (288). Bischof Zänker moniert aber auf der dem Konsistorium übersandten Zweit-schrift verwundert eine Passage, gegen die alsbald – wenn auch vergeblich – auch Arnold Einspruch erhebt²⁵: »Ist das richtig? Erlaß vom 29. 4. und Zurruhesetzung zwei Tage später?« Es füllen sich danach noch viele Aktenblätter mit Verhandlungen und Berechnungen über Ruhestandsgehalt, Übergangs- und Wartegeld; in diesem Zusammenhang erfährt das Konsistorium zu seiner Überraschung, daß Arnold verheiratet ist (325); umstritten ist, ob überhaupt und in welcher Höhe ihm Umzugskosten erstattet werden können (317–320, 334, 275, 353, 355, 356 zu 1939 Jan. 25!); am 3. September zieht Arnold aus Polkwitz weg (334).

Das Kirchliche Amtsblatt teilt in seiner August-Ausgabe unter der Rubrik Personalien mit: »In den einstweiligen Ruhestand versetzt zum 1. Mai 1938 Pfarrer Heinz Helmuth Arnold in Heerwegen²⁶, Kirchenkreis Glogau, im 47. Lebens- und 27. Amtsjahre.«

25 SKE VI, 590, 78, 79; SKE V, 634, 292–294. 311–312.

26 »Gemäß § 10 der Deutschen Gemeindeordnung werden mit Wirkung vom 1. November 1937 ab die Namen folgender [...] Gemeinden [...] wie folgt abgeändert: [...] 16. Polkwitz in ›Heerwegen‹; Glogauer Amtliches Kreisblatt Nr. 46 vom 6. 11. 1937, Nr. 235 (vorh. im Staatsarchiv Grünberg in Alt Kessel [Stary Kisielin]).

Aber da waren doch noch jene beiden Anliegen, die Pfarrer Arnold so sehr am Herzen lagen: die Zukunft seiner Gemeinde und die Zukunft seiner eigenen geistlichen Tätigkeit. Um beides hat sich die Konsistorialbehörde sehr wohl gekümmert. Und es ist erkennbar, daß sie dies – soweit ihr möglich – im Sinne von Pastor Arnold getan hat, auch hat Bischof Zänker sich in beiden Angelegenheiten engagiert²⁷. Zwei Aktenvermerke vom 19. und 24. August 1938 halten fest, daß »im persönlichen Gespräch [mit Konsistorialrat Hembd] Regierungsdirektor Pirscher, Liegnitz, seine Einwirkung auf den Polkwitzer Bürgermeister als Patron in dem Sinne zugesagt hat, daß der Bürgermeister der Gemeinde den Geistlichen benennt, der ihm vom Konsistorium in Vorschlag gebracht wird« (236), und daß der Bürgermeister persönlich beim Konsistorium erschienen sei und erklärt habe, er werde den neuen Geistlichen »im Einvernehmen mit dem Konsistorium benennen« (237)²⁸.

Freilich zeigt die beim Konsistorium geführte Akte über die Kirchengemeinde Polkwitz, daß der Übergang zu einem Nachfolger nicht so reibungslos vonstatten ging. Am 29. Juli 1938 bittet der Gemeindekirchenrat, »den Pfarrvikar Brüssow²⁹, der als der vorgesehene Kandidat des Konsistoriums anzusehen ist«, mit der vikarischen Verwaltung der Pfarrstelle zu beauftragen³⁰. Er wird jedoch vom Patron, Bürgermeister Thiel, »grundsätzlich und entschieden« abgelehnt; dies stütze sich auf dessen »amtsbekannt gewordene resp. nachgewiesene persönliche Einstellung [...] gegenüber der Volksgemeinschaft«³¹. Brüssow tritt seinen vikarischen Dienst dennoch im September 1938 an, im Oktober wird seine endgültige Berufung in Eingaben der Frauenhilfe, der Bibelfreunde, des Männerwerkes und des Jungmädchenbundes erbettet, im Januar 1940 seine Abberufung vom Patron energisch gefordert, wogegen wieder die genannten kirchlichen Gruppen protestieren. Doch es hilft nichts³²; vom Mai 1940 an wird die Pfarrstelle von Heinzenburg aus verwaltet. Seit Mitte Juli ist Pfarrer Nikolai Feyerabend³³, aus dem russisch gewordenen Baltikum kommend, kommissarisch, seit dem 15. Dezember endgültig Pfarrer der Gemeinde; deren »Pfarrernot«³⁴ ist damit nach acht Jahren behoben.

27 SKE III, 1635, 255–256, 259.

28 SKE III, 1635, 257, und SKE V, 634, 239.

29 Kurt Brüssow, geboren 1906 Nov. 23 in Jarotschin, ordiniert 1937 Okt. 22 durch Bischof Zänker, 1941 Aug. 1 Pfarrer in Lindenkranz (Bielawe), Kirchenkreis Glogau; 1947 in Hamburg.

30 SKE III, 1635, 262–263.

31 Ebd., Bl. 265.

32 Ebd., Bl. 282, 283, 286, 287, 291, 309, 318.

33 Nikolai Feyerabend, geboren 1899 Okt. 2 in Riga, ordiniert 1929 Nov. 17; 1947 in Brügge/ Plön.

34 So der Superintendent; SKE III, 1635, 338, 347. – Im Januar 1942 kann Superintendent Eberlein über die Einführung des Pfarrers am 19. Januar schreiben: »An ihr

Der Weg ins Ausland

Auf der Suche nach neuer Betätigung

Wir knüpfen noch einmal an Heinz Helmuth Arnolds dringendes Verlangen an, daß man ihm die Ausübung seines pfarramtlichen Dienstes ermöglichen solle und auch müsse (156, 382–384 u. ö.). Aber: »Wird es wo anders anders?« hatte der Konsistorialpräsident schon im Februar 1937 vermerkt (141). Welche Bemühungen gibt es nun? Zwei Versuche lassen sich belegen.

Am 1. September 1937 schreibt der Bischof an Arnold: »Wiederholt habe ich schriftlich und mündlich mit Herren des Ev. Oberkirchenrats über die Möglichkeit und Notwendigkeit, Ihnen seelsorgerliche Tätigkeit zuzuweisen und die Möglichkeit der Wortverkündigung zu eröffnen, gesprochen. [...] Nun habe ich eine Frage. In Berlin befindet sich eine ›Englische Mission‹, früher ›Judenchristliches Zeugnis an Israel‹, die m. W. seit Jahrzehnten Judenmission betreibt. Möchten Sie nicht den Versuch machen, bei ihr eine Anstellung zu finden? [...] Ich würde Ihnen in diesem Falle gerne ein empfehlendes Schreiben mitgeben [...]«³⁵. Arnold findet diesen »ersten positiven Vorschlag [...] durchaus für beachtenswert«³⁶. Zänker setzt ein Empfehlungsschreiben auf³⁷, Arnold stellt sich in Berlin vor und erstattet dem Bischof einen positiven Bericht³⁸. Auch die Missionsgesellschaft schreibt an Zänker, Arnold habe »einen sehr guten Eindruck gemacht«, und man sei bereit, ihm »hier in der Mission unter Juden und Hilfsarbeit unter nichtarischen Christen einen befriedigenden Arbeitsplatz zu schaffen«. Es sei allerdings »bei der Ihnen sicher bekannten Lage der Judenmission« erforderlich, daß die Kirche das Ruhegehalt zahle, das dann durch einen eigenen Zuschuß aufgestockt werde³⁹.

Dieser Brief, vom Bischof in den Geschäftsgang der Behörde gegeben,

beteiligte sich die ganze Gemeinde Heerwegens, selbst die Stadt war durch den stellv. Bürgermeister vertreten. Es war sehr zu merken, daß die ganze Gemeinde Pastor Feyerabend mit Vertrauen und Freude willkommen hieß. Es ist dies um so erfreulicher, als die Gemeinde seit 1933 in Pfarrernot steht. Ich bin der guten Zuversicht, daß sie überwunden ist und Pastor Feyerabend sowohl der Gemeinde, die einen ›bekennenden‹ Pfarrer will, als auch der Stadt willkommen ist. Um diese günstige Entwicklung nicht zu stören, habe ich es vermieden, auf die Vergangenheit und die früheren Pastoren (Arnold und Brüssow) hinzuweisen. Auch Pastor Feyerabend hat es auf meine Bitte nicht getan.«; ebd., Bl. 355.

35 SKE VI, 590, 64.

36 Ebd., Bl. 65.

37 Ebd., Bl. 66–66a.

38 Ebd., Bl. 68–68a.

39 SKE V, 634, 260, d. d. Sep. 21; Briefkopf: »Hebrew Christian Testimony to Israel. Repräsentant für Deutschland: Prediger Heinrich Poms, Berlin C 2, Oranienburger Str. 20.«

wird vom Konsistorium sehr wohlwollend beantwortet: Man würde es »im Interesse des Pfarrer Arnold, der sich nach weiterer geistlicher Arbeit sehnt, sehr begrüßen«, die finanzielle Seite regle sich entsprechend den Vorschriften. Gegen einen zeitweiligen Aufenthalt Arnolds in Berlin, um die Arbeit genauer kennenzulernen, habe man keine Einwände (261–262). Die Akten geben leider keine Auskunft darüber, warum sich dieser Weg zerschlagen hat.

Inzwischen hatte auch Arnold selbst am 1. Oktober 1937 der Behörde einen anderen, ähnlich gelagerten Vorschlag unterbreitet, der uns wegen seiner Argumentation die vollständige Textwiedergabe nahelegt: »Der Hochw. Evang. Oberkirchenrat ist dankenswerterweise um die Beschaffung eines neuen kirchlichen Auftrages für den unterfertigten Ortsgeistlichen bemüht. Zwar besteht in dieser Hinsicht die Möglichkeit der Übernahme in den Dienst einer Londoner Missionsgesellschaft, aber der Umstand wirkt doch ein wenig beschämend, daß dann die Evg. Kirche ein Versagen der zuständigen deutschen evang. Landeskirche, die vor 16 Jahren die Ordination in Berlin feierlich vollzogen hat, ausgleichen muß. Es wird deshalb hiermit angeregt, mich geneigtest als ständigen Hilfsprediger der Evang. Kirchgemeinde Hindenburg anzugliedern unter Erteilung des Sonderauftrages, Provinzialvertreter der landeskirchlichen Judenmission zu sein. Liegt doch ein eigentümlicher Widerspruch darin, daß dieser kirchliche Dienst von einem rein arischen Geistlichen geleistet wird, während man eben um seiner nichtarischen Herkunft willen einen schles. Geistlichen seines Amtes zu entheben im Interesse der Kirche genötigt ist. Auch staatlicherseits könnten gegen eine solche Lösung keine Bedenken bestehen, die zudem den Vorzug besitzt, die kirchliche Würde zu wahren. Der bisherige Provinzialvertreter, Herr Pfarrer Kraft, ist bereits bejährt und wird als Gemeindepfarrer von Hindenburg einer so wohl begründeten Entlastung nur zustimmen können« (267, vgl. 256–257). Der Evangelische Oberkirchenrat bittet das Konsistorium, dieses wiederum Pfarrer Kraft um Stellungnahme – »Ihren Bericht wollen Sie möglichst beschleunigen« (264–265⁴⁰) – und antwortet danach am 6. Dezember ausführlich Pfarrer Arnold: Pfarrer Kraft habe geschrieben, er sei »schon vor mehreren Jahren infolge Mangels an Mitteln von seinem Amt als Provinzialvertreter der Judenmission entbunden worden«. Auch sei »unter der gegenwärtigen Stimmung über die Juden und die Judenmission die Möglichkeit einer

40 SKE V, 634, 264–265: »Wir vermerken dazu, daß ggf. eine Berufung des Pfr. A. lediglich von seiten der ›Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden (Berliner landeskirchliche Judenmission)‹, aber nicht von unserer Seite in Frage kommen kann und daß auch provinzialkirchliche Mittel nicht zur Verfügung gestellt werden können.«

erfolgreichen Arbeit eines solchen Provinzialvertreters nicht vorhanden. – Wir haben deshalb davon absehen müssen, Ihren Antrag an den E.O.K. weiterzugeben« (268–269⁴¹). So führt auch dieser Versuch nicht weiter, und andere Bemühungen sind nicht belegt.

Der Weg ins KZ und in das Ausland

Ohne Zukunftsperspektive also ist seit dem 1. Mai 1938 Arnold im einstweiligen Ruhestand – zur Ruhe kommen läßt man ihn nicht.

Offensichtlich von ihm selbst geht die Bemühung aus, in das leerstehende Pfarrhaus in Strehlitz, Kreis Oels, ziehen zu können. »Sehr gerne will ich Ihnen behilflich sein«, versichert Bischof Zänker und fügt hinzu, daß auch das Konsistorium Arnolds Antrag unterstütze⁴². Der zuständige Pfarrer Hermann Dieckmann in Juliusburg lehnt ab: »Ich habe gestern in Breslau erfahren, daß Sie selbst getaufter Jude seien. Im Falle, daß sich diese Aussage bewahrheitet, muß ich Ihnen im Namen des Gemeindekirchenrats in Strehlitz mitteilen, daß wir von dem mit Ihnen geschlossenen Mietvertrag zurücktreten. Es tut mir leid, daß Sie mir dies nicht selbst gesagt haben. In diesem Falle würde ich Ihnen dringend abgeraten haben. [...] Ich kann nicht annehmen, daß Sie die kleine Gemeinde in politische Zwistigkeiten und auch solche kirchlicher Art bringen möchten [...]«⁴³. Arnold schreibt den Brief für den Bischof ab: »Einliegendes Schreiben ist wieder kein Ruhmestitel unserer Evang. Kirche und zeigt, wie auch die besten Absichten ständig durchkreuzt werden, wobei ich bemerke, daß ich als Kind von 2 Monaten getauft und von evang. Eltern evangel. erzogen worden bin. So beschämend geht also die Kirche mit ihren eigenen Täuflingen um [...]«⁴⁴.

Der Bischof kann nur trösten⁴⁵, helfen kann er nicht. Arnold bemüht sich

41 »Sein Amt habe sich«, so wird Kraft weiter zitiert, »auf Werbung der Geistlichen und Gemeinden für die Judenmission durch Predigt und Vorträge und auf die Geschäftsführung der inzwischen eingegangenen ›Schlesischen Konferenz für Judenmission‹ erstreckt.« – Die Personalakte Alfred Gustav Theodor Wilhelm Kraft (SKE V, 1889; er ist geboren 1871 Juni 5, ordiniert 1898 Dez. 21, Pfarrer in Frauenhain, Kreis Ohlau, seit 1895 Febr. 1, Pfarrer in Zaborze [Hindenburg] 1920, i.R. 1938 Sept. 30) enthält ein Gesuch um kirchenaufsichtliche Genehmigung zur nebenamtlichen Übernahme des Amtes eines Provinzialvertreters der Berliner landeskirchlichen Judenmissionsgesellschaft. Berufung und Gesuch datieren 1917 Mai 7, die »bis auf weiteres« erteilte Einwilligung 1917 Mai 19. – Weitere Informationen über die erwähnte »Schlesische Konferenz für Judenmission« können wir (bisher) nicht beibringen.

42 SKE VI, 590, 80, datiert 1938 Juni 27.

43 Ebd., Bl. 83–83a.

44 Ebd., Bl. 82–82a.

45 Ebd., Bl. 84: »Meinem gestrigen Brief möchte ich nach Empfang Ihres Eilbriefes sofort noch ein paar Zeilen beifügen. Ich bin sehr betrübt darüber, daß Br. Dieckmann

nun um eine Wohnung in Breslau und findet schließlich eine in Glogau, »nachdem die Kirche in der Zubilligung eines leerstehenden Pfarrhauses so schmählich versagt hat und wohl auch versagen mußte, weil sie gebunden ist« (328)⁴⁶. Am 3. September zieht er dort ein.

Doch er wird von der Gestapo aus der Wohnung geholt. Der Superintendent teilt dies dem Konsistorium so mit: »Pastor Hellmuth Arnold in Glogau, Wilhelmstraße wohnhaft, ist im Zuge der staatlichen Aktion als Jude in Schutzhaft genommen worden und Montag [14. 11.] von Glogau aus mit den Gliedern der Synagogengemeinde fortgebracht worden. Mir ist nicht bekannt wohin. Ich melde das der Behörde. Da Pastor Arnold als evangelischer Christ und Pastor dadurch in einen Kreis gerechnet ist, in den er zwar blutmäßig gehört, mit dem er aber als Synagogengemeinde doch keine Verbindung hat, trifft es ihn besonders. Ich bitte die Kirchenbehörde, sich seiner anzunehmen« (343).

Am 4. Dezember folgt eine zweite Mitteilung des Superintendenten, in einem persönlichen Schreiben an Konsistorialrat Hembd: »Bruder Arnold ist bis zur Stunde noch im K.Z. Seine Frau hat *keine* Nachricht, daß sie ihn erwarten könne. Er – und sie – haben ihre Bereitschaft erklärt, aus Deutschland zu gehen, nach Dänemark, Holland oder England. Dort haben sie – von der Frau her – Beziehungen« (344).

Was eine Kirchenbehörde nun unternehmen konnte, war seinerzeit offenbar nicht leichter zu beantworten als heutzutage. Als man dem Konsistorialpräsidenten endlich den Entwurf einer Mitteilung an den Evangelischen Oberkirchenrat vorlegt, notiert er: »Nach 16 Tagen halte ich eine solche Eingabe für unmöglich. Ist Arnold nicht längst zurück?« (364). Am 16. Dezember geht dann doch ein Schreiben nach Berlin: »[...] Mit Rücksicht auf die grundsätzliche Bedeutung des Falles, die wir darin sehen, daß es sich um einen Ruhestandsbeamten der evang. Kirche der altpreußischen Union handelt, glauben wir, die uns erstattete Meldung [...] weitergeben zu sollen« (345).

Am 5. Januar 1939 gelangt ein weiterer Auszug aus einem Privatbrief Eberleins an Hembd in den Geschäftsgang des Konsistoriums. Demnach ist

Ihnen sachlich und formell in dieser Weise schreiben konnte, nachdem ich ihm auf Ihre Bitte hin die dringende Bitte meinerseits geschrieben hatte, daß Ihnen das Pfarrhaus zur Verfügung gestellt würde. Nun werde ich die Angelegenheit hier weiter verfolgen, vor allen Dingen mit Präsident Hosemann darüber verhandeln und versuchen, Ihr Ziel dennoch zu erreichen. Was soll werden, wenn selbst Amtsbrüder sich in dieser Weise zu Amtsbrüdern stellen! Mehr möchte ich heute nicht sagen.«

46 Arnold in einem Brief an Hosemann, mit der abermaligen Bitte, die Umzugskosten übernehmen zu wollen: »Es streitet gegen Recht und Billigkeit, dem völlig schuldlos aus dem Amt entfernten Geistlichen zu allem Übrigen auch noch die Last des Umzugs aufzubürden« (328).

Arnold am Sonntag, dem 18. Dezember 1938, nach Glogau zurückgekehrt; ihm sei mitgeteilt worden, daß das englische Innenministerium ihm ein Einreisevisum in das Empire bewilligt habe (347). Unter dem 7. Januar erbittet die Finanzabteilung beim Evangelischen Oberkirchenrat Arnolds Personalakte »für die Bearbeitung des uns vorliegenden Gesuches [...] um Verlegung des Wohnsitzes in das Ausland« und ersucht des weiteren um Angaben, »in welchem Verhältnis (Volljude, Mischling ersten oder zweiten Grades) Arnold zu den Nürnberger Reichsbürgergesetzen steht. Dieselben Feststellungen sind auch für dessen Ehefrau und etwaige Kinder zu treffen« (350). Letzteres wird über den Superintendenten erfragt und von ihm dahingehend beantwortet, Frau Pastor Arnold sei »nach eigenen Angaben rein arisch und hat mit den Nürnberger Gesetzen gar nichts zu tun« (352). Dies wird selbstverständlich nach Berlin mitgeteilt (353), und danach schließt die Personalakte Heinz Helmuth Arnold sehr prosaisch mit der Bewilligung und Ausgabeanweisung von 100 RM »einmalige Umzugskostenbeihilfe« – zu zahlen für den Umzug nach Glogau (353, 355, 356).

»because of his transparent holiness«

Zwei Berichte helfen uns zu einem versöhnlichen Beschuß unserer Darstellung. In einem ausführlichen Brief vom 14. August 1986 hat Pfarrer Dr. Werner Bellardi auf unsere Bitte hin aufgezeichnet, was ihm ein halbes Jahrhundert nach diesen Vorfällen noch erinnerlich war: »Im Frühjahr 1936 trat ich mein Pfarramt in Alteichen (Klein Tschirne), Kirchenkreis Glogau, an. Im Pfarrkonvent, der von Sup. Eberlein geleitet wurde und in der Regel äußerst lebendig verlief, traf ich den Pfarrer H. H. Arnold, der mir nicht nur als Bruder im Pfarrernotbund, sondern auch als Amtsbruder bald zum Freunde wurde. Er war verheiratet mit einer Dänin, von der ich heute nur noch den Vornamen (Gudrun) weiß, mit der wir aber auch noch von Berlin nach 1950 Verbindung hatten. Sie lebte zuletzt als Pfarrerwitwe in oder bei Kopenhaben [...]. Die Zeit in Polkwitz war für H. H. A. seit 1934 eine Zeit vieler Anfechtungen, über die er auch zu Freunden selten sprach. [...] In der ›Reichskristallnacht‹ blieb es zunächst ruhig um ihn – als dänischer Besitz wurde Wohnung und Einrichtung zunächst ›geschont‹. Aber wenige Tage später [...] holten ihn Gestapo-Männer aus der Wohnung und brachten ihn ins KZ [...]. [Er] kam in einem elenden Zustand nach Glogau zurück. Es bleibt mir unvergessen, wie er nach der KZ-Zeit zu mir sagte: ›Wir haben vergessen oder unterlassen, für die SS-Leute in den KZ's zu beten – sie haben unsere Fürbitte besonders nötig‹. Etwa im März 1939 muß es gewesen sein, daß der Aufenthalt in Glogau für Arnolds unmöglich wurde. So kamen sie zu uns ins Alteichener Pfarrhaus, und wir alle,

Amtsbrüder und Freunde, beschworen Arnold, er solle doch emigrieren [...]. Jedenfalls kam er mit geringem Handgepäck zunächst zu Freunden nach Holland, die ihn dann nach Kriegsausbruch nach England weiterleiteten. In England brachte man ihn als Internierten in ein Lager, wo er längere Zeit verbleiben mußte. Wahrscheinlich ist er dann auf Drängen anglikanischer Kirchenmänner freigekommen. Er wurde aber nicht ohne Weiteres in den Kirchendienst übernommen, sondern mußte zunächst ein theologisches Studium absolvieren [...]. Nach aushilfweiser Einsetzung an verschiedenen Stellen bekam er dann eine Pfarrstelle in Bradford/Yorkshire [...].«

In dem letzten Bericht, der uns vorliegt – wir geben ihn vollständig wieder⁴⁷ –, scheint das hier Geschilderte wie abgefallen und Heinz Helmuth Arnold seiner Vergangenheit und all dem, was man ihm angetan, was er litt und – ein wenig doch nur – kämpfte, gleichsam enthoben, »because of his transparent holiness«.

»Nachruf auf einen Unbekannten, der ein heiliger Mann war

Die hohe, düstere Kirche liegt – eingekleilt von Häusern und ärmlichen Hütten – neben der Bahnlinie. Während des Gottesdienstes kann man die Züge pfeifen hören. Sie pfeifen auch heute. Im Kircheninnern sitzt eine vielhundertköpfige Menge. Wenn ich sonst kam, war die Kirche leer. Außer den Mitgliedern des kleinen Chores kamen nur wenige, manchmal nur zwei oder drei Leute. Wie schön diese Kirche aussieht, wenn sie bis auf den letzten Platz gefüllt ist. Der weißhaarige Pfarrer würde überrascht, vielleicht erschrocken gewesen sein, wenn er sie hätte sehen können. Aber wir sind gekommen, um Abschied von ihm zu nehmen.

In feierlichem Zuge – voran der Chor, dann die Pfarrer der angrenzenden Gemeinden und der Bischof, alle in den Gewändern der anglikanischen Kirche – trägt man seinen Sarg zum Altar.

Wir singen: »Rock of ages cleft for me, let me hide myself in Thee«, ein Lied, das er besonders geliebt hat, weil es in klaren Worten die Rechtfertigung aus dem Glauben und die Gnade Christi preist.

Der Bischof hat als Text für seine Ansprache eine Geschichte aus dem Alten Testament gewählt: Da sieht eine Frau Tag für Tag einen Propheten, »einen heiligen Mann Gottes«, an ihrem Haus vorübergehen. Sie lädt ihn ein, bei ihr zu essen, und überredet schließlich ihren Mann, ihm eine Kammer auszubauen und ihn ganz aufzunehmen, wann immer er bleiben will.

⁴⁷ Aus: Der Londoner Bote. Evangelisches Monatsblatt in Groß-Britannien. Hg. von Eberhard BETHGE, Nr. 123 (Jahrg. 11, Nr. 3) März 1959, S. 45–46. Der Verfasser des Nachrufs ist Oberkonsistorialrat F. Schlingensiepen.

Ein seltsamer Text. Aber während der Bischof spricht, sehe ich den toten Pfarrer vor mir, wie er leicht vornübergebeugt mit hastigen Schritten von Haus zu Haus eilt und bei seinen Gemeindegliedern anklopft, oder wie er zu einem der großen Krankenhäuser läuft. Dort hatte er viel Zeit; aber unterwegs war er immer eilig. Noch am Tage vor seinem Tode hat er an siebzig Krankenbetten gesessen, getröstet und gebetet. Wie bei jedem seiner Besuche hat er gefragt, ob er eine Karte an den zuständigen Gemeindepfarrer schreiben soll. Diese Arbeit an den Kranken tat er freiwillig. Sie war seine »Freizeitbeschäftigung«.

Der Bischof spricht davon, wie gern jeder ihn aufgenommen hat, wie Alte und Junge ihn gleichermaßen geliebt haben, weil er ein »heiliger Mann« war. Im Englischen klingt es nüchterner und darum überzeugender: »because of his transparent holiness«. Aber der Bischof kann nicht verschweigen, daß die große Kirche trotzdem leer geblieben ist. Kaum einer hat den alten Pfarrer so aufgenommen, wie er aufgenommen werden wollte: als Boten des Herrn, der unsere Sünden vergibt, wenn wir uns ihm anvertrauen.

Hätten wir ihn nicht sonst noch ernster nehmen müssen und ihm und seiner Botschaft einen Platz in unserem Leben schaffen, wie jene Frau des Alten Testamentes, die den Propheten in ihr Haus aufnahm, als sie erkannte, daß er ein »heiliger Mann« war?

Ob es dem Toten schwere fallen ist, Sonntag für Sonntag vor leeren Bänken zu predigen? Man hat es den Predigten nicht angemerkt. Sie waren liebevoll ausgearbeitet, und der alte Pfarrer mit seinem großen Wissen war so demütig, daß man auch nicht den Schatten einer Bitterkeit spüren konnte.

Ob der eine oder andere sich an seiner Stimme gestoßen hat? Ich höre sie noch vor mir: dies Englisch mit dem unverkennbar deutschen Akzent. Als Erwachsener hatte er die Sprache, die er predigen mußte, mühsam erlernt. Ich denke an das Unrecht, das dieser Zeuge Jesu erlitten hat. Der Bischof erwähnt mit keinem Wort die Männer in den schwarzen Uniformen, die ihn in seinem schlesischen Pfarrhaus eines Nachts aus dem Bett gerissen haben, um ihn in den Wald zu schleppen und dort blutig geschlagen liegen zu lassen. Er ist dann auf dem Bauch zurückgekrochen und konnte lange nicht mehr gehen. Und sie kamen wieder und brachten ihn ins KZ; nicht weil er etwas verbrochen hatte, sondern weil er ein Jude war.

Seine Frau durfte ihm nach einer Weile Geld schicken, ganze fünfzehn Mark, damit er sich in der Lagerkantine etwas kaufen konnte. Bereits am gleichen Abend hatte er vierzehn Mark an Mithäftlinge verschenkt. Als seine Frau es mir einmal erzählte, lachte er vergnügt und sagte: »Die anderen hatten es wirklich nötiger.«

Der alte Pfarrer selber hat von dieser Vergangenheit nur selten gesprochen; höchstens wenn er voller Liebe von Bischof Bell erzählte, der ihn und andere jüdenchristliche Pfarrer aus dem KZ holen und damit vor der Gaskammer bewahren konnte, indem er ihnen Aufnahme in England verschaffte. So ist damals aus dem deutschen Lutheraner ein anglikanischer Priester geworden.

Er hätte nach dem Kriege Wiedergutmachung beantragen können. Vielleicht hätte sich dann das verkommene Pfarrhaus mit seinen zugigen Räumen und seinen schäbigen Möbeln etwas herrichten lassen. Aber gab es nicht tausend Flüchtlinge, die das Geld dringend brauchten? Ging es ihm nicht unverdient gut? So konnte er argumentieren, weil er eine königliche Freiheit in Geldangelegenheiten besaß. Was Essen und Kleidung anging, war er mehr als bescheiden; dafür ging aber auch keiner der Bettler, die seine Haustür belagerten, hungrig von dannen.

Mit offensichtlichem Neid hat er mir erzählt, daß einer seiner Vorgänger ein Mann mit Vermögen war. Der konnte Sonntag für Sonntag den Ärmsten dieser armen Gemeinde einen Braten vor die Haustür legen. Dafür hätte es sich gelohnt, ein reicher Mann zu sein!

Wir hören, daß der »alte Pfarrer« erst 66 Jahre alt war. Er sah älter aus. Wie hätte es auch anders sein können? Unter den Hunderten in der düsteren Kirche hat wohl keiner mehr erlebt und erlitten und keiner mehr gearbeitet als dieser alte Pfarrer.

Der Bischof sagt, daß Gott diesen Diener zu sich gezogen hat, weil er ihn in seiner Nähe haben wollte.

Dann singen wir wieder und begleiten den Sarg auf den trostlos vernachlässigten Friedhof, der wie ein Sturzacker aussieht. Auch hier das schrille Pfeifen der Züge.

Wir treten noch einmal an das offene Grab. Auf dem Sarg steht nach englischer Sitte der Name des Toten: Heinz H. Arnold.«

Lebendiges Luthertum am Beispiel von Teschen

von HERBERT PATZELT

Die ersten sichtbaren Regungen einer neuen hussitisch-kirchlichen Bewegung traten in Teschen bereits 1513 auf. Dort führten schon zu dieser Zeit einige Zünfte, damals eng mit dem religiösen Leben verwachsen, den Laienkelch und feierten so das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Es brauchte indes einige Zeit, bis der katholische Kult mit seinem feierlichen Gepränge aufgegeben wurde zugunsten des schlichten Wortes, das eine viel höhere Anforderung an die Aufmerksamkeit der Gläubigen stellte. Die ersten faßbaren Äußerungen lutherischen Geistes traten 1528 in Ostschlesien auf. Wie stark der Schwung der lutherischen Überzeugung alles mitschaffte, davon gab ein Wandbild am Teschener Rathaus ein beredtes Zeugnis: ein Wolf in Franziskanerkutte, der den Gänzen predigte und jene, die sich ihm näherten, beim Hals packte.

Die Reformation machte in der Stadt so schnelle Fortschritte, daß bereits 1536 die Franziskaner und 1545 die Dominikaner ihre Klöster freiwillig verließen. Einige von ihnen nahmen die reformatorischen Gedanken auf und wurden die ersten Pastoren des Landes. Als der Piastenherzog Wenzel II. im Jahre 1545 die Herrschaft übernahm, bestimmte er die Dominikanerkirche für den deutschen, die Pfarrkirche für den slawischen lutherischen Gottesdienst. Der deutsche Pastor Georg Fabrizius (1575–1620) aus Falkenberg in Schlesien betonte die Harmonie zwischen beiden Gemeinden.

Die Reformation bedeutete einen tiefen Einschnitt im religiösen Leben der Schlesier. Ein Geist der Nüchternheit und Weltlichkeit, aber auch größere Selbständigkeit und Arbeitsfreude drangen ein. Kulturell und wirtschaftlich nahmen Städte und Land einen erheblichen Aufschwung, neue Kirchen wurden errichtet, die Beskiden besiedelt. Auf dem großen Klostergarten der Dominikaner entwickelte sich der Teschener Stadtteil Neustadt. Der Zugang zu dem Dreibrüderbrunnen, dem sagenumwobenen Gründerbrunnen der Stadt Teschen, führte durch den Konventsgarten. Das verlassene Franziskanerkloster, Kirche und Garten, schenkte Herzog Wenzel 1545 dem Stadtrat, der den Besitz dem Armenhaus zur besseren

Versorgung zuführte. Da die Zahl der Kirchen größer als das Bedürfnis nach Gemeindegottesdiensten war, wurden schließlich das Klostergebäude und die Kirche abgebrochen.

Die Kirchenordnung von Herzog Wenzel Adam aus dem Jahre 1568 bildete die Grundlage für die Organisation der evangelisch-lutherischen Kirche im Herzogtum Teschen. Sie bedeutete die Lösung Teschens von der katholischen Kirche und die Errichtung einer eigenen Kirche, die aus der Obrigkeit des Breslauer Bischofs in die weltliche des Herzogs überführt wurde.

Doch die Lage der Protestanten in den böhmischen und schlesischen Ländern Habsburgs verschlechterte sich nach dem Dreißigjährigen Krieg. Herzog Adam Wenzel von Teschen war 1610 zum Katholizismus übergetreten. Dadurch ging den Protestanten Oberschlesiens ihre wichtigste Stütze verloren. Wenn auch der Friede von Münster und Osnabrück 1648 dem lutherischen Adel Schlesiens und seinen Untertanen die stille Religionsausübung gewährte, so doch nur auf dem Papier.

Schon nach dem Tode des letzten Teschener Piasten, der Herzogin Elisabeth Lukretia (1653), war die Gegenreformation äußerlich beendet. 1654 wurden allein im Herzogtum Teschen 49 protestantische Kirchen geschlossen. Noch 1659 und 1664 versuchte der Teschener Adel beim Kaiser die Genehmigung zur Errichtung einer evangelischen Kirche für die Stände in Teschen zu erlangen, aber vergebens. Nur noch heimlich kamen die Evangelischen in den Wäldern der Beskiden zusammen, wo sie von der als Hirten oder Holzfäller verkleideten Geistlichkeit die Predigt hörten, das Abendmahl empfingen, sich trauen ließen und die Taufe ihrer Kinder erbaten. Ein halbes Jahrhundert lang konnten die »Waldprädikanten« oder »Buschprediger«, wie sie spöttisch genannt wurden, unter den deutschen und polnischen Bewohnern des Herzogtums Teschen die Lehre Martin Luthers in einer Untergrundkirche wach erhalten und darüber hinaus auch auf Tschechen und Slowaken missionierend einwirken.

Trotz Verfolgung und Einengung der reformatorischen Bewegung seit 1610 blieb ein großer Teil der Protestanten der Lehre Martin Luthers aus innerer Überzeugung treu. Darunter war ein großer Teil der polnisch sprechenden Bewohner des Teschener Herzogtums, was als eine einzigartige Erscheinung im polnischen Sprachraum hervorgehoben werden soll. Während im nördlichen Hauptteil Oberschlesiens, den kaiserlichen Herzogtümern Oppeln-Ratibor, der Protestantismus bis auf kleine Reste ausgelöscht wurde, blieb im Herzogtum Teschen und den angrenzenden Herrschaftsbereichen ein mehr oder weniger geschlossener evangelischer Block bestehen. Diese Menschen hatten in der Zeit der Verfolgung gelernt, den evangelischen Glauben als das höchste Gut zu achten und auch für ihn

einzustehen. Der jahrzehntelange Glaubenskampf und die Standfestigkeit der Bewohner im Herzogtum Teschen führten zu der Redensart: »Twardy jak luter z pod Cieszyna«, »hart wie ein Lutheraner im Teschnischen«. Dem Verfasser dieses Aufsatzes ist noch in Erinnerung, daß ein Tischler seines Vaters namens Cinciala in der Ziegelei in Mosty bei Teschen, der die zum Trocknen der Ziegel notwendigen Holzrahmen anfertigte und reparierte, oft dabei sagte: »Dieser Nagel hält so fest wie der lutherische Glaube in Teschen.«

Um die Wende zum 18. Jahrhundert schien es, als seien die Tage des schlesischen Protestantismus gezählt. Zu jener Zeit erstand ihm in der Person Karls XII. von Schweden der Retter aus der Not der Gegenreformation. Er fühlte sich als Bürge des Westfälischen Friedens in der Tradition Gustav Adolfs und erzwang 1706 im Vertrag von Altranstädt bei Leipzig von Kaiser Joseph I. die Freiheit der Religionsausübung für die niederschlesischen Protestanten und konnte im nächsten Jahr, namentlich durch die Bemühungen August Hermann Franckes in Halle, auch die Lage der oberschlesischen Protestanten erleichtern.

Die schlesischen Gnadenkirchen

Mittelpunkte ihres gottesdienstlichen Lebens wurden in den folgenden Jahren die in schlesischen Städten erbauten sogenannten Gnadenkirchen: Freystadt, Hirschberg, Landeshut, Militsch, Sagan und nur eine einzige in Oberschlesien, nämlich in Teschen. Teschen liegt in jenem Gebiet, das nach dem Verlust von fast ganz Schlesien an Preußen bei Österreich verblieb. Aus dieser historischen Gegebenheit erklärt sich die führende Rolle, die der Teschener Protestantismus innerhalb der österreichischen Kirche gleichsam als deren Keimzelle gespielt hat. Teschen war nicht zufällig Sitz des Konsistoriums bis zum Jahre 1784, Vorläufer des heutigen Wiener Oberkirchenrats; und die Bedeutung, die dem dortigen Gymnasium als kulturellem Mittelpunkt der evangelischen Kirche Österreichs und als Pflanzstätte ihres geistlichen Nachwuchses durch viele Generationen zugekommen ist, kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Heute liegt Teschen an der Grenze zwischen Polen und der Tschechoslowakei; der kleine Fluß Olsa, der mitten durch die Stadt fließt, bildet die schicksalhafte Grenze.

Vielleicht beeinflußte die Nähe Fulneks in Ostmähren als Sitz der Brüdergemeine die Wahl Teschens als Sitz einer der sechs schlesischen Gnadenkirchen. Seinerzeit war dieses kleine Städtchen mit schätzungsweise 3500 Einwohnern durch die Straßen nach Oberungarn, Krakau und Wien sowie wegen des strategisch bedeutsamen Jablunka-Passes über die Beskiden bekannt. Graf Erdmann von Promnitz (1683–1745) hatte sich zunächst

eifrig bemüht, die Gnadenkirche in Pleß bauen zu dürfen. Als dieser Plan fehlschlug, wirkte er aber eifrig bei der Errichtung der Teschener Gnadenkirche und bei ihrer Besetzung mit Pastoren mit. Bis die große Gnadenkirche errichtet war, diente der Gemeinde eine bescheidene Bretterhütte als Gottesdienstraum. Sie war dem Ansturm der vielen Gottesdienstbesucher keineswegs gewachsen.

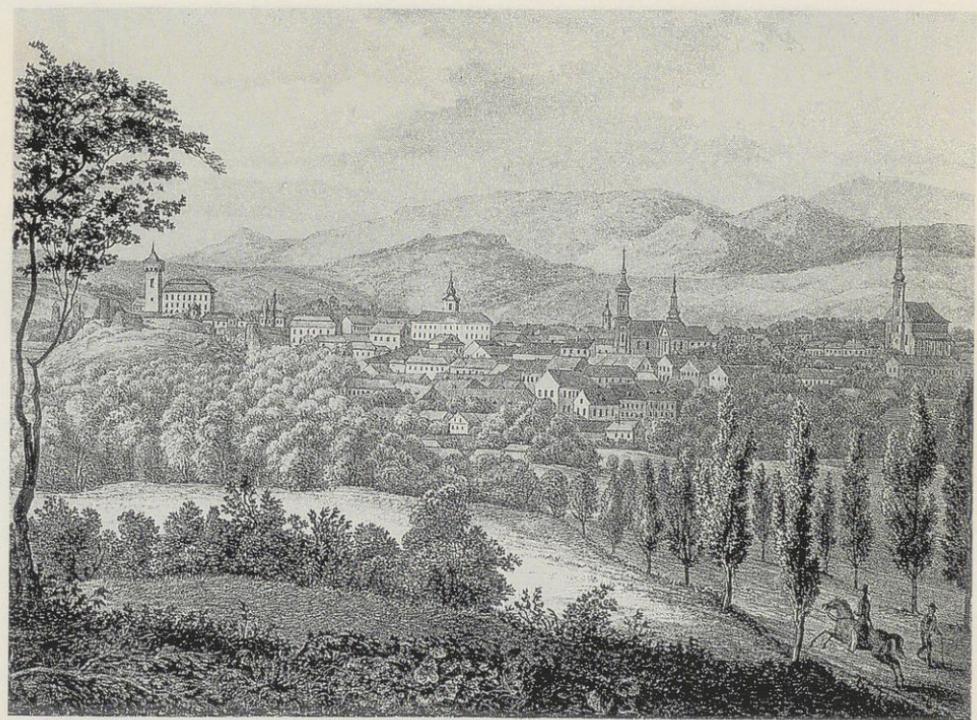
In Teschen durften die Evangelischen nunmehr eine Gnadenkirche, ein Pfarrhaus und eine Schule in unmittelbarer Nähe des Ortes bauen, das heißt ein Gotteshaus, das ihnen die Gnade des österreichischen Kaisers, des Landesherren, gewährte. Diese Gnade mußten die Stände allerdings durch ein Geschenk von 10000 Gulden erst erkaufen. Da die Bevölkerung zu arm war, um eine so hohe Summe zugleich mit den für den Kirchenbau erforderlichen Mitteln aufzubringen, entschloß man sich, ein Darlehen mit sechs Prozent Verzinsung aufzunehmen. Daß die Gnadenkirche ohne staatliche Hilfe mit eigenen Mitteln erbaut werden mußte, hat die Glaubensgenossen bis in die Gegenwart hinein mit ihrer Jesuskirche in einer für das Mutterland der Reformation unvorstellbaren Weise verbunden. Man hatte sich alles abgerungen, ja abgehungert, um dies Opfer zu ermöglichen.

Die finanzielle Belastung war aber für das arme Kirchenvolk 1722 doch zu groß, und so hatte die Kirchengemeinde bereits Schulden in Höhe von 600 Gulden. Deshalb erteilte der Kirchenvorstand der Gnadenkirche Pastor Johann Muthmann im Juni den Auftrag, eine mühevolle Kollektenreise auf sich zu nehmen. Sie führte ihn, mit Dokumenten und Briefen versehen, über Wien nach Ortenburg, Regensburg, Augsburg, Memmingen, Kaufbeuren, Kempten, Leutkirch, Isny, Lindau, Arbon, St. Gallen, Ravensburg, Biberach, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Tübingen, Stuttgart, Durlach, Heilbronn, Öhringen, Schwäbisch Hall, Kirchberg, Rotenburg ob der Tauber und Nürnberg. Diese lange Reise erbrachte einen Betrag von über 5000 Gulden. Im Januar 1723 kehrte er über Niederschlesien nach Hause zurück; eine wahre Gustav-Adolf-Hilfe noch vor Begründung des Gustav-Adolf-Werkes.

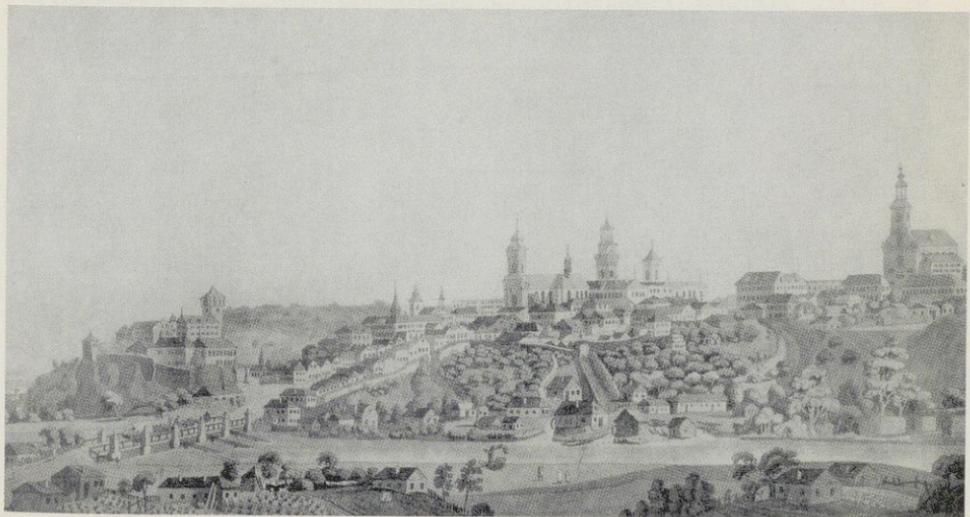
Gnadenkirche Teschen – Wahrzeichen des Protestantismus in Ostschlesien

Die Gnadenkirche vor dem Obertor der Stadt außerhalb der Stadtmauer liegt beherrschend am Berg als weithin sichtbares Wahrzeichen der Stadt und des Protestantismus Ostschlesiens. Sie wurde in einem Gebiet von 3391 m² Größe für 10000 deutsche und 30000 polnische Protestanten zum Mittelpunkt des kirchlichen Lebens.

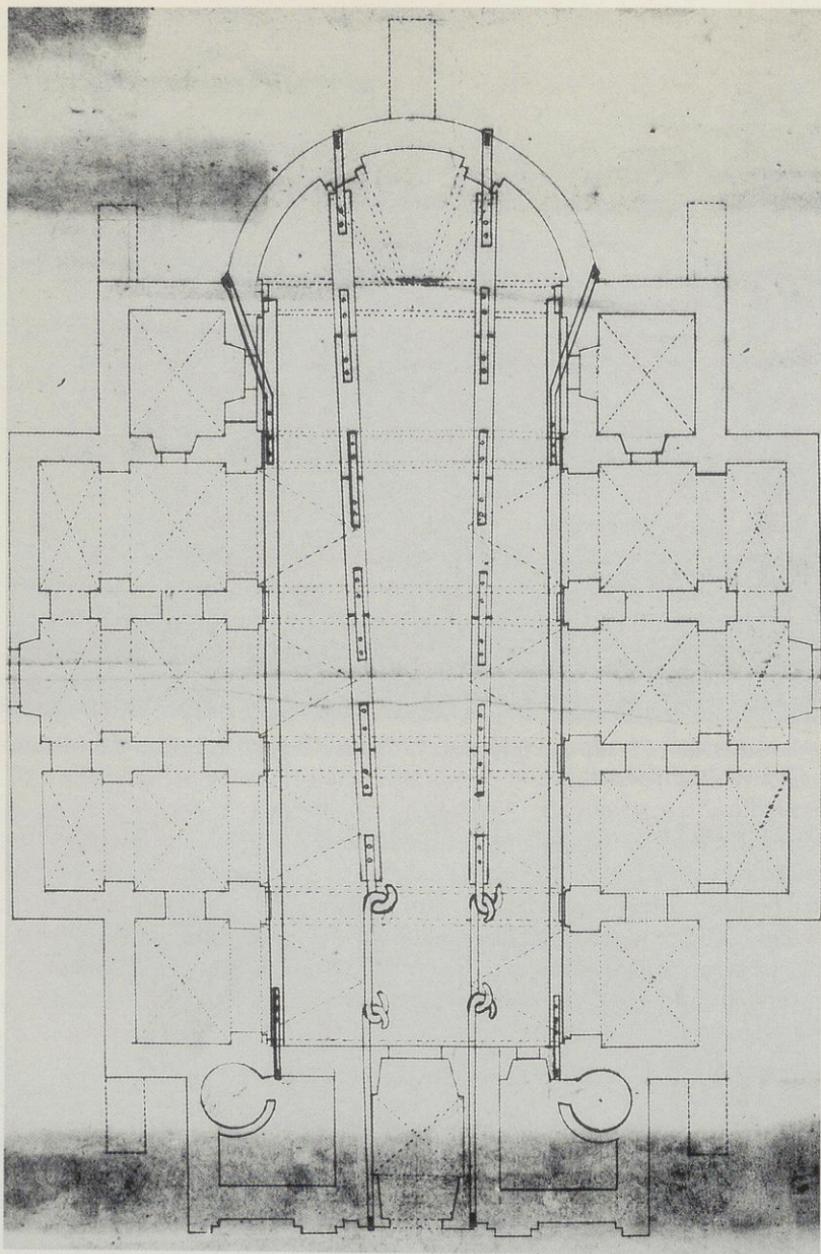
Am 24. Mai 1709 wurde der Platz zum Bau eines Gotteshauses vom kaiserlichen Kommissar Graf Georg Ludwig Zinzendorf und Pottendorff (1661–1742) bestimmt. Die Weihe des Kirchplatzes übernahm Pastor



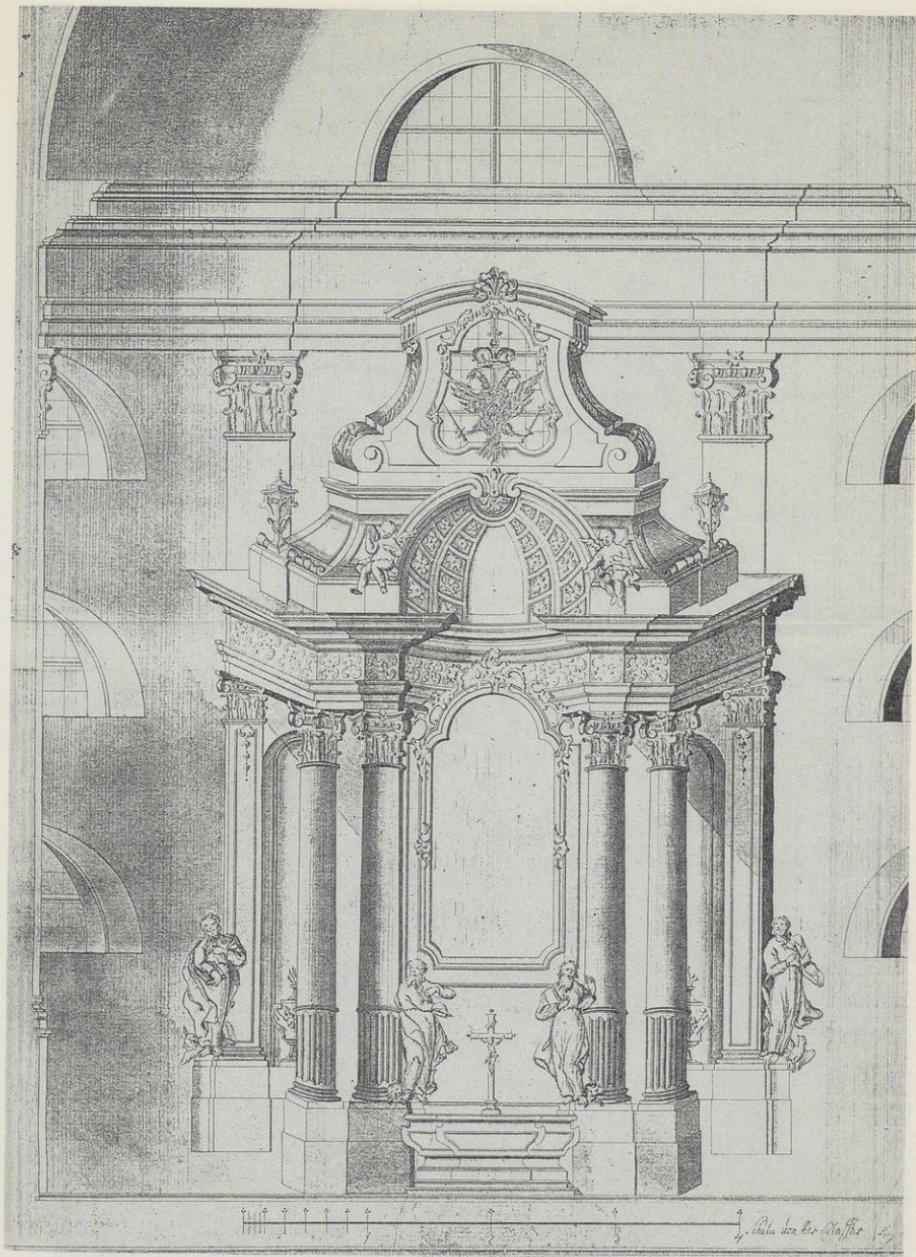
Ansicht des Schlosses zu Teschen in Schlesien. Rechts die Gnadenkirche, Adolf Friedrich Kunike,
1. Hälfte des 19. Jahrhunderts



Ignaz Chambrez de Ryvos, Teschen um 1800, Lithografie



Grundriss der Gnadenkirche in Teschen



Altarentwurf von Nikolaus Stephan Thalherr



Bildnis Adam Friedrich Oeser (1717–1799), der das Altarbild malte



Die Orgel im Westen der Gnadenkirche



Die Kanzel der Gnadenkirche



Friedrich Bernhard Werner,
Jesusschule von Teschen, 1734



Johann Adam Steinmetz, Pastor
primarius an der Gnadenkirche
1720–1730



Die Gnadenkirche

Johann Muthmann (1685–1747). Am 2. Juni 1709 hielt er vor einer großen Gemeinde die erste öffentliche Predigt nach 56 Jahren. Der erste Grundstein zum Bau der Gnadenkirche wurde am 13. Oktober 1710 gelegt. Die beigefügte Gedenkmünze zeigte auf einer Seite die Inschrift:

I.N.J.
Templi hujus Evangelici
Jesu Dicati
Fundamenta
jacta d. XIII. Octobr.
A. Jesu MDCCX

Die Kehrseite enthielt neben dem Kreuz, dem Bild Josefs I. und einer aufgeschlagenen Bibel die Wappen der Kommissäre Georg Ludwig Zinendorff und Pottendorff und Adam Wenzel von Tenczin, auch die Wappen der finanziell besonders beteiligten Grafen von Promnitz (Pleß), von Sunnegh (Bielitz) und von Henckel-Donnersmarck (Oderberg). Dann folgten die drei Kirchenvorsteher Sobeck, Bludowsky und Zierowsky; die vierte Reihe enthielt den Grundriß der Kirche und das Wappen Pastor Muthmanns. Die Umschrift lautete: *Scire cupis nostri, quae sint fundamina templi, Gratia Jesu ac Josephi, Biblia Sancta; Zinzendorff tradens, protegens, que tradita Tenczin*

Et Comitum } apta Trias, Confessio non variata.
Ordinum et }

Der katholische Baumeister Hans Georg Hausrucker (gestorben in Troppau 1747 im Alter von 103 Jahren), der in Troppau später das Jesuitenkollegium errichtete, erbaute zusammen mit dem Schwaben Josef Rieth oder Rittel (gestorben 1736) die im Rokokostil gehaltene Gnadenkirche, nachdem sich zuvor der Kirchenvorsteher Freiherr Georg Friedrich Bludowsky von Nieder-Bludowitz den Bauplan des Gotteshauses in Jauer hatte zusenden lassen und den bekannten Breslauer Baumeister Christoph Hackner hinzugezogen hatte. Der Grundriß ist ungewöhnlich. Die Abstützung der großen, das Hauptschiff überwölbenden Tonne durch die kapellenartigen Seitenschiffblauben, die mit ihren Achsen senkrecht zur Achse des Hauptschiffes liegen, ist eine Errungenschaft der romanischen Epoche der Baukunst. Es ist sonderbar, daß der Baumeister der Kirche diese Anordnung wählte, die doch in ihrer kapellenbildenden Art rechts und links vom Hauptschiff mehr für eine katholische Kirche mit ihrer Messe geeignet ist. Hier ist sie freilich mit außerordentlicher Geschicklichkeit in ein seitenschiffähnliches Gebilde überführt worden.

Die zwei beachtlichen Treppenanlagen neben dem Turm, der als Glockenturm erst 1750 aus Stein gebaut werden konnte, machen die oberen zwei

Laubenetagen rechts und links vom Hauptschiff zugänglich. Die beiden untersten Laubenreihen haben für jede ihrer Emporen merkwürdigerweise eine eigene Treppe. Sie dienen der Entlastung der zwei Haupttreppenanlagen.

Die Kulträume rechts und links vom Altarraum füllen die Endfelder der kapellenartigen Seitenschiffräume. Der Abschluß des Mittelschiffes ist halbkreisförmig, fensterreich und birgt den Altar. Die Form der Fenster war vorgeschrieben, um die evangelische Kirche als den katholischen Kirchen unebenbürtig zu kennzeichnen. Aber diese Halbkreisfenster sind für das Innere und Äußere des Gotteshauses bestimmend geworden, obwohl sie doch Minderwertigkeit belegen sollten.

Das Äußere der Kirche zeigt in seiner schlichten Größe als fast einzigen Schmuck eine große Anzahl solcher Halbkreisfenster; es sind ihrer 59. Der Kirchenrumpf besteht aus drei Schiffen mit zwei schmalen, verkümmerten, schiffähnlichen seitlichen Anbauten, die mit einem Satteldach überwölbt sind. Darauf sitzt der Turm an der Mitte der Westseite, umstanden von Giebelzwickeln über den beiden Haupttreppenanlagen. Mit seiner Höhe von 72 m ist er für den gewaltigen Rumpf zu klein. Die geringe Tragfähigkeit des ziemlich abschüssigen Geländes ließ eine größere Last nicht zu. Aber die feinen Maßverhältnisse des Turmes, die erlesene Form des Helm-daches mit der luftigen Laterne und der von einem Kreuz beherrschten Kugel sind von beeindruckender Schönheit.

Das Innere der Gnadenkirche wirkt durch die Anwendung barocker Stilmittel weit größer, als es den gegebenen Maßen entspricht. Dies bewirken die Pilaster mit ihren großen Sockeln und den kleinen Kapitellen und die große Zahl der Emporen (21), deren Höhen ebenso wie ihre Brüstungen nach oben niedriger werden und schwindelnde Höhe vortäuschen. Die tatsächlichen Maße des Hauptschiffes sind 38,50 m in der Breite, 54,50 m in der Länge und 24 m in der Höhe. Die Breite des Mittelschiffes wird durch Brüstungsstreifen am Westchor betont.

Der Altarraum weist in drei Vertikal-Achsen zwölf Halbkreisfenster auf, die neben der Unzahl der übrigen Fenster das Einfliessen eines wahren Lichtmeeres bewirken. Es ist ein erhebender Eindruck, wie schön die heiteren Barockdekorationen der Spätzeit, die feinen weißen, durch große Laubenöffnungen stark aufgelockerten Wandflächen mit der großen, schwach gegurteten Tonne zusammenklingen.

Die innere Ausstattung der Kirche wirkt einfach, schlicht, klar wie der Glaube, dem sie dient. Obwohl der Troppauer Architekt der katholischen Konfession angehörte, erfaßte er schon in jener Zeit den Gedanken der Predigtkirche für den evangelischen Gottesdienst und drückte ihn kraftvoll aus.

Der Altar, 1766 errichtet, ist fast siebzehn Meter hoch und zeigt in

plastischem Schmuck die Gestalten der vier Evangelisten in übernatürlicher Größe und darüber vier Engel. Er ist ein Werk der wohl aus Ungarn nach Fulnek eingewanderten Künstler Nikolaus Stephanus Thalherr (gestorben 27.5. 1769 in Fulnek) und Wenzel Thalherr und ist geschickt in das Rund der Halbkreisfenster eingefügt. Das Hauptstück des Altars, das Bild vom letzten Abendmahl Christi, stammt von Friedrich Oeser (1717–1799), Direktor der Zeichenschule in Leipzig und Zeichenlehrer Goethes. Es steht in einem fein gestalteten Rahmen zwischen zwei korinthischen Säulenpaaren, über denen Gebälkstücke Engelgestalten tragen. Die obere Engelgruppe trug früher den Doppeladler der österreichisch-ungarischen Monarchie, der aber nach dem Ersten Weltkrieg entfernt wurde. Links vom Altar steht das Taufbecken und rechts die Büste von Karl XII., 1934 für die Gnadenkirche von Karl August Fellenius aus Schweden gestiftet. Die Apsis ist so weiträumig, daß vor dem Altar gut zweihundert Konfirmanden sich aufstellen können. Die Kanzel in der Mitte der nördlichen Hauptschiffwand ist weit nach Westen gerückt, damit die Predigt, das Hauptstück des evangelischen Gottesdienstes, auch im großen Raum von überall gehört werden kann. Die Kanzel wurde 1785 in spätbarockem Stil geschaffen, ähnlich dem Altar. Sie wird von einem Konsol- engel auf weit ausgespannten Armen und Flügeln getragen; und durch eine gelungene Nachbildung von dunkelrotem und grauem Marmor zusammen mit reicher Vergoldung wirkt sie ungemein prächtig. Das hohe Kanzeldach trägt eine Kugel, auf der die Gestalt Christi zu gleiten scheint, angetan mit einem goldenen Gewand in barockem Faltenwurf.

Der Westteil des Hauptschiffes umschließt den zweigeschossigen hölzer- nen Chor mit der Orgel. Die jetzige Orgel aus dem Jahre 1923 stammt von der Firma Sauer und besitzt drei Manuale und 2076 Pfeifen. In der Formen- gebung der Holzempore fällt eine Ähnlichkeit mit der Kesmarker Holzkir- che auf.

Die technische Durchführung des Kirchenbaus erfolgte, wie die Bauge- schichte meldet, ganz klaglos. In der langen, mit Unterbrechungen zwanzig Jahre währenden Bauzeit ereignete sich nicht ein einziger ernstlicher Unfall. Alle baulichen Elemente beweisen den hohen Stand des Handwerks jener Zeit, und es ist staunenswert, daß es mit den oft sehr einfachen Mitteln dennoch gelang, die großartige Idee des Architekten so gut zu verwirklichen.

Annähernd 8000 Menschen fanden früher in der Gnadenkirche Platz, sie enthielt allein fast 5000 Sitzplätze. Jetzt sind nur noch etwa 3000 Sitzplätze vorhanden, weil nach dem Ersten Weltkrieg Sitzplätze wegen der Verklei- nerung der Gemeinde entfernt wurden und in den oberen Emporen die Tschammer-Bibliothek mit etwa 16000 Bänden und das Archiv der Kir- chengemeinde untergebracht wurden.

Im Jahre 1770 fiel während eines heftigen Sturmes die Turmkuppel herab,

sie wurde nach zwei Jahren durch eine neue, kleinere ersetzt. Dreimal wurde die Kirche durch einen Blitzschlag beschädigt (1761, 1783 und 1787). Sie überstand auch drei Erdbeben (17. August 1785, 28. Februar 1786 und 3. Dezember 1786). Die Stadt Teschen erlitt 1789 durch einen furchtbaren Brand große Not, die Obdachlosen fanden Unterkunft in der Kirche.

Das Teschener Konsistorium

Die Teschener Kirchengemeinde wurde nach der Teilung Schlesiens 1742 die einzige rechtlich anerkannte evangelische Gemeinschaft in den österreichischen Erblanden der Habsburger und mußte sich organisatorisch umstellen. Die Gnadenkirche hatte sich von dem bisherigen, nun preußisch gewordenen Konsistorium in Brieg zu trennen. Das von der Kaiserin Maria Theresia 1743 verordnete »Konsistorium der Augsburger Konfession für die Protestanten Österreichisch-Schlesien« erhielt seinen Sitz in Teschen und hatte nach dem juristischen Muster zu handeln, das in den früheren österreichischen Konsistorien Augsburger Konfession in Liegnitz, Brieg und Wohlau galt. Dieses Teschener Konsistorium, verbunden mit der im Jahre 1654 von Kaiser Ferdinand III. in Teschen zur Abwehr des Protestantismus ins Leben gerufenen katholischen Religionskommision, setzte sich zusammen aus einem katholischen Präsidenten, drei katholischen Mitgliedern und nur einem evangelischen Pastor als geistlichem Assessor. Der Zweite Schlesische Krieg verhinderte die Aufnahme der Tätigkeit des Konsistoriums bis zum Ende des Jahres 1749. Im gleichen Jahr wurde die Religions-Kommision der Troppauer Verwaltung entzogen und der Allerweltbehörde »Directorium in publicis et cameralibus« in Brünn eingegliedert. Im Jahr darauf gelang es den evangelischen Ständen mit einer Eingabe zu erreichen, daß außer dem evangelischen Theologen noch ein weiterer evangelischer Beisitzer und zwei Personen weltlichen Standes Sitz und Stimme in diesem Konsistorium erhielten. Alle diese Mitglieder wurden auf Vorschlag der Stände vom Landesfürsten ernannt und bestätigt.

Die Bemühungen der evangelischen Stände, das Religionskommissions-Konsistorium in eine echte evangelische Behörde umzuwandeln, gingen indes weiter. Dem Teschener Konsistorium oblagen die Prüfung der Kandidaten der Theologie, die Organisation, die Anmeldung der gewählten Pastoren und Lehrer des evangelischen Gymnasiums bei der Landesbehörde in Troppau, Eheangelegenheiten und seit 1752 die Prüfung der Finanzen der Gnadenkirche. Das Patronatsrecht, bisher allein den evangelischen Ständen zugestanden, aber nach der Ausweisung der pietistischen

Pastoren schon 1730 eingeschränkt, wurde ihnen durch das Hofdekret vom 13. Juli 1750 verweigert, als sie sich wieder darum beworben hatten. Sie mußten sich bis 1804 mit einem bloßen Vorschlagsrecht begnügen.

Im Mai 1781 richteten die evangelischen Stände eine Bittschrift an Josef II., das k.k. Konsistorium Augsburger Confession in dem nämlichen Umfang wiederherzustellen, wie es damals in Liegnitz, Brieg und Wohlau üblich gewesen war. Eine Antwort des Kaisers erhielten sie allerdings erst nach Erlaß des Toleranzpatentes im März 1782. Darin wurde unter andrem angeordnet, daß anstatt der bisherigen Religionskommission in Teschen ein selbständiges Konsistorium eingerichtet werden sollte, bestehend nur aus Protestanten halb geistlichen, halb weltlichen Standes, jedoch unter einem katholischen Präsidenten. Es sei der Entwurf einer Satzung nach evangelisch-kirchlichen Grundsätzen abzufassen, jedoch unter Beachtung der landesfürstlichen Verordnungen.

Dieses schwer erkämpfte, neu gestaltete evangelische Konsistorium wurde auf Grund eines Hoferlasses vom 20. September 1784 im Mai 1785 aus dem für die österreichische Regierung viel zu entlegenen Teschen nach Wien verlegt. Vergeblich bat der Kirchenvorstand, auch in Teschen ein Konsistorium zu belassen, und berief sich dabei auf die Altranstädter Konvention und Konsistorialkonstruktion vom 11. Juli 1744.

Die Geschichte des evangelischen Konsistoriums in Teschen, die in der niederschlesischen Reformation begonnen hatte, endete somit in Wien. Es hat jedoch das schlesische Erbe in die neue evangelische Kirche Österreichs überführt.

Von der Jesus-Schule zum Albrechts-Gymnasium

Der mit dem gottesdienstlichen Leben zugleich beginnende Schulunterricht wurde zunächst in einem kleinen, am Kirchplatz liegenden Häuschen abgehalten und konnte schon 1711 in ein zwar einfaches, aber achtklassiges Schulgebäude, genannt Jesusschule, verlegt werden. Damit wurde endlich die höhere evangelische Schulbildung fortgesetzt, die bereits im 16. und 17. Jahrhundert in der Lateinschule Teschens ihren hoffnungsvollen Anfang genommen hatte. Diese Schule war im ersten Jahrgang Volksschule, in den höheren Klassen jedoch Lateinschule mit Unterricht in Religion, Katechismus, aber auch den Fächern Latein, Griechisch, Hebräisch, Deutsch, Polnisch, Tschechisch und Französisch, Rhetorik und Dialektik, mit stilistischen und poetischen Übungen, des weiteren mit Sittenlehre, Arithmetik, Musik, Philosophie, Geschichte, Geographie, Genealogie und Heraldik.

Die Teschener Anstalt war eine freie evangelische Lateinschule; sie blühte rasch auf und wurde zum Vorläufer der evangelischen Fakultät der Univer-

sität Wien. Im Laufe der Jahre gelangte die evangelische Schule, obzwar im Anfang klein und unbedeutend, zu der größten Bedeutung für die evangelische Kirche und Gesellschaft Österreichs, insbesondere, als ihr im Jahre 1813 ein evangelisches Gymnasium und ein evangelisches Alumneum hinzugefügt wurden. Das evangelische Gymnasium hatte seit 1810 nur sechs Klassen und erhielt erst in den Jahren 1847 mit dem sogenannten philosophischen Kursus in zwei Jahrgängen seine Vollendung. So besaß Teschen zwei vollständige Gymnasien, ein evangelisches und ein katholisches. Als jedoch die evangelische Kirchengemeinde die finanziellen Mittel für die Erhaltung eines Gymnasiums nicht mehr aufbringen konnte, strebte man die Übernahme des einzigen evangelischen Gymnasiums durch den Staat an. Das Ergebnis war die Vereinigung beider Gymnasien im Jahre 1873. Ihr neuer Name war »Vereinigtes k.k. Staatsgymnasium«, später »Vereinigtes k.k. Albrechtsgymnasium«.

Die Teschener Gnadenkirche bildete eine rechtliche Besonderheit im Herzogtum Teschen, das von jeher Grenzland war. Sie entwickelte sich in ihrer Geschichte und Tradition zu einem einflußreichen religiösen und geistigen Kraftfeld Österreichs.

Die Zeit Maria Theresias

Zunächst durften laut Gesetz nur die evangelischen Stände des Herzogtums Teschen echte Mitglieder der Gnadenkirche sein, damals noch 44 evangelische Familien. Sie allein wählten und stellten den Kirchenvorstand, trugen die Aufgaben für die Leitung und Verwaltung der Gemeinde, brachten die wesentlichen Gelder auf und wählten die Pastoren. Nur der Adel durfte Taufen, Trauungen und Beerdigungen durch den evangelischen Geistlichen vornehmen lassen. Die nicht adeligen Evangelischen, das evangelische Bürgertum und die evangelische Landbevölkerung, unterstanden dagegen weiterhin dem Pfarrzwang ihrer katholischen Stadt- und Dorfkirche. Sie hatten demgemäß die Gebühren für die geistlichen Amtshandlungen an den katholischen Ortspfarrer zu entrichten. Erst nach dessen Genehmigung konnte der evangelische Pastor tätig werden. Selbst die Pastoren waren von diesen Bestimmungen nicht ausgenommen. Die Protestanten vom Lande durften wohl den evangelischen Gottesdienst in der Gnadenkirche besuchen; aber außerhalb von Teschen war den Pastoren jede geistliche Tätigkeit, etwa eine Taufe in einem Privathaus, verboten. Sie durften nur Kranke, die nicht nach Teschen kommen konnten, besuchen und ihnen das Abendmahl reichen. Aber auch das wurde später für die Plesser Herrschaft ganz verboten, für das Teschener und Bielitzer Gebiet eingeschränkt und von der vorherigen Anmeldung beim katholischen Ortspfarrer, ja von

seiner förmlichen Erlaubnis abhängig gemacht. Übertritte zum evangelischen Glauben blieben verboten.

Nach den drei schlesischen Kriegen verblieben die größere Südhälfte der Herzogtümer Jägerndorf und Troppau und das gesamte Herzogtum Teschen bei Österreich. Das bedeutete für die österreichisch-schlesischen Evangelischen, die sich alle um die Teschener Gnadenkirche sammelten, die Übernahme einer immer größeren Verantwortung und Selbständigkeit innerhalb der habsburgischen Monarchie. Protestantent kamen zu den sonntäglichen Gottesdiensten trotz der großen Entfernung auch aus dem nahen Galizien (Biala), aus Oberungarn, der heutigen Slowakei und aus den mährischen Dörfern um Fulnek.

Durch die 1742 gezogene Grenze verminderte sich der deutsche Anteil an der Gnadenkirche. Nach dem Toleranzpatent von 1781 schrumpfte er noch einmal stark zusammen. Die Teschener Gnadenkirche, der vor 1782 50000 Gemeindeglieder angehörten, zählte 1801 nur noch 6000 in 34 Dörfern, 1830 etwa 6500 Glieder. Dessen ungeachtet gab es noch an allen Sonn- und Feiertagen neben dem polnischen auch deutschen Gottesdienst. Ohne Schuljugend und Stände zählte die deutsche Gemeinde an der Gnadenkirche in dieser Zeit 147 Glieder. Zur deutschen Gemeinde wurden alle evangelischen Herren- und Frauenstände und Gutsbesitzer im Herzogtum Teschen gezählt. Die Zahl der deutschen Gemeindeglieder betrug 1843 knapp hundert, von denen sich überdies manche nur zeitweise in Teschen aufhielten. Deshalb wurde deutscher Gottesdienst nur alle vierzehn Tage gehalten.

Vor der Teilung Schlesiens im Jahre 1741 kamen 54598 Evangelische zum Abendmahl nach Teschen, im Jahre 1745 aber nur 43361. Die Zahl der Abendmahlsgäste stieg jedoch in dieser religiös lebendigen Zeit stetig an und erreichte 1780 mit 53449 Teilnehmern ihren Höhepunkt. Durchschnittlich ließen sich in der Gnadenkirche 70 Paare trauen, 285 Kinder wurden getauft und 175 Kinder im Alter von 13 bis 16 Jahren konfirmiert. Die an der Gnadenkirche tätigen Geistlichen mußten Deutsch und Polnisch beherrschen. Die Sprache bei einer Amtshandlung bestimmte der Antragsteller. Seit der Gründung der Gnadenkirche dienten deutsche Prediger der Gemeinde. Zu den maßgebenden deutschen Pastoren gehörte Johann Adam Steinmetz (1720–1730), der in Teschen auch pädagogisch hervortrat und als Generalsuperintendent des Herzogtums Magdeburg die Leitung der nach Halleschem Vorbild gegründeten Erziehungsanstalt »Kloster Bergen« übernahm. In der Toleranzzeit hielt Superintendent Traugott Bartelmuß alle Sonntage deutschen Gottesdienst. In den deutschen Gottesdiensten in Teschen sang man aus dem sächsischen Sorauer Gesangbuch, das sehr beliebt war, jedoch im Dezember 1783 im Teschener Kirchenkreis verboten wurde.

Das Sorauer Gesangbuch mußte 1783 zwangsläufig abgelöst werden von

der »Sammlung christlicher Gesänge zum öffentlichen und häuslichen Gottesdienst für die evangelisch-deutschen Gemeinden in den k.k. Erbländern«, deren Liederauswahl der an der Gnadenkirche tätige Pastor Christian Gottlieb Fröhlich besorgt hatte. Auch die an der Gnadenkirche gebräuchliche Liturgie der aus der sächsischen gebildeten, schlesisch-Oelser Agende in deutscher und polnischer Sprache wurde abgelöst durch die von Pastor Fröhlich ins Polnische übersetzte Liturgie, die 1788 herauskam, aber keinen Anklang in den Kirchengemeinden fand. Zu Ostern 1865 wurde das neue Gesangbuch von Pastor Jakob Hönel in Teschen eingeführt, das zur Belebung des Kirchengesangs führte. In Teschen erschien 1865 ein von Pastor Georg Gottlob Heczko herausgegebenes polnisches Gesangbuch. Die Pastoren trugen bis in die Zeit des Rationalismus als Symbol der Reinheit, der rettenden Gnade und Freude über dem schwarzen Talar die Albe und erinnerten damit an den auferstandenen Herrn und die Engel. Die ostschesische Komza (Albe), die sich nur noch in den polnischen, nicht aber in den deutschen Gemeinden bis 1945 erhalten hat, ist kürzer, damit der untere Teil nicht verschmutzte. Die Komza sollte immer sauber und gebügelt sein. Ferner gehörte zur liturgischen Tracht des Pastors ein weißes Beffchen, das ein Rest des ehemals breiten Kragens war und über dem schwarzen Talar getragen wurde. Die ostschesische Kirche maß der liturgischen Tracht keinerlei mystische Bedeutung bei.

Die neue Epoche der Toleranzgesetze

Nachdem die geschwächte Lage des Protestantismus in Österreichisch-Schlesien trotz der Gnadenkirche in Teschen auch im 18. Jahrhundert noch bestanden hatte, ließen am Ende der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia (1740–1780) die Verfolgungen erkennbar nach. Die Toleranzbestrebungen der Aufklärungszeit setzten sich allmählich auch im kirchlichen Bereich durch. Die Religionskommission wurde 1780/81 aufgelöst, was den Evangelischen zugute kam.

Maria Theresias Sohn, Kaiser Joseph II., gewährte 1781 im Toleranzpatent den Protestanten einige bürgerliche Rechte; es sollte nur Duldung sein. Aber seine Gesetzgebung eröffnete den Evangelischen der habsburgischen Monarchie eine neue Epoche und wurde die Grundlage für ein aufblühendes evangelisches Gemeinde- und Schulleben auf dem Lande und in den Städten Ostschesiens.

Die Evangelischen hatten in Österreichisch-Schlesien 73 Jahre hindurch als einziges Gotteshaus die Gnadenkirche in Teschen; sie wurde die Muttergemeinde aller jener Kirchengemeinden, die sich jetzt selbständig machten. Der Ehrgeiz der Dörfer entfaltete einen regen Baueifer: bereits im Tole-

ranzjahr entstanden zehn Bethäuser und eine Kirche in Biala. Dadurch verlor die Gnadenkirche in Teschen mehr als zwei Drittel ihrer Gemeindeglieder. Traugott Bartelmuß (1735–1809), Pastor an der Gnadenkirche und ihr erster Superintendent, war klug und beweglich genug, mit seinem ausgleichenden Einfluß bei der Entwicklung der jungen Parochien zu helfen. Jedoch versuchte er im Teschener Konsistorium vergeblich, eine vorteilhaftere geographische Einteilung bei der Errichtung der Kirchengemeinden und dem Bau von Bethäusern durchzusetzen. Er scheiterte an dem Starrsinn, Stolz und Eigensinn der Bevölkerung und der im Teschener Gebiet zerstreut wohnenden Evangelischen. Die Gnadenkirche war ja arm und außerstande, die Kosten für Kirche und Schule aufzubringen, wenn alle Landgemeinden, unter denen einige dieses oder jenes Bethaus näher hatten, sich den neu erbauten Bethäusern anschließen würden. Als sich unter den Einwirkungen des Krieges die materielle Lage der Bevölkerung und dementsprechend auch deren Stimmung verschlechterten, empfand die Gnadenkirche den Rückgang der Einnahmen schmerzlich. Kein Pastor oder Gemeindeglied dachte bei dieser Entwicklung an die Sorgen der Mutterkirche in Teschen. Nur ab und zu kamen, so berichtete Bartelmuß dankbar, die Evangelischen aus den Dörfern der neu gegründeten Kirchengemeinden, auch Familien aus Preußisch-Schlesien, traditionsgemäß zu den Gottesdiensten in die Gnadenkirche.

Der Kirchenvorstand hatte eine grundlegende Bedeutung im Aufbau der Gnadenkirche erhalten. Er setzte sich aus drei evangelischen Standesherren zusammen, von denen richtunggebende Einflüsse auf die Gemeinde ausgingen. Der Kirchenvorstand vertrat die Gemeinde rechtlich nach innen und außen, wahrte ihre Vorteile und war um ihr äußeres und inneres Wohl besorgt. Die Streitigkeiten um die sehr verwickelten kirchlichen Rechte der Evangelischen nahmen zu. Hinzu kam die konfessionelle Auseinandersetzung. Es entstanden Spannungen im Verhältnis zwischen dem Superintendenten und dem Kirchenvorstand einerseits und zwischen Kirchenvorstand und Konsistorium in Wien andererseits.

Auf die bestehenden Rechtsverhältnisse der Stände nahm das Konsistorium nicht immer Rücksicht. Die Verpflichtungen der Stände, sich um die Pastoren-, Senioren- und Superintendentenwahl zu bemühen, um die Ordination und Berufung geeigneter Prediger und Gymnasiallehrer, ferner die Sorge um deren Besoldung, um die Erhaltung des evangelischen Gymnasiums sowie Kirchenzuchtfragen wurden ihnen allmählich vom Konsistorium oder dem Superintendenten abgenommen.

Die Zahl der Stände mit Vermögen ging von über hundert auf neun zurück. Die Lasten und Verpflichtungen der Gnadenkirche überstiegen die Kraft dieser Stände, die um die Beibehaltung ihrer Befugnisse kämpften. Sie

sahen finanzielle Lasten als eine Zumutung an und empfanden es als unverständlichen Zwang, nach hundert Jahren zugunsten eines Dritten auf die bestehenden Rechte verzichten zu sollen. »Die Bauern ernten, was sie nicht gesät haben«, stellte entsagungsvoll der Kirchenvorsteher Georg Friedrich Erdmann Klette von Klettenhof (geboren am 20. Februar 1766 in Steinkunzendorf, Kreis Reichenbach) fest. Die Herrenstände, des beständigen Kampfes müde, wollten sich von den unruhigen und halsstarrigen Dorfgemeinschaften trennen, selbst einen deutschen Pastor wählen, dessen freie Berufung, die ständischen Kapitalien, die Bibliothek und das Archiv behalten und die Lateinschule mit jener von Bielitz vereinen. In dieser Auseinandersetzung sagte Erdmann von Radötzky öffentlich im Jahre 1801, wenn die polnische Gemeinde die Absicht habe, sich den evangelischen Dorfkirchen anzuschließen, so würden die Stände die Gnadenkirche verkaufen, die einen Wert von etwa 40000 Gulden habe, und das Vermögen unter sich teilen.

Die polnischen Gemeindeglieder wußten sehr wohl die Verdienste der evangelischen Stände in früherer Zeit zu schätzen: die meisten Mitglieder des derzeitigen (um 1800) Kirchenvorstandes waren aber mit jenen nicht zu vergleichen. Sie hatten früher alles zum Besten der Gnadenkirche getan und die Prediger niemals gegen den Willen der Gemeinde gewählt. Die polnische Gemeinde hatte zu Turmbau, Altar und Orgel Beträchtliches gegeben. Die Ende des 18. Jahrhunderts eintretende Verteuerung aller Lebenskosten zwang den Kirchenvorstand, auch von den 34 polnischen evangelischen Dorfgemeinden finanzielle Beiträge zu erheben. Diese aus 34 Dörfern stammenden Evangelischen gingen schließlich für sich und ihre Nachkommen die Verpflichtung ein, bei der Gnadenkirche in Teschen zu bleiben. Es gab dann nur noch drei begüterte evangelische Landstände im Teschener Herzogtum, so daß die evangelischen Stände 1816 zum ersten Male zwei Bürger in den Kirchenvorstand wählten: Johann Galgon, Gutsbesitzer in Schöbischowitz, und Friedrich Honold, Mitbesitzer einer Tuchfabrik.

Für die schlesischen Evangelischen mit ihrer Neigung zur Geschichte, mit ihrer Gabe, in der Gegenwart immer auch die Tradition mitzuerleben, waren kirchliche Feste sehr wichtig. Die Gnadenkirche erkannte, daß sie vom Protestantismus in Deutschland wesentliche geistliche und materielle Hilfestellungen erhalten könnte.

Die evangelische Kirche in Österreich und ihre Pastoren begannen um 1800, jeweils am 31. Oktober die Erinnerung an das große geschichtliche Ereignis der Reformation, aber auch die Erinnerung an Martin Luther festlich zu gestalten, freilich weitgehend im Sinne der im 19. Jahrhundert vorherrschenden liberalen Theologie. 1817 wurde das dritte Jahrhundertfest der Reformation mit Würde und Andacht in der Gnadenkirche begangen.

Konnten die evangelischen Schlesier in Teschen am 24. Mai 1809 unter schwierigen politischen Verhältnissen die hundertjährige Bestandsfeier der Gnadenkirche nur aufgrund des Josephinischen Toleranzpatentes festlich begehen, so waren sie sich anlässlich der Feier im Jahre 1859 bewußt, wenigstens de jure als »Gleichberechtigte« neben der katholischen Kirche zu stehen. Etwa 15 000 deutsche und polnische Protestanten fanden sich in Teschen ein, und mehrere Pastoren aus Preußisch-Schlesien kamen von den niederschlesischen Gnadenkirchen zu Sagan, Freystadt, Hirschberg, Landeshut und Militsch, die die Erinnerung mit Teschen teilten.

An der Zweihundert-Jahrfeier der Gnadenkirche am Sonntag, dem 23. Mai 1909, beteiligten sich etwa 30 000 Menschen. Für diesen Anlaß war die Kirche innen und außen für 117 000 Kronen renoviert worden. Die Gemeinde konnte mehr als die Hälfte dieser Kosten selbst aufbringen. Es gab deutsche, polnische und tschechische Gottesdienste; die Gesamtkollekte zugunsten der Instandsetzung der Gnadenkirche betrug 1648 Gulden.

Die nationalen Spannungen zwischen Tschechen und Polen im Teschener Gebiet führten während der 250-Jahrfeier der Gnadenkirche 1959 zur vorübergehenden Sperrung der Grenze, so daß zahlreiche Gläubige aus der Tschechoslowakei sich mit ihren Gesangbüchern in der Nähe des Grenzflusses Olsa mit dem Blick auf die vom Hügel weit ins Land herabschauende Gnadenkirche versammelten, um wenigstens die Glocken und den Kirchengesang des Festgottesdienstes zu hören, in den sie mit einstimmten.

Gegenseitiges Geben und Nehmen

In den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg existierte zwischen der Gnadenkirche in Teschen und dem Gustav-Adolf-Verein in Leipzig sowie deren Zweigen in Deutschland meist eine gute Harmonie gegenseitigen Gebens und Nehmens. Insbesondere erhebliche Liebesgaben des Zentralvorstandes in Leipzig förderten die evangelische Bildung. Doch es gab auch Spannungen. Beim großen Gustav-Adolf-Fest in Teschen, das am 15. September 1910 stattfand, fehlten die Polen und Tschechen.

Die politischen Veränderungen im Teschener Gebiet nach dem Ersten Weltkrieg wirkten sich freilich auch auf das Verhältnis der Gnadenkirche zum Ausland aus, insbesondere zum Gustav-Adolf-Verein und seinem Centralvorstand in Leipzig. Die polnischen Pastoren der Gnadenkirche hielten enge Verbindungen nach Nordamerika und nach Schweden.

Im Jahr 1779 war Kaiser Joseph II. in Teschen, aber er hielt nur vor der Kirche und unterhielt sich vom Pferd aus mit drei Pastoren. In alten

Aufzeichnungen wird erwähnt, daß an einem Sonntag im September 1906 Kaiser Franz Joseph I. in der überfüllten Gnadenkirche am evangelischen Gottesdienst teilgenommen hatte.

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges wurde auch die Gnadenkirche für die Unterbringung der Soldaten beschlagnahmt. Diese Tatsache löste natürlich unter der Bevölkerung große Entrüstung aus, konnte aber damit nicht verhindert werden. Wie die Insassen in der Kirche gewüstet hatten, sah man dann mit eigenen Augen, nachdem nach mehr als einem Jahr die Kirche wieder geräumt und ihrer Bestimmung zurückgegeben wurde.

Nach dem Zusammenbruch der habsburgischen Monarchie teilte der Schiedsspruch der Alliierten von Paris am 28. Juli 1920 das ehemalige Herzogtum Teschen in eine östliche Hälfte, die an Polen fiel, und in eine westliche Hälfte, die der am 28. Oktober 1918 gegründeten Tschechoslowakei zufiel. Da die Stadt Teschen zu beiden Seiten des Flusses Olsa liegt, gehörte nunmehr der östliche, ältere Teil der Stadt mit der Gnadenkirche zu Polen, der neue, vorstadtnähliche Teil zur Tschechoslowakei. Das gesamte Vermögen – Gnadenkirche, zwei Pfarrhäuser, Friedhof, Baulichkeiten und Zinshäuser – fiel an Polen. Achttausend Evangelische der Gnadenkirche lebten nun in Polen, etwa ebenso viele in der Tschechoslowakei. Für diese ließ die polnische Nationalversammlung die ungehinderte Nutznießung der Gnadenkirche nicht zu. Daraufhin entstand im Auftrag der tschechischen Regierung in Tschechisch-Teschen, einem geistlichen Bedürfnis entsprechend, eine zweisprachige deutsch-polnische Gemeinde; später kam eine rein polnische evangelische Gemeinde hinzu.

In den ersten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg gab es nur einen Friedhof in der polnischen Hälfte der Stadt, weshalb die Leichenzüge aus dem Tschechischen ins Polnische über das kleine Flüßchen Olsa geführt werden mußten. An der Grenze inmitten der Stadt an der Olsa walteten die Zöllner ihres Amtes und förderten unter den Zylindern der Leidtragenden und aus den weiten Mänteln der Frauen Würste, Spirituosen und Textilien ans Tageslicht, je nach der schwankenden Valuta. Die Trauergesänge der Chorknaben, die einen solchen Leichenzug begleiteten, verstummten bei dieser Tragikomödie.

Nationale Spannungen

In der Nacht auf den 23. Mai 1929, auf den Tag genau zwanzig Jahre nach der 200jährigen Gedächtnisfeier der Grundsteinlegung für die Gnadenkirche, entfernte Bubenhand das Wort »Kirche« von der Tafel. Das Presbyterium der überwiegend polnischen Teschener Gnadenkirche billigte den Bubenstreich, indem es die Beseitigung der ganzen deutschen Aufschrift an

der Kirche anordnete. Später wurde eine Tafel mit polnischer Aufschrift angebracht.

Anlässlich der Angliederung des tschechischen Olsagebietes im Oktober 1938 an Polen fand am 11. November 1938 ein Festgottesdienst in der Gnadenkirche statt, an dem der polnische Staatspräsident Ignacy Mościski mit seinem ganzen Stab teilnahm. Die Festpredigt hielt Militärsenior Felix Theodor Gloeh (1885–1960), auf dessen Veranlassung der Besuch dieses Gottesdienstes durch den Staatspräsidenten erfolgte. Fraglich wurden die deutschen Gottesdienste in der Gnadenkirche erst etwa zwei Monate vor dem 1. September 1939, jedoch nicht innerhalb der Gemeinde, sondern veranlaßt durch die bereits auf den kommenden Krieg hinweisenden allgemeinen Spannungen.

Die Eingliederung Ostschlesiens ins Deutsche Reich von 1939 bis 1945 bedeutete, daß in der Gnadenkirche nur noch deutsche Gottesdienste abgehalten wurden. Zum Superintendenten des die Landkreise Bielitz, Saybusch und Teschen umfassenden Kirchenkreises Teschen wurde vom Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrates in Berlin mit Wirkung vom 1. August 1940 der frühere Senior des in der Tschechoslowakei liegenden Schlesischen Seniorates, Kirchenrat Paul Zahradník, früher Pastor in Tschechisch-Teschen, ernannt. Er wurde am 1. Dezember 1940 in einem Festgottesdienst in der Gnadenkirche in sein Amt eingeführt. Sein Stellvertreter, Adolf Jesch, war ein geborener Teschener.

Mit dem Ausgang des Zweiten Weltkrieges und der Vertreibung der Deutschen aus dem ehemaligen Österreichisch-Schlesien endete die Jahrhunderte währende, weitgehend friedliche Gemeinschaft von Evangelischen polnischer, tschechischer und deutscher Zunge. Damit wurde jedoch die Geschichte der Gnadenkirche keineswegs beendet. Im Gegenteil, das kirchliche Leben an der Gnadenkirche in Teschen ging nicht nur weiter, sondern erlebte sogar unter veränderten politischen Verhältnissen eine neue Blüte.

Das stolze Jubiläum der Gnadenkirche

Deutlich wurde dies bei der 250-Jahrfeier der Gnadenkirche im Jahre 1959. Es kamen Vertreter aus Schweden und aus den Nachfolgestaaten der habsburgischen Monarchie. Gelesen, gesprochen und gebetet wurde polnisch, tschechisch, slowakisch, ungarisch und deutsch. Die vielfältigen Beziehungen der Gnadenkirche wurden dabei mannigfach aufgezeigt, wenig jedoch die Beziehungen zwischen Teschen und Halle: das Werk von August Hermann Francke war nicht erwünscht. Nach der Festansprache von Bischof Andreas Wantula betrat der schwedische Pastor Daniel Cederberg aus Staffanstorp die Kanzel; er war zwischen den beiden Weltkriegen

in Gdingen tätig gewesen und kannte die Gnadenkirche aus früheren Zeiten. Er überbrachte Grüße des Erzbischofs der schwedischen evangelischen Kirche, Dr. Gunard Hultgren aus Uppsala, sowie eine Spende seiner Kirchengemeinde Norrköping in Schweden von 1500 Kronen. Der Leiter der nur kleinen evangelischen Kirche in Jugoslawien, Bischof Struharik (Neusatz), wies darauf hin, daß seine Gemeinde durch ausgewanderte arme Leute aus dem Teschener Lande entstanden sei. Stärksten Eindruck hinterließ eine ganz unerwartete Handlung der schwedischen Theologen. Nachdem Märten Werner, Pastor in Malmö, daran erinnert hatte, daß Erzbischof Nathan Söderblom (1866–1931) entgegen seiner Absicht die Gnadenkirche in Teschen nicht mehr hatte besuchen können, legte er als symbolische Gabe für die Gnadenkirche ein altes schwedisches Schwert mit dem Bildnis Karls XII. vor dem Altar nieder, zur Erinnerung an diesen schwedischen König mit der Mahnung eines friedliebenden Volkes, daß allein das »Schwert des Geistes« in der Gnadenkirche wirken möge. Daraufhin erhoben sich die Tausende spontan von ihren Plätzen. Superintendent Georg Traar aus Wien übermittelte die Grüße und Segenswünsche der evangelischen Kirche Österreichs, und der Dekan der Evangelischen-Theologischen Fakultät der Universität Wien, Professor Fritz Zerbst, wies auf die geschichtliche Verbundenheit Teschens besonders auch mit der Wiener Fakultät hin. So klang dieser Tag aus in einem Zeugnis ökumenischer Verbundenheit und in einem Ja zu dienstbereiter Gemeinschaft über Grenzen hinweg mit den Gliedern der Kirche.

Für die Instandsetzungsarbeiten an der Gnadenkirche zum Jubiläum spendete auch Kirchenpräsident Martin Niemöller, der 1957/58 bei großem Andrang in- und außerhalb der Gnadenkirche gepredigt hatte; er sandte die nötigen Farben und Blattgold im Werte von 100 000 Złoty. Der Zoll dafür hätte 140 000 Złoty betragen sollen; aber das Hauptzollamt verzichtete auf die Bezahlung. Auch der Lutherische Weltbund, in dessen Auftrag nach der Tagung seines Exekutivkomitees in Warschau der bayrische Landesbischof Hermann Dietzfelbinger in der Gnadenkirche predigte, unterstützte die Erneuerungsarbeiten mit beträchtlichen Spenden und Darlehen. Im Jahre 1969 bekam die Gnadenkirche eine Heizungsanlage, 1974 wurde die äußere Fassade der Kirche erneuert mit Hilfe des Lutherischen Weltbundes und des Gustav-Adolf-Werkes in Kassel.

Die Bedeutung des Gustav-Adolf-Werkes ist für die Vergangenheit nicht hoch genug einzuschätzen. Es läßt auch heute, wenn auch in veränderter Form, die Evangelischen des Teschener Landes nicht allein und bindet sie in die weltweite Gemeinschaft aller Evangelischen ein.

Die östlichste schlesische Gnadenkirche, die Kirche in Teschen, ist ein Bauwerk, das künstlerisch noch viel zu wenig gewürdigt wurde und zu

wenig Beachtung fand. Der Kirchengemeinde gehören heute 8000 Mitglieder mit 19 Dörfern an. Die Finanzierung der Gemeindearbeit geschieht durch ein Kirchgeld, das die Gemeindeglieder bei Selbsteinschätzung in Höhe von einem Prozent ihres Einkommens zahlen. Davon kann die Gnadenkirche leben.

Zur Kirchengemeinde Teschen gehört das kleine Dorf Dzingelau in Sichtweite zur tschechischen Grenze. Es ist in der ganzen augsburgischen Kirche heute bekannt als Sitz des einzigen Diakonissenmutterhauses und als Evangelisationszentrum. Karl August Fellenius, ein Schwede, hat in besonderer Weise die Beziehungen zwischen Polen und Schweden gepflegt und stand den evangelischen Polen im Teschener Schlesien nahe. Ihm ist manche Hilfe für die Anstalten in Dzingelau sowie die Stiftung der Büste Karls XII. für die Gnadenkirche zu verdanken.

Der Glaubenseifer und der tätige Einsatz der Gläubigen vor über 280 Jahren hat die Gnadenkirche erbaut und geprägt und zu einem Wahrzeichen des ostsächsischen Protestantismus gemacht. Dieses Erbe verpflichtet. Wir bitten, daß auch heute von der Kanzel der Gnadenkirche das Wort Gottes verkündigt werde, daß es zur Kraft werden kann für alle, die daran glauben – so klar und lebensnah, daß die Kritiker aufhorchen und die Suchenden finden; so, daß es stärkt und tröstet, noch mehr, daß es verändert und erneuert.

LITERATURAUSWAHL

- BIERMANN, Gottfried: Geschichte des Herzogtums Teschen, Teschen 1894.
 -: Geschichte des Protestantismus in Österreichisch-Schlesien, Prag 1897.
 PATZELT, Herbert: Der Pietismus im Teschener Schlesien 1709–1730, Göttingen 1969.
 -: Geschichte der Evangelischen Kirche in Österreichisch-Schlesien, Dülmen 1989
 PRAGENAU, Moritz Landwehr, und Walter KUHN: Geschichte der Stadt Teschen,
 Würzburg 1976.
 WAGNER, Oskar: Mutterkirche vieler Länder. Geschichte der evangelischen Kirche im
 Herzogtum Teschen 1545–1918/20, Wien, Köln, Graz 1978.

BILDNACHWEIS

Vom Verfasser zur Verfügung gestellt

Zum Gedenken an Pfarrer Lic. Hellmut Eberlein 1890 bis 1957

VON PAUL GERHARD EBERLEIN UND WERNER LAUG

Das Jahr 1990 gibt Anlaß, eines Mannes zu gedenken, der sich für die schlesische Kirche und darüber hinaus für die Gemeinschaft evangelischer Schlesier und vor allem für den Verein für schlesische Kirchengeschichte große Verdienste erworben hat, des Pfarrers Hellmut Eberlein.

Hellmut Eberlein wurde vor 100 Jahren, am 14. März 1890, in dem schlesischen Dörflein Royn im Kirchenbezirk Parchwitz, Kreis Liegnitz, geboren. Sein Vater, Lic. Gerhard Eberlein, war Pfarrer in Royn, später Stadtpfarrer in Groß-Strehlitz/Oberschlesien und zuletzt Superintendent in Strehlen/Schlesien. Als späterer Vorsitzender des schlesischen Pfarrvereins und Präses der schlesischen Provinzialsynode hatte er eine leitende Stellung innerhalb der schlesischen evangelischen Kirche inne.

Hellmut Eberlein besuchte das humanistische Gymnasium in Groß-Strehlitz und Strehlen, bestand Ostern 1908 die Reifeprüfung und studierte bis Ostern 1912 an der Universität Breslau evangelische Theologie. Das erste Examen vor dem schlesischen Konsistorium legte er im Dezember 1911 mit der Note »sehr gut« ab, das zweite Examen im Dezember 1913 vor dem gleichen Gremium ebenfalls mit der Note »sehr gut«. Von 1912 bis 1914 war er zur praktischen Ausbildung im Predigerseminar in Wittenberg. Dann erhielt er das sogenannte »Wormser Stipendium«, das er zu einem weiteren Studium im Sommersemester 1914 in Tübingen nutzte. Unter Anleitung von Professor Schlatter und Professor Karl von Müller bereitete er sich auf das Licentiatenexamen vor. Professor Arnold in Breslau hatte ihm das Thema gestellt: »Die Christenverfolgung von Kaiser Nero bis Decius«. Am 29. Juli 1914 bestand er das Rigorosum in Breslau mit der Note »Magna cum laude«.

Der Theologe Hellmut Eberlein trug sich zu dieser Zeit mit dem Gedanken an eine akademische Laufbahn. Durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs war jedoch an ein Verbleiben an der Universität nicht zu denken. Zudem wurde er vom Konsistorium alsbald zum Eintritt in den kirchlichen Dienst aufgefordert und am 29. November 1914 (1. Advent) ordiniert. Vom 1. Dezember 1914 bis Ostern 1918 war er als Studieninspek-

tor am Naumburger Predigerseminar tätig. Ostern 1918 wurde er zum Pfarrer der Gemeinde Kupferberg/Riesengebirge berufen, und in dieser Gemeinde blieb er zehn Jahre. Im Jahre 1930 erhielt er die zweite Pfarrstelle in Strehlen/Schlesien. Aus dieser Tätigkeit heraus wurde er im Herbst 1936 von Bischof D. Zänker mit der Leitung des Sammelvikariats in Kamenz beauftragt. 1938 berief ihn der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin zum Direktor des Predigerseminars in Naumburg am Queis und gleichzeitig zum Pfarrer der dortigen Gemeinde. Als das Predigerseminar bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges geschlossen werden mußte, wurde Hellmut Eberlein mit der Verwaltung der Superintendentur des Kirchenkreises Bunzlau 2 beauftragt. 1945 fand Eberlein nach einer Zwischenstation in Marienbad/Sudetenland, wo er sich der Flüchtlingsbetreuung in einem Umkreis von 50 km widmete, in der Württembergischen Landeskirche eine Zuflucht und eine neue Heimat. Von September 1945 bis Dezember 1956 wirkte er als Pfarrer in Lorch/Württemberg.

Die kirchengeschichtliche Arbeit

Hellmut Eberlein hatte mit einer kirchengeschichtlichen Arbeit promoviert. Zu seiner Untersuchung über die Christenverfolgung von Kaiser Nero bis Decius kamen intensive Lutherstudien hinzu. Den Schwerpunkt seiner kirchenhistorischen Studien legte Eberlein jedoch zusehends auf den Bereich der schlesischen Kirchengeschichte. So wurde er 1925 der Schriftführer des »Vereins für schlesische Kirchengeschichte« und Herausgeber des Jahrbuchs dieses Vereins. Im Auftrag des Schlesischen Presseverbandes veröffentlichte er 1932 einen Abriß der schlesischen Kirchengeschichte, dessen zweite erweiterte Auflage 1939 erschien. 1941 folgte ein zweiter Band (für die Jahre 1517–1740), der dritte Teil (1740–1914) war 1945 fertiggestellt, konnte aber aus kriegsbedingten Gründen nicht mehr gedruckt werden. Sofort nach seiner Niederlassung im Westen nahm Eberlein jedoch auch die Arbeit an der schlesischen Kirchengeschichte wieder auf, und bereits im Jahr 1952 konnte er die dritte und nunmehr erweiterte Auflage der schlesischen Kirchengeschichte als ersten Band der Reihe »Das evangelische Schlesien«, herausgegeben von Lic. Dr. Hultsch, veröffentlichen.

Auch das »Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte« wurde nach 1945 wieder ins Leben gerufen. Von den zahlreichen Aufsätzen, die er selbst in diesem Jahrbuch veröffentlichte, sei nur der eine hervorgehoben mit dem Titel: »Die Bedeutung Schlesiens für die Kirchengeschichte¹. Weitere

1 Abgedruckt in: JSKG, Jg. 33, 1954, S. 7–34.

Früchte seiner Beschäftigung mit der schlesischen Kirchengeschichte waren das Büchlein »Schlesische Kirchen erzählen die Geschichte ihrer Heimat« (1. Auflage 1941, 2. Auflage 1953) und ein Buch über die geistlichen Sänger Schlesiens von der Reformation bis zur Gegenwart mit dem Titel »Lobgesänge in der Nacht« (München 1954).

1950 veröffentlichte er im Brunnquell-Verlag, Metzingen/Württemberg, seine Lutherstudie »Luthers Christentum«. Mit diesem Buch wollte er einen Beitrag zum geistigen Wiederaufbau Deutschlands leisten. So heißt es in der Einleitung: »Aller äußerer Neubau in unserer Kirche bleibt ein Luftgebilde und geht nicht vorwärts, wenn nicht innerlich ein Wandel eintritt und unser Kirchenvolk wieder wie in den Tagen der Väter zu religiöser Gewißheit und kirchlicher Reife gelangt.« Diese Schrift widmete er dem Landesbischof i.R. D. Theophil Wurm als einem »Träger lutherischen Geistes in unseren Tagen, in aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit«.

Hellmut Eberlein hatte sich schon in der Zeit seines Studiums und danach als Studieninspектор in Naumburg am Queis ausführlich mit Martin Luther beschäftigt. In seinem Bücherschrank stand seit dieser Zeit die Weimarer Lutherausgabe. Martin Luthers Frömmigkeit war ihm auch für sein eigenes Christentum wegweisend. So kann man davon ausgehen, daß die Grundlagen des Glaubens, die er in seinem Buch »Luthers Christentum« beschreibt, auch seine eigenen waren. Als tragenden Pfeiler des Glaubens bezeichnet er das Bewußtsein von Gottes Wirklichkeit, die Person Jesu Christi und die Heilige Schrift. Die Person Jesu stand dabei im Mittelpunkt: als Weg zum Heil, als Weg zur Erkenntnis Gottes und als der Herr seiner Kirche und Gemeinde. Auf dieser Grundlage aufbauend, beschreibt er die subjektive Glaubenshaltung als einen »persönlich wagenden Glauben«, als Ausdruck »evangelischer Freiheit«, als »freudiges Christentum« und als »Frömmigkeit unter dem Kreuz«.

Bereit zur Auseinandersetzung

Als das Dritte Reich begann, war Hellmut Eberlein 43 Jahre alt, im besten Mannesalter. So konnte es nicht ausbleiben, daß er sich der Auseinandersetzung stellte, die nun anhob. Es war ein überraschend einsetzender, außerordentlich heftiger Kampf, der die evangelische Kirche bis hart an den Rand des Abgrunds trieb. Im Grunde gab es zwei Fronten. Die Kirche mußte gegenüber einem totalitären Staat um ihre Selbsterhaltung kämpfen. Dieser Staat versuchte, in ihre Angelegenheiten hineinzuregieren, ihren Auftrag zu verfälschen und ihr so die Freiheit zu nehmen, um sie am Ende zu vernichten. Gleichzeitig tobte ein innerkirchlicher Kampf um die Identität

der Kirche. Die Frage lautete, ob man sich gleichschalten lassen oder wenigstens Kompromisse schließen und völkische Motive in Amt und Lehre aufnehmen sollte oder ob man die neue Ideologie des Nationalsozialismus ablehnen sollte. Hellmut Eberlein war ohne Wenn und Aber von Anfang an auf der Seite der Bekennenden Kirche, allerdings nicht auf der Seite der sogenannten »radikalen Bekennenden Kirche«, sondern der »Christophori Synode«, welche bereit war, mit dem evangelischen Konsistorium und Bischof D. Zänker zusammenzuarbeiten. In seinen Predigten, von denen ein Teil 1935 in dem Band »Geduld tut euch Not« (Verlag Oscar Heinze, Liegnitz) veröffentlicht wurde, stellt er sich den Fragen seiner Zeit auf der Basis eines christologisch zentrierten Bekenntnisses.

Aus diesen Predigten geht hervor, mit welcher Klarheit Hellmut Eberlein die Situation erkannt hatte, und es wird zugleich sein Mut erkennbar, die Dinge beim Namen zu nennen. Für ihn war eine Kampfeszeit angebrochen. Es ging um Glauben oder Unglauben oder mit anderen Worten: um die Zukunft der Kirche. »Jeder«, so sagte er, »ist in die Entscheidung gestellt. Keiner kann ausweichen. Darum sind klare Fronten unvermeidlich.« Im einzelnen wandte er sich in den veröffentlichten Predigten

- gegen alle, die das Licht des Evangeliums auslöschen wollten,
- gegen das Deutsche Volkstum als Grundlage (neue ergänzende Grundlage) der Kirche,
- gegen religiöse Neuerungssucht, insbesondere gegen Bibelkritik,
- gegen Rassenwahn,
- gegen den totalen Staat und
- gegen den Größenwahn.

Hellmut Eberlein rief angesichts dieser Situation zur Umkehr – und das hieß zur Besinnung auf Jesus Christus als die unverrückbare Grundlage der Kirche – auf. Ein wichtiges Anliegen war ihm in diesem Zusammenhang der Zusammenhalt der Gemeinde, aber auch die Bereitschaft zum Leiden und zum Opfer. Immer wieder wies er auf die Verantwortung für die folgende Generation hin, wie wenn er schon 1934 die Zukunft vorausgeahnt hätte.

Die folgenden Zitate aus seinen Predigten sind geeignet, die Position Eberleins im Dritten Reich zu beleuchten. Am 21. April 1935 predigt er zur Stelle Offenbarung 1, 17+18 über das Thema: »Wer hat das letzte Wort?« Er erinnert an Entscheidungsstunden im Leben Jesu und seiner Jünger und fährt fort: »Eine solche Stunde der Entscheidung ist heute; eine neue Religion, ein neues Heidentum möchte gern das letzte Wort haben. Ich erinnere an ein Wort, das nach Zeitungsberichten der Führer der Deutschen Glaubensbewegung in Berlin gesprochen hat: »Das Ewige ist nicht über uns, sondern in uns, in der Welt; wir brauchen keinen Heiland, keine Auferstehung.« Zum anderen erinnere ich an einen Satz, der in einer

Zeitschrift dieser Deutschen Glaubensbewegung immer wieder wiederholt wird: Die Kirche ist alt geworden, sie schwindet und stirbt langsam ab. Es mag sein, daß es der Unglaube so gern haben möchte; mag sein, daß manche Christen bei solchen Äußerungen ängstlich werden. Wir aber wissen seit Ostern: Die Kirche Christi kann nicht alt werden, sie kann nicht sterben. Wie oft ist ihr der Tod vorausgesagt, und immer wieder kam nach solchen Voraussagen eine Zeit neuen Lebens und neuer Blüte für die Kirche.«² Diese Zukunft kann der christliche Glaube nur haben, wenn er bei seiner Sache bleibt. »Ein Glaube, den sich die Menschen selber machen, ein Glaube an Natur, an Fleisch und Blut, an Kreaturen, kann keine Verheißung haben, denn ›alles Fleisch ist wie Gras‹. Da spricht der Tod das letzte Wort.«³

In einer anderen Predigt zitiert er den Vers:

»Es geht in diesen Tagen
um Gnade und Gericht,
um völlig klare Fronten,
um eine helle Sicht,
die Nebel sind zerronnen,
ein klarer Tag bricht an,
Gott selber hält die Heerschau,
er sieht Mann für Mann«

und fügt dann hinzu: »Will unsere heutige Christenheit in den ihr bevorstehenden Kämpfen und Leiden Glaubensmut und Siegeskraft bewahren, ... dann muß sie die Hoffnung des neuen Testaments zu ihrer eigenen Hoffnung machen.«⁴

In einer Predigt über 2. Mose 13, 21 bezieht er das Bild von der Feuersäule als Zeichen Gottes, das vor dem Volke herzog, in die Gegenwart ein und fährt fort: »Nur dann wird Gott vor unserem lieben deutschen Volke herziehen (in der Feuersäule), wenn unser Volk unter Christi Fahne und unter dem Zeichen des Kreuzes bleibt. Dieses ›wenn‹ ist nicht mehr selbstverständlich. Wir merken es heutzutage sehr schmerzlich, wie starke Kräfte am Werke sind, unser Volk aus der Reihe der christlichen Völker bald stückweise, bald ganz, bald vorsichtig, bald unverfroren auszuscheiden. Alle, die solches tun, sollen es wissen: In dem Augenblick, da ihr Vorhaben gelänge, würde es nicht mehr heißen: »Der HERR zieht vor uns her; da könnte es sehr bald zum Schrecken unseres Volkes heißen: Der HERR zieht gegen uns! – Nur dann wird Gott vor unserer Christenheit herziehen, wenn auch sie sich besinnt: Der Gott, der uns voranzieht, ist ein heiliger Gott.«⁵

2 Geduld tut euch not!, 1935, S. 66ff.

3 Ebd., S. 67.

4 Ebd., S. 12 (Predigt von 9. 12. 1934).

5 Ebd., S. 27 (Predigt von 1. 1. 1935).

Kaum hatten sich die Machthaber des Dritten Reiches installiert, um das tausendjährige Reich zu erbauen, macht Eberlein in seiner Predigt auch schon auf die Vergänglichkeit aller Reiche dieser Welt aufmerksam. Am 25. Mai 1933 sagt er zu Matthäus 28, 28–20: »Wer nachdenklich die Weltgeschichte betrachtet, dem wird es ganz deutlich: Alle Erdenreiche kommen und gehen, sie bilden alle nur eine Episode. Das babylonische Reich, das Römische, das Reich Napoleons – alle nur eine Episode, und die heutigen europäischen Reiche werden auch nicht ewig bleiben, auch über ihnen steht das Urteil Gottes: Alles Fleisch ist wie Gras.«⁶ Gleich darauf wendet er sich gegen den totalen Machtanspruch des nationalsozialistischen Staates: »Für einen Christen gibt es nur einen Einzigen, der absolut und total uns Menschen nach Leib und Seele, in Zeit und Ewigkeit mit Beschlag nehmen darf: Das ist Gott selber und Christus zur Rechten Gottes! Achten wir darauf: *Alle* Gewalt steht ihm zu. Muß das nicht in erster und vornehmster Linie heißen: Die Gewalt in seinem eigenen Hause, in seiner Kirche? Es ist wichtig, darauf den Finger zu legen. Denn der augenblickliche Kirchenkampf geht nicht nur um äußere Dinge und Reformen; er greift viel tiefer, auch wenn es viele noch nicht übersehen und andere nicht wahrhaben wollen. Es geht letzten Endes darum, ob der Herr Christus und sein Wort allein den obersten Platz in der Kirche behalten soll« (S. 76).

Sehr deutlich äußert sich Hellmut Eberlein auch zur Frage einer völkischen Kirche. In einer Predigt am 19. November 1933 zu Psalm 87, 1 führt er aus: es »erheben sich in unserer Zeit auffallend viele Stimmen, die in irgend einer Form uns zurufen, die Grundlage der evangelischen Kirche sei das deutsche Volkstum. Daher kommt die oft gehörte Rede: ›Am deutschen Wesen werde noch einmal die Welt genesen‹; daher kommt die Forderung, die Kirche müsse ganz volksnah sein und noch mehr als bisher die Sprache des Volkes reden; daher kommt die Kritik an der Bibel, daß in ihr vieles undeutsch und jüdisch sei, daß zum Beispiel anstelle der Propheten die deutschen Dichter und Geistesmänner im Religionsunterricht ihren Platz haben müßten. Ist etwa das deutsche Volkstum die Grundlage unserer Kirche? ... das deutsche Volkstum zur Grundlage unseres Glaubens machen, womöglich die Offenbarung Gottes durch deutsche Art und deutsche Gedanken verdrängen, nein, das können wir nicht und das dürfen wir nicht; das wäre Verrat am Evangelium selber! ... Wie soll ein Volkstum Grundlage der Kirche sein, das überhaupt erst noch für Kirche und Glaube zu gewinnen ist und innerlich zum großen Teil noch fern steht? Nein, bei aller Liebe und bei allem Stolz auf unser deutsches Volkstum, das Funda-

6 Ebd., S. 75.

7 Ebd., S. 106 (Predigt von 19. 11. 1933).

ment unserer Kirche ist es nicht und kann es nicht sein.« (S. 106f.) »Die Grundlage unseres Glaubens ist Jesus Christus.«⁸

Der Seelsorger

Obwohl Hellmut Eberlein mit großer Intensität wissenschaftlich tätig war, lag doch eine seiner herausragenden Begabungen in der Seelsorge. Er hatte ein gutes Vermögen, sich in die Lage anderer hineinzudenken, und es gelang ihm zur rechten Zeit, das richtige Wort zu sagen. So erwarb er sich – je länger, je mehr – Dank und Anerkennung in der Gemeinde und im Kreise seiner Amtsbrüder. Als Gemeindepfarrer war er täglich zu Hausbesuchen unterwegs; drei Hausbesuche am Tag waren die Regel. Oft nahm er dazu Kandidaten des Predigerseminars mit, die er anleitete und einführte. Aber er verstand unter Seelsorge nicht nur Individualseelsorge, also Hilfe im Einzelfall. Vielmehr wollte er die gesamte pastorale Tätigkeit, öffentliche und private, die der »cura animarum« dient, als Seelsorge verstanden wissen. Er wollte Glaubenshilfe als Lebenshilfe geben.

So schreibt er in einem Aufsatz zum Thema »Seelsorge und Politik«: »Diese Seelsorgearbeit kann nur in der Weise geschehen, daß die sittlich-religiösen Kräfte auf den politischen, wirtschaftlichen, sozialen Lebensgebieten herausgestellt und am christlichen Maßstab gemessen und geläutert werden.«⁹ Er kam zu der Erkenntnis, daß in der »gründlichen Durcharbeitung« der neutestamentlichen Aussagen zu diesen Themen eine der »Zukunftsaufgaben der modernen Theologie« liege. Die »heutige Geisteslage und seelsorgerliche Not der Gemeinden« stelle der christlichen Kirche die Lösung dieser Aufgabe als dringendes Gebot.

In diesen Zusammenhang gehört auch seine Auseinandersetzung mit der Dämonie. Seine Überzeugung, die er in dem Aufsatz »Zur Frage des Dämonischen im Neuen Testament« (1931) äußerte, war: »Je mehr sich das christliche Abendland von Jesus und dem Reich Gottes entfernt, desto mehr gerät es von neuem in den Besitz und die Herrschaft der widergöttlichen Mächte der Dämonen.«¹⁰ So fordert er auch hier, sich die Zusammenhänge bewußt zu machen und in die theologische Auseinandersetzung gleichsam als Stütze der Seelsorge einzutreten.

Eine besondere seelsorgerliche Aufgabe wurde Lic. Hellmut Eberlein durch die Kriegswirren gestellt. Als er im Zuge der Evakuierung mitsamt seiner Gemeinde und vielen anderen Gemeinden ins Sudetenland (Marienbad) verschlagen wurde, empfand er die Situation als eine Herausforderung

8 Ebd., S. 107.

9 Neue Kirchliche Zeitschrift Jg. XXX, 1919, S. 584.

10 Ebd., Jg. XLII, 1931, S. 498–509, 562–572.

zum Dienst an den Menschen, die so plötzlich aus ihren vertrauten Lebenszusammenhängen gerissen worden waren. Er scheute keine Mühen, um im weiten Umkreis um Marienbad herum den Menschen Trost zu spenden und ihnen durch Gottesdienste, Amtshandlungen und im persönlichen Gespräch Gottes Wort zu sagen.

Kaum daß er mit seiner Familie in Württemberg wieder Fuß gefaßt hatte, begann er die aus dem Osten vertriebenen Pfarrer in Württemberg zu sammeln und sich ihrer Probleme anzunehmen, die sowohl wirtschaftlicher als auch geistlicher Art waren. Die aus Schlesien stammenden Pfarrer in Württemberg führte er zu zahlreichen Tagungen mit führenden Vertretern der Landeskirche zusammen. Er trug in ungezählten Einzelfällen zur Beseitigung offensichtlicher Mißstände und Ungerechtigkeiten und zur Neu-Beheimatung im Aufnahmeland und in der Landeskirche bei. So war er auch einer der ersten, der einen weiteren Kreis der evangelischen Schlesier zusammenführte und so zur Gründung der Gemeinschaft evangelischer Schlesier beitrug, deren Gründungsausschuß er angehörte.

Hellmut Eberlein ist am 14. Juli 1957 nach langer, schwerer Krankheit gestorben. Landesbischof Haug würdigte ihn mit den Worten: »Wir haben ihm zu danken für seinen treuen, aufopfernden Dienst und für die große verständnisvolle Liebe, mit der er alle seine Arbeit in den mancherlei Ämtern getan hat.«¹¹ Auch die Gemeinschaft evangelischer Schlesier und der Verein für Schlesische Kirchengeschichte gedenken seiner in bleibender Dankbarkeit.

Literaturverzeichnis Hellmut Eberlein (Auswahl)

- Christus der Kommende. 19 neue Choräle für Jugend, Gemeinde und Haus, Lorch (Württ.) o.J.
- Des Christen dreifaches Fragen nach Gewißheit, in: Neue Kirchliche Zeitschrift, Jg. XXIX, Leipzig 1918, S. 485–495.
- Seelsorge und Politik, in: Neue Kirchliche Zeitschrift, Jg. XXX, Leipzig 1919, S. 569–590.
- Die antisemitische Rassenbewegung im christlichen Urteil, in: Neue Kirchliche Zeitschrift, Jg. XXXII, Leipzig 1921, S. 490–516.
- Müssen wir unsere Stellung zum Alten Testament revidieren?, Breslau 1922, Ev. Preßverband für Schlesien, Zeitfragen 1.
- Die Herrlichkeit der Kirche und ihres Dienstes, Predigten, 1925.

11 Brief von Haug an Frau Hildegard Eberlein vom 17.7.1956.

- Die pädagogische Bedeutung des Alten Testaments für den christlichen Unterricht und Erziehung, in: Neue Kirchliche Zeitschrift, Jg. XXXVII, Leipzig 1926, S. 37–61.
- Was ist das Wort Gottes?, in: Neue Kirchliche Zeitschrift, Jg. XXXIX, Leipzig 1928, S. 563–585.
- Art. Schlesien, in: RGG, Bd. 5, Tübingen² 1931, Sp. 181–187.
- Zur Frage des Dämonischen im Neuen Testament, in: Neue kirchliche Zeitschrift, Jg. XLII, Leipzig 1931, S. 498–509, 562–572.
- Abriß der Schlesischen Kirchengeschichte, i. A. des Schles. Ev. Preßverbands, 1. Teil: 1000–1517, Breslau 1932, ²1932, 2. Teil: 1517–1740, Breslau 1941, Teile 1–4, Goslar ³1952, Ulm ⁴1962 (Das ev. Schlesien, hg. von G. HULTSCH, Bd. 1).
- Geduld tut euch not! Predigten aus schwerer Zeit der Kirche, Liegnitz 1935, 110 S.
- Was aber: Zwischen Tod und Auferstehung?, in: Ev. Kirchenblatt für Schlesien, 39. Jg., Nr. 15, vom 12. April 1936.
- Der Glaube an das Unsichtbare. Predigt zu 2. Kor. 4, 17–18, als Manuscript gedruckt, Lorch (Württ.) 1947.
- Die grundlegende Bedeutung der Eschatologie. Vortrag als Manuscript gedruckt, Lorch (Württ.) 1947.
- Luthers Christentum, Metzingen 1950, 128 S.
- Vom rechten Christenweg. Ein Ruf zur Wachsamkeit und Treue an unsere evangelischen Gemeinden, Metzingen 1950, 24 S.
- Auf, auf mein Herz mit Freuden – ein Ostergruß, Lorch (Württ.) 1952, 16 S.
- Schlesische Kirchen erzählen die Geschichte ihrer Heimat, ¹1941, ²1953, 48 S.
- Zur Psychologie des Ostpfarrers, in: JSKG, 1953, S. 154–167.
- Antwort an Herrn Dr. Engelbert (auf dessen abfällige Besprechung der 3. Auflage der Schlesischen Kirchengeschichte), in: JSKG, 1954, S. 183–191.
- Die Bedeutung Schlesiens für die Kirchengeschichte, in: JSKG, 1954, S. 7–34.
- Im kirchlichen Dienst unterwegs, in: JSKG, 1954, S. 152–162.
- Lobgesänge in der Nacht. Die geistlichen Sänger Schlesiens von der Reformation bis zur Gegenwart, München 1954, 131 S.
- Valentin Triller und sein schlesisches Singbüchlein, in: JSKG, 1955, S. 48–58; 1956, S. 22–30.
- Der Beitrag der schlesischen Kirche zur evangelischen Erbauungsliteratur, in: JSKG, 1957, S. 7–23.
- Die schlesische Aufklärung im Urteil bedeutender Zeitgenossen, in: Jb. der F. W. Universität in Breslau, Bd. 2, 1957, S. 148–166.
- Der Weg des Evangelium in Oberschlesien, in: JSKG, 1958, S. 92–96.
- Lutherisches, römisches und schwärmerisches Christentum, in: JSKG, 1960, S. 131–136.
- Art. Schlesien, in: Evangelisches Kirchenlexikon, Bd. 3, Göttingen ²1962. Sp. 806–808.

Theologie als Wissenschaft

Zu Leben und Werk Ernst Lohmeyers (1890–1946)

Mit einem Quellenanhang*

von ULRICH HUTTER

I

Wer sich heute mit Ernst Lohmeyer beschäftigt, ist nicht nur auf die von ihm hinterlassenen Schriften verwiesen, sondern findet auch in zahlreichen Archiven bislang unveröffentlichtes Material zu Leben und Werk dieses bedeutenden neutestamentlichen Forschers. Im Jahre der 100. Wiederkehr seines Geburtstages soll deshalb in diesem Forschungsorgan seiner gedacht werden, denn Ernst Lohmeyer hat über fünfzehn Jahre die Geschicke und Geschichte der Breslauer Evangelisch-Theologischen Fakultät wie der Breslauer Universität mitbestimmt.

Bevor die äußersten Stationen seines Lebens bis zur Habilitation und danach seine akademische Lehrtätigkeit in Breslau und Greifswald untersucht werden, gilt es, sich einen Überblick über die bisherige Forschung sowie die unveröffentlichten Quellen zu verschaffen.

Zu seinem 60. Geburtstag wurde eine Schrift »In memoriam« zusammengestellt¹, die Freunde, Kollegen und Schüler des In- und Auslandes versammelte und auf diese Weise deutlich machte, in welchem Umfang Lohmeyer in der theologischen wie außertheologischen Wissenschaft gewirkt hat. Zu diesem Zeitpunkt bestand, obwohl noch keine offizielle Todeserklärung von russischer Seite vorlag, kein Zweifel mehr daran, daß Ernst Lohmeyer nicht mehr lebte.

1951 erschien eine Arbeit des schwedischen Theologen Erik Esking², die sich dem Hauptthema der Lohmeyerschen Theologie, »Glaube und Geschichte«, zuwendet; im übrigen die einzige Publikation, die bisher das theologische Werk dieses Neutestamentlers eingehender untersucht hat.

* Für Informationen zu Leben und Werk danke ich sehr herzlich seiner Tochter, Frau Gudrun Otto in Berlin/West, die freundlicherweise auch die Abbildungen zur Verfügung stellte, und Herrn Pfarrer Dr. Gerhard Saß in Bonn.

1 Werner SCHMAUCH (Hg.), *In memoriam Ernst Lohmeyer*, Stuttgart 1951.

2 Erik ESKING, *Glaube und Geschichte in der theologischen Exegese Ernst Lohmeyers*, Lund 1951.

Esking arbeitete heraus, daß sich Lohmeyer des Hegelschen »Dreitaktschemas« zum Verstehen urchristlicher Geschichte bedient, ein Schema, das besonders in der »Menschensohnchristologie« evident wird. *Lohmeyers Menschensohn ist gestaltet nicht so sehr von religionsgeschichtlichen als von religionsphilosophischen Voraussetzungen aus. Der theologische Inhalt tritt in der geheimnisvollen Gestalt des Menschenohnes hervor gleichsam befreit von allen geschichtlichen Zufälligkeiten, – als die religiöse Idee in ihrer Ursprünglichkeit, eine Art philosophische theologia negativa.*³

Jahrelang war es still um Ernst Lohmeyer in der neutestamentlichen Wissenschaft geworden, ehe Hans Jochen Genthé in seiner »Kleine(n) Geschichte der neutestamentlichen Wissenschaft«⁴ auch auf die Forschungsergebnisse Lohmeyers zur Urgemeinde, zum Vaterunser und zum Christushymnus (Phil 2,5–11) hinwies⁵. Während seine Forschungen zu den Evangelien in der neueren Forschung⁶ bestenfalls noch am Rande erwähnt werden, sind seine Ergebnisse in der Philipperbriefexegese immer noch präsent, wie der Forschungsüberblick und die Analyse in Berthold Mengels Dissertation »Studien zum Philipperbrief«⁷ zeigen.

Ein Schüler Lohmeyers aus seiner Greifswalder Zeit, Gerhard Saß, hat 1980 in einem Gedenkartikel zum 90. Geburtstag Lohmeyer aus der Vergessenheit holen wollen, indem er deutlich machte, welchen Stellenwert Lohmeyer heute noch in der Exegese einnimmt⁸. Im neuesten Forschungsüberblick »Neues Testament«, den Georg Strecker für den Sammelband »Theologie im 20. Jahrhundert«⁹ verfaßt hat, taucht der Name Lohmeyer lediglich in zwei Kapiteln auf: der Sozialgeschichte des Urchristentums und der Form- und Traditionsgeschichte.

Zum 100. Geburtstag erschien in dem Periodikum »Ostdeutsche Gedenktage« eine Würdigung, die an Lohmeyers Wirksamkeit im ostdeutschen Raum (Breslau und Greifswald) erinnert¹⁰. Ebenfalls noch rechtzeit-

3 So Erik ESKING, Ernesto Lohmeyer, in: *Nuntius Sodalicii Neotestamentici Upsalensis*. Nr. 5/1951, Sp. 35.

4 Hans Jochen GENTHE, Kleine Geschichte der neutestamentlichen Wissenschaft, Göttingen 1977.

5 Ebd., S. 251f.

6 Vgl. z. B. Walter SCHMITHALS, Synoptische Evangelien. In: TRE 10, S. 570–626.

7 Berthold MENDEL, Studien zum Philipperbrief. Untersuchungen zum situativen Kontext unter besonderer Berücksichtigung der Frage nach der Ganzheitlichkeit oder Einheitlichkeit eines paulinischen Briefes (= WUNT. 2. Reihe. Bd. 8), Tübingen 1982.

8 Gerhard SASS, Die Bedeutung Ernst Lohmeyers für die neutestamentliche Forschung. In: Deutsches Pfarrerblatt 81/1981, S. 356–358.

9 Georg STRECKER, Neues Testament, in: DERS. (Hg.), Theologie im 20. Jahrhundert, Tübingen 1983, S. 61–145.

10 Ulrich HUTTER, Ernst Lohmeyer 1890–1946. In: Ostdeutsche Gedenktage 1990. Persönlichkeiten und Historische Ereignisse, Bonn 1989, S. 128–131.

tig zum Gedenkjahr brachte Wolfgang Otto einen Band mit dem Titel »Freiheit in der Gebundenheit« heraus¹¹, in dem an das Erbe Ernst Lohmeyers erinnert wird, ein Erbe, »das fortwirkt, ohne als ganzes erschlossen zu sein, ... das Grundfragen in Erinnerung rufen könnte zum Nutzen der Theologie«¹². Lohmeyers Schriften sind weitgehend durch die von Werner Schmauch ergänzte Bibliographie erschlossen¹³. Seine akademische Lehrtätigkeit kann über die Vorlesungsverzeichnisse der Universitäten Heidelberg, Breslau und Greifswald vollständig ermittelt werden (vgl. dazu die Aufstellung im Anhang). Dagegen sind einzelne Phasen seines Lebens erst durch archivalische Recherchen aufzuschlüsseln; hierzu zählen seine Breslauer und Greifswalder Zeit sowie seine Tätigkeit als Offizier der Deutschen Wehrmacht.

Für die Breslauer Zeit, insbesondere der Jahre von 1931 an, können die Akten der Universitätsverwaltung¹⁴, der Evangelisch-Theologischen Fakultät¹⁵

11 Wolfgang OTTO (Hg.), *Freiheit in der Gebundenheit. Zur Erinnerung an den Theologen Ernst Lohmeyer anlässlich seines 100. Geburtstages*, Göttingen 1990. Neben Beiträgen zur neutestamentlichen Wissenschaft (Dieter Lührmann und Günter Haufe) finden sich in dem Band Aufsätze zur Stellung Lohmeyers zum Judentum (Horst J. E. Beintker), seiner Beziehung zu Jochen Klepper (Wolfgang Otto) und eine »Erinnerung an den Vater« aus der Sicht seiner Tochter (Gudrun Otto). Ferner hat der Herausgeber den bedeutenden Brief Lohmeyers an Martin Buber vom 19. August 1933 sowie seinen Aufsatz »Die rechte Interpretation des Mythologischen« aufgenommen.

12 Dieter LÜHRMANN, Ernst Lohmeyers exegetisches Erbe. In: Wolfgang OTTO (Hg.), *Freiheit in der Gebundenheit* (wie Anm. 11), S. 87.

13 Bibliographie Ernst Lohmeyer. In: Werner SCHMAUCH (Hg.), (wie Anm. 1), S. 368–375. Sie wurde jetzt von Dieter Lührmann überarbeitet und ist abgedruckt in: Wolfgang OTTO (Hg.), *Freiheit in der Gebundenheit* (wie Anm. 11), S. 181–191. Im Archiv des Verlages Vandenhoeck & Ruprecht befindet sich eine umfangreiche Korrespondenz Ernst Lohmeyers mit Mitarbeitern und dem Leiter des Verlages aus den Jahren 1920 bis 1945. Diese Bestände sind aber von der neutestamentlichen Forschung bislang noch nicht ausgewertet worden. Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. Arndt Ruprecht vom 16. Januar 1991.

14 Archiwum Uniwersytetu Wrocławskiego (Universitätsarchiv Breslau, künftig abgekürzt AUWr).

AUWr S 182 Rektorenkonferenz 26. 2. 1931–21. 10. 1931,

AUWr S 183 Rektorenkonferenz 10. 10. 1931–1. 9. 1942,

AUWr S 185 Vertrauliche Angelegenheiten 9. 12. 1933–17. 8. 1944,

AUWr S 186 Vertrauliche Angelegenheiten 15. 12. 1933–15. 9. 1934,

AUWr S 187 Vertraulicher Schriftwechsel 19. 1. 1934–31. 1. 1935.

15 AUWr TE 3 Posiedzenie rady wydziału (Fakultätsprotokolle) 13. 1. 1932 – 27. 11. 1944,

AUWr TE 15 Nominacje profesorskie (Berufung von Professoren) 19. 10. 1934 – 22. 12. 1936,

AUWr TE 16 Nominacje profesorskie (Berufung von Professoren) 20. 5. 1935 – 5. 10. 1943.

und zwei Personalbogen Ernst Lohmeyers¹⁶ herangezogen werden. Ferner ist der Briefwechsel Lohmeyers mit Rudolf Bultmann¹⁷ für die Jahre 1920–1944 hilfreich. Auch seine Predigtätigkeit in Breslau ist nachvollziehbar, denn im Archiv von Gerhard Saß befinden sich Abschriften von Predigten Lohmeyers, die er in den Jahren 1923 bis 1935 in der Oderstadt (zum größten Teil handelt es sich um Predigten anlässlich des Semesterschlusses) gehalten hat¹⁸.

Ein Restnachlaß, der in den siebziger Jahren von seiner Frau dem Geheimen Staatsarchiv (Preußischer Kulturbesitz) in Berlin/West übergeben wurde, ist mittlerweile aufgearbeitet und verzeichnet¹⁹. Ebenfalls herangezogen werden kann zur Ergänzung der Biographie der Nachlaß Hans von Sodens²⁰, in dem sich nachweislich für die Zeit des Kirchenkampfes Korrespondenz dieser beiden Theologen findet²¹.

Da weder für Greifswald noch für Breslau eine Geschichte der jeweiligen Evangelisch-Theologischen Fakultät nach 1918 existiert, ist der Forscher auf die einschlägigen Arbeiten zum Thema angewiesen²². Zum mindesten

16 Im Bestand AUWr S 220 befinden sich zwei undatierte Personalbogen. Der erste Personalbogen mit der Aufschrift »Für die Kartei des Rektors« ist bis 1926, der Geburt des dritten Kindes, geführt; der zweite bis zu seiner Ernennung als Mitdirektor des Evangelisch-Theologischen Seminars (6. Juli 1922).

17 Universitätsbibliothek Tübingen. Handschriften- und Inkunabelsammlung. Nachlaß Rudolf Bultmann. Mn 2. 8 lfde. Meter (künftig zitiert UB Tübingen Mn 2). UB Tübingen Mn 2/11 44: 23 Briefe, 6 Karten, 3 Briefkopien Lohmeyers an Bultmann (1920–1944). UB Tübingen Mn 2/19 65: 1 Brief Bultmanns an Lohmeyer 1944.

18 Die erhaltenen Breslauer Predigten lassen sich wie folgt datieren: 25. 2. 1923, Joh 16, 33, 4 Ms; 24. 2. 1924, Off 22, 20, 3 Ms; Herbst 1924, Joh 9, 1–12, 3 Ms; 25. 1. 1925, Matth 18, 3, 4 Ms; 26. 7. 1925, Off 3, 14–20, 4 Ms; 7. 11. 1926, Joh 1, 1, 4 Ms; 19. 6. 1927, Matth 7, 7–11, 3 Ms; 22. 2. 1931, Matth 4, 1–14, 4 Ms; 19. 7. 1931, 1. Joh 1, 5 und 2, 8, 3 Ms; 19. 7. 1932, Joh 18, 37–38a, 3 Ms; 23. 2. 1934, Joh 16, 7, 3 Ms; 24. 6. 1935, Matth 13, 31–35, 4 Ms; 13. 10. 1935, Ps 98, 3 Ms.

19 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin/West, I. H. A. Rep. 92 (Nachlässe).

20 Der Nachlaß Hans von Sodens befindet sich in der Universitätsbibliothek in Marburg/Lahn.

21 Vgl. z. B. Erich DINKLER (Hg.), Theologie und Kirche im Wirken Hans von Sodens. Briefe und Dokumente aus der Zeit des Kirchenkampfes 1933–1945, Göttingen 1984, S. 84.

22 Für Greifswald vgl. die Bibliographie: Verzeichnis der Schriften über Pommern (= Katalog des Schrifttums über den deutschen Osten. 3), Hannover 1964, S. 159–162. Ferner unter dem Stichwort »Universität Greifswald« die entsprechenden Angaben in der Bibliographie zur pommerschen Landeskunde von Herbert Rister; für Breslau vgl. Walter SCHWARZ, Die Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Breslau und das Konsistorium. In: JSFUB 1/1955, 36–53; für den Kirchenkampf vgl. Gerhard EHRENFORTH, Die Schlesische Kirche im Kirchenkampf. 1932–1945, Göttingen 1968, S. 200–207. Neben den Akten des Universitätsarchivs in Wrocław können auch die Bestände des Staatsarchivs Merseburg herangezogen werden. Vgl. Rep. 76 Va Sekt. 4 Tit. IV

für Breslau wird seit dem Symposium zur Geschichte der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität 1986 in Würzburg²³ versucht, die neuere Geschichte aller Fakultäten zu schreiben. Für die Evangelisch-Theologische Fakultät in Breslau darf jetzt auf den jüngst erschienenen Aufsatz von Dietrich Meyer²⁴ verwiesen werden, der auch der Entwicklung der Fakultät nach 1918 besondere Aufmerksamkeit schenkt. Jedoch müssen, bevor eine umfassende Fakultätsgeschichte nach 1918 geschrieben werden kann, erst die einschlägigen Akten genauer untersucht werden – vor allem gilt dies für die Frühphase des Kirchenkampfes, der die Breslauer Fakultät nachhaltig bestimmte²⁵.

Nicht alles, was an archivalischen Zeugnissen bislang gefunden wurde, kann im Rahmen dieser Abhandlung publiziert werden. Eine kleine Auswahl wird dennoch im Quellenteil abgedruckt (sechs Briefe Ernst Lohmeyers an Rudolf Bultmann, eine Predigt aus Lohmeyers Breslauer Zeit sowie kirchenpolitische Vorgänge aus dem Jahre 1934). Sie sollen die Darstellung ergänzen; dieser Ergänzung dient auch das Verzeichnis der Lehrveranstaltungen zwischen 1919 und 1945.

II

Ernst Lohmeyer²⁶ wurde am 8. Juli 1890 als Sohn des Pfarrers Carl Heinrich Ludwig Lohmeyer²⁷ im Pfarrhaus Dorsten/Westfalen geboren und einen Monat später, am 8. August, vom Vater getauft. Da sein Vater 1895

Nr. 37 (Universität Breslau) und Rep. 76 Va Sekt. 4 Tit. IV Nr. 32 Bd. 8 (Besetzung der Professoren). Für diesen Hinweis danke ich herzlich Herrn Dr. Dietrich Meyer/Düsseldorf.
 23 Vgl. hierzu: Ulrich HUTTER, Die Breslauer Universität besaß einst Weltruf. In Würzburg gedachte man ihres 175. Gründungsjahres. In: Kulturpolitische Korrespondenz 637, 15. 12. 1986, S. 8–10.

24 Dietrich MEYER, Zur Geschichte der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau (1811–1945). In: JSKG 68/1989, S. 149–174.

25 Vgl. hierzu die Bestände im Evangelischen Zentralarchiv in Berlin/West, EOK Schlesien I (Generalia), und im Wojewodzkie Archiwum Państwowe we Wrocławiu (Woiwodschaftsarchiv Breslau) SKE I (Schlesisches Konsistorium, Generalia).

26 Biographische Angaben zu Ernst Lohmeyer finden sich in: Werner SCHMAUCH (wie Anm. 1), S. 9–16; DERS., Ernst Lohmeyer. In: RGG³. 4. Bd., Tübingen 1960, S. 440f.; Gerhard SASS, Ernst Lohmeyer. In: NDB 15, S. 132f. Ein Lebenslauf Ernst Lohmeyers findet sich in seiner philosophischen Dissertation: Die Lehre vom Willen bei Anselm von Canterbury, Leipzig 1914, S. 75. Vgl. ferner auch die Literatur über Ernst Lohmeyer, die von Dieter Lührmann zusammengestellt wurde, in: Wolfgang OTTO (Hg.), Freiheit in der Gebundenheit (wie Anm. 11), S. 190f. Im Gedenkjahr 1990 sind noch folgende Beiträge erschienen: Günter HAUFE, Theologische Exegese aus dem Geist des philosophischen Idealismus. In: Zeichen der Zeit 1990, Heft 6, S. 138–140; Günter WIRTH, Lexikon gibt keine Auskunft über Menschenschicksale. Zum Gedenken an Prof. Dr. Ernst Lohmeyer/Greifswald. In: Der Demokrat 15./16. 9. 1990, 45 Jg. Nr. 216

27 Zu Carl Heinrich Ludwig Lohmeyer vgl.: Friedrich Wilhelm BAUKS, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945, Bielefeld 1980, S. 304.

nach Vlotho versetzt wurde, besuchte sein Sohn die dortige Bürgerschule, dann bis zur Obertertia die Höhere Stadtschule und wechselte 1904 auf das Friedrichs-Gymnasium in Herford über, an dem er Ostern 1908 (20. März) die Reifeprüfung ablegte. Ein Jahr vor seinem Abitur hatte er eine Bewerbung für die anstehende Reifeprüfung zu schreiben, mit der nicht nur eine formale Aufgabe erfüllt, sondern auch der geistige Standort des angehenden Abiturienten ermittelt werden sollte. Diese Abitursbewerbung hat sich in den Akten des Herforder Gymnasiums erhalten²⁸. Lohmeyer besingt in diesem Aufsatz das Griechentum, das seinen geistigen und künstlerischen Neigungen mehr zusagte als das rational eingestellte Römertum: »Das Griechentum hat mich immer aufs höchste entzückt, denn dieses stellt ja eine überschwenglich reiche Blüte des Menschengeistes dar, und die Ursache davon ist, daß seine ganze Kultur auf künstlerischer Grundlage ruht, das freischöpferische Werk menschlicher Phantasie ist bei den Hellenen der Ausgangspunkt ihres so unendlich reichen Lebens. Darum ist von hellenischem Boden jeder Zoll heilig... In Hellas ist jeder Stein belebt, individualisiert, die Naturstimme zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht.«²⁹

Von 1908 bis 1911 besuchte er zum Studium der Evangelischen Theologie, der Philosophie und der Semitischen Sprachen die Universitäten Tübingen (Sommersemester 1908 – Wintersemester 1908/09), Leipzig (Sommersemester 1909), Berlin (Wintersemester 1909/10 – Sommersemester 1911).

Nach Abschluß seiner Studien in Berlin trat er eine Hauslehrerstelle beim Grafen von Bethusy-Huc in Gaffron/Schlesien an³⁰. In dieser Zeit arbeitete er an seiner theologischen Dissertation »Der Begriff der Diatheke in der antiken Welt und in der griechischen Bibel«³¹, die von Adolf Deißmann betreut wurde. Bereits in dieser Erstlingsarbeit zeigt sich Lohmeyers Interesse, die antiken paganen Zeugnisse zur Erhellung der Begrifflichkeit des Neuen Testamentes mit einzubeziehen.

Von Schlesien aus bereitete er sich auf das Examen pro licentia concionandi beim Evangelischen Konsistorium in Münster vor, das er Ostern 1912 ablegte³².

28 So Gudrun OTTO, Erinnerung an den Vater, in: Wolfgang OTTO (Hg.), *Freiheit in der Gebundenheit* (wie Anm. 11), S. 41.

29 Ebd., S. 41f.

30 So Ernst Lohmeyer in seinem Lebenslauf der phil. Diss. (wie Anm. 26) S. 75.

31 Die Arbeit erschien unter dem Titel: *Diatheke, ein Beitrag zur Klärung des neutestamentlichen Begriffs*, Leipzig 1913. Zu Lohmeyers Doktorvater Adolf Deißmann vgl. : Hermann STRATHMANN, Adolf Deißmann. In: NDB 3, S. 571f., und Friedrich Wilhelm BAUTZ, *Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon*. Bd. 1, Hamm o.J., Sp. 1248f.

32 Vgl. Lebenslauf (wie Anm. 26), S. 75.



Ernst Lohmeyer als Rektor der Breslauer Universität im akademischen Jahr 1930/31



Ernst Lohmeyer mit seiner Tochter Gudrun-Ricarda (Breslau ca. 1932)

1913 kehrte er wieder in seine westfälische Heimat zurück; Lohmeyer trat im Oktober des gleichen Jahres in das Jägerbataillon 7 in Bückeburg ein³³. Für ihn bedeutete diese Zeit keine Phase des Ausruhens, vielmehr faßte er 1913 den Entschluß, auch in Philosophie zu promovieren. Am 24. Januar 1914 legte er das Rigorosum an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Alexanders-Universität in Erlangen ab³⁴; das Thema seiner Dissertation lautete: »Die Lehre vom Willen bei Anselm von Canterbury«. Referent war Richard Falckenberg³⁵, der anerkannte Erlanger Philosoph, der mit Arbeiten zur deutschen Philosophiegeschichte und zu Nicolaus Cusanus bekannt geworden war. Lohmeyer geht es in seiner Arbeit zunächst darum, den Willensbegriff Anselms herauszuarbeiten: »Der Wille hat als einzelner allgemeine, vernünftige Bestimmung, weil sein Inhalt der absolut allgemeine, vernünftige ist; es ist sein Wesen, ein Verhältnis zum absoluten Geiste zu haben, ja, dies Verhältnis ist sein Wesen«³⁶. In einem zweiten Schritt untersucht er den Freiheitsbegriff: es zeigt sich hier recht deutlich, daß es sich bei diesem Terminus um keinen »Gegenstand« handelt. Auch steht der Freiheitsbegriff nicht zusammenhanglos im philosophischen System, vielmehr ist er »der Angelpunkt eines jeden philosophischen Systems«³⁷. Das letzte Kapitel seiner Dissertation behandelt die Willenslehre bei Anselm und Augustin. Lohmeyer zeigt hier, daß die Willenslehre Anselms fortschrittlicher gegenüber der augustinischen ist, denn es liegt »in ihr der Anfang des Begreifens, daß die Innerlichkeit und Subjektivität im System ebenso notwendig ist, wie die objektive Wahrheit«³⁸.

Bald nach Beginn des Ersten Weltkriegs wurde auch Lohmeyer zum Kriegsdienst eingezogen, aus dem er am 30. November 1918 mit dem Eisernen Kreuz Erster und Zweiter Klasse sowie dem Schaumburg-Lippischen Verdienstkreuz heimkehrte³⁹. Mitten im Krieg, 1916, heiratete er die Sängerin Melie Seyberth, die er 1910 in Berlin kennengelernt hatte. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor⁴⁰. Noch während des Krieges verfaßte

33 Vgl. den Hinweis bei Werner SCHMAUCH (wie Anm. 1), S. 19.

34 So das Datum auf dem Titelblatt seiner philosophischen Dissertation.

35 Richard Falckenberg, * 23. 12. 1851 in Magdeburg, † 28. 9. 1920 in Jena. Studium in Jena, Leipzig, Halle, Erlangen und Göttingen; 1877 Promotion in Jena, 1880 dort Habilitation; 1885 Extraordinarius in Jena; 1889 Ordentlicher Professor in Erlangen. Weiteres vgl. Werner ZIEGENFUSS, Philosophenlexikon. Bd. 1, Berlin 1949, S. 306f.

36 Ernst LOHMEYER, Die Lehre vom Willen (wie Anm. 26), S. 32.

37 Ebd., S. 55.

38 Ebd., S. 74.

39 Vgl. AUWr S 220 Personalbogen II, pag. 2.

40 Beate Dorothee (* 1920, † 1921); Ernst-Helge (* 3. 1. 1922, 1942 vermisst in Rußland); Hermann-Hartmut (* 29. 5. 1923); Gudrun-Ricarda (* 9. 4. 1926).

er seine Habilitationsschrift »Vom göttlichen Wohlgeruch«⁴¹; am 16. Oktober 1918⁴² wurde ihm die *Venia legendi* für das Neue Testament an der Universität Heidelberg erteilt. Der Heidelberger Antrittsvorlesung lag das Thema »Christuskult und Kaiserkult« zugrunde. Lohmeyer geht in der 1919 erschienenen gleichnamigen Schrift zunächst dem Gedanken des Kaiserkultes im vor- und nachaugusteischen Zeitalter nach, für das die Idee vom epiphanen Gott mit dem Heilandsgedanken und die Verbindung der Idee vom Anbruch der Heilszeit charakteristisch ist⁴³. Im frühen Christentum ist zunächst vom Eindringen dieser Vorstellung nichts zu spüren. Das nachapostolische Zeitalter führt dann aber dazu, daß aus der »Religion im Untergrund« eine »Religion im Licht« wird, die offensichtlich auch in der Lage ist, die Staatsreligion, das heißt den Kaiserkult, zu bedrohen. Erst hier wurde dem Christuskult die wirkliche Feindschaft zum Kaiserkult bewußt, »als die Religion der Kaiser mit äußeren Mitteln des Staates die Religion Jesu Christi zu vernichten drohte«⁴⁴.

Knapp zwei Jahre lehrte Lohmeyer als Privatdozent in Heidelberg, ehe an ihn am 1. Oktober 1920 der Ruf an die Breslauer Universität als Nachfolger Rudolf Bultmanns⁴⁵ erging, Neutestamentliche Theologie, Exegese und ab 1925 allgemeine Religionsgeschichte zu lehren. Am 29. November 1920 wurde der Ruf offiziell bestätigt, ein halbes Jahr später, am 27. Mai 1921, wurde Ernst Lohmeyer zum ordentlichen Professor in Breslau ernannt⁴⁶.

41 Ernst LOHMEYER, *Vom göttlichen Wohlgeruch* (=Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Jg. 1919), Heidelberg 1919. Die Habilitation betreute Martin Dibelius, Heidelberg.

42 Vgl. AUWr S 220 Personalbogen II, pag. 1.

43 Ernst LOHMEYER, *Christuskult und Kaiserkult* (=Sammlung gemeinverständlicher Vorträge aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Bd. 90), Tübingen 1919.

44 Ebd., S. 38.

45 Zu Rudolf Bultmanns Breslauer Tätigkeit vgl. jetzt die Bonner Dissertation von Martin EVANG, Rudolf Bultmann in seiner Frühzeit (=BHTh 74), Tübingen 1988, bes. S. 63–84.

46 Vgl. hierzu die Angaben in AUWr S 220 Personalbogen II, pag. 1. Im Jahre 1925 erging an Ernst Lohmeyer der Ruf nach Gießen. In diesem Zusammenhang führte er mit dem Ministerium Verhandlungen für eine bessere Bezahlung seiner Stelle und eine Erweiterung des Lehrauftrags für allgemeine Religionsgeschichte. Das Ministerium bestätigte im Schreiben vom 27. April 1925 die Höherdotierung der Stelle und die Erweiterung der *venia legendi* um die allgemeine Religionsgeschichte. Vgl. StA Merseburg Rep. 76 Va Sekt. 4 Tit. IV Nr. 32 Bd. 8, Blatt 273f.

III

Schon am 10. Oktober 1920 schrieb Lohmeyer an Rudolf Bultmann⁴⁷, der sich noch in Breslau befand, und bat den damals schon recht bekannten, aber nur wenig älteren Kollegen um Hilfestellung bei der Wohnungsbeziehungsweise Zimmersuche und um Informationen über die Verhältnisse in der Fakultät wie an der Universität Breslau.

Nachdem er sich ein wenig in Breslau eingelebt und die Lehrveranstaltungen aufgenommen hatte, schrieb er am 5. Dezember 1920 an Bultmann, daß er von den Kollegen, insbesondere von Hans von Soden⁴⁸ und Karl Bornhausen⁴⁹, »sehr freundlich« aufgenommen worden sei⁵⁰. Mit der Stadt hatte er sich zu dieser Zeit noch nicht angefreundet, sie kam ihm »reichlich fremd und reichlich ›östlich‹ vor«⁵¹. Lohmeyer las in seinem ersten Breslauer Semester über den Römerbrief, eine Veranstaltung, die noch von Bultmann angekündigt worden war⁵². Die folgenden Jahre in Breslau sind gekennzeichnet von einer umfangreichen literarischen Tätigkeit; allein zwischen 1926 und 1930 brachte er drei große neutestamentliche Kommentare heraus: in der Reihe »Handbuch zum Neuen Testament« den Kommentar über die Offenbarung des Johannes⁵³ und im »Kritisch exegetischen Kommentar über das Neue Testament« die Bände zum Philipperbrief⁵⁴ und zum Kolosser- und Philemonbrief⁵⁵. Doch entstanden in Breslau nicht nur Kommentare, sondern auch eine Reihe bedeutender Monographien zur Sozialgeschichte des Urchristentums⁵⁶, zur paulinischen Theologie⁵⁷ und

47 UB Tübingen Mn 2/11 44, Brief vom 10. 10. 1920.

48 Zu Hans von Soden vgl. den Artikel von Erich DINKLER in: RGG³. Bd. 6, Tübingen 1962, Sp. 114.

49 Zu Karl Bornhausen vgl. Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender 1931, Berlin-Leipzig 1931, Sp. 270f.

50 UB Tübingen Mn 2/11 44, Brief vom 5. 12. 1920, pag. 1 verso.

51 Ebd., pag. 2 recto; Probleme bereitete in der Inflationszeit auch der Umzug von Heidelberg nach Breslau, der erst 1922 erfolgte. Es wurden Lohmeyer vom Ministerium 3303000 Mark als Entschädigungssumme sowie 150000 Mark Instandsetzungskosten bewilligt. Vgl. StA Merseburg Rep. 76 Va Sekt. 4 Tit. IV Nr. 32 Bd. 8, Blätter 165 ff.

52 Vgl. Martin EVANG (wie Anm. 45), S. 64.

53 Ernst LOHMEYER, Die Offenbarung des Johannes (= HNT. IV. Bd./Teil 4), Tübingen 1926.

54 Ernst LOHMEYER, Der Brief an die Philipper (= KEK. IX. Abt. 1. Hälfte), Göttingen 1928.

55 Ernst LOHMEYER, Die Briefe an die Kolosser und an Philemon (= KEK. IX. Abt. 2. Hälfte), Göttingen 1930.

56 Ernst LOHMEYER, Soziale Fragen im Urchristentum (= Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Bd. 172), Leipzig 1921.

57 Ernst LOHMEYER, Grundlagen paulinischer Theologie (= BHTh 1), Tübingen 1929. Dieses Buch hat Lohmeyer seinem Breslauer Kollegen Richard Hönigswald gewidmet.

der erste Band einer auf sieben Bände angelegten Geschichte des Urchristentums⁵⁸ sowie nicht weniger als 63 Rezensionen⁵⁹.

Ähnlich wie Rudolf Bultmann in Marburg⁶⁰ suchte auch Ernst Lohmeyer in Breslau das Gespräch mit der Philosophie. Sein Gesprächspartner war hier Richard Hönigswald (bis zu dessen Weggang nach München im Jahre 1930)⁶¹, mit dem er zudem eng befreundet war⁶².

Erik Esking hat in seiner Arbeit über Ernst Lohmeyer nicht nur auf den Einfluß Hönigswalds und dessen Philosophie auf Lohmeyers Exegese hingewiesen⁶³, sondern auch deutlich gemacht, daß der Neukantianismus der Marburger Richtung (Paul Natorp und Hermann Cohen) auf die deutsche Exegese bis Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts gerade im Blick auf ihre wissenschaftliche Fundierung bestimmend war.

Man wird nun gegen Klaus Berger⁶⁴ Hönigswald nicht einfach als Neukantianer hinstellen dürfen, denn, um es mit Siegfried Marck zu sagen: »Hönigswalds Abneigung gegen alle Schlagworte, die philosophischen eingeschlossen, war so stark, daß er bei vollem Wissen um seine Weiterarbeit nach kantischen Methoden selbst der Schulbezeichnung Neukantianis-

58 Ernst LOHMEYER, Das Urchristentum. 1. Buch. Johannes der Täufer, Göttingen 1932. Als weitere Bände waren geplant: Bd. 2 Jesus; Bd. 3 Die Urgemeinde; Bd. 4 Johannes der Evangelist; Bd. 5 Paulus; Bd. 6 Die nachapostolische Zeit; Bd. 7 Das Urchristentum in der Geschichte des Abendlandes. Bd. 2 sollte 1936, die folgenden Bände etwa im Abstand von zwei Jahren erscheinen. Mit Ausnahme von Bd. 1 (Johannes der Täufer) kamen keine weiteren Bände mehr heraus.

59 Vgl. die Bibliographie (wie Anm. 1 und 13), S. 371–374.

60 So hatten Rudolf Bultmann und Martin Heidegger in Marburg von 1923 bis 1928 eine enge Arbeitsgemeinschaft. Vgl. hierzu: Bernd JASPERT (Hg.), Karl Barth – Rudolf Bultmann. Briefwechsel 1922–1966 (= Karl Barth Gesamtausgabe. V. 1), Zürich 1971, S. 31 (dort Lit.), und ferner jetzt Klaus BERGER, Rudolf Bultmann und Martin Heidegger. In: DERS., Exegese und Philosophie (= Stuttgarter Bibelstudien 123/124), Stuttgart 1986, S. 127–176.

61 Zu Richard Hönigswald vgl. Werner ZIEGENFUSS (wie Anm. 35), Bd. 1, S. 553f., und Gerd WOLANDT, Richard Hönigswald: Philosophie als Theorie der Bestimmtheit, in: Josef SPECK (Hg.), Grundprobleme der großen Philosophen. Philosophie der Gegenwart II, Göttingen 1973, S. 43–101.

62 So war Hönigswald Pate über die jüngste Tochter Lohmeyers, Gudrun-Ricarda. Vgl. Gudrun OTTO, Erinnerung an Ernst Lohmeyer. In: Deutsches Pfarrerblatt 81/1981, S. 359. Lohmeyer setzte sich auch 1933, als Richard Hönigswald in München aus seinem Amt entfernt werden sollte, zusammen mit elf weiteren Hochschullehrern für ihn ein. Vgl. Bayerisches Hauptstaatsarchiv in München, MK 43772, abgedruckt in: Claudia SCHORCHT, Philosophie an den bayerischen Universitäten 1933–1945, Erlangen 1990, S. 159.

63 Erik ESKING, Glaube und Geschichte (wie Anm. 2), S. 104–106.

64 Klaus BERGER (wie Anm. 60), S. 25.

mus mißtraute«⁶⁵. Für ihn stand die von jeder Dogmatik befreite Erfassung der Probleme und systematischen Zusammenhänge im Mittelpunkt seiner Überlegungen. Vor diesem Hintergrund ist die von ihm ins Leben gerufene und herausgegebene Reihe »Wissenschaftliche Grundfragen« zu sehen, mit der er »sowohl der philosophischen Forschung wie der wissenschaftlichen Arbeit der Einzeldisziplinen« dienen wollte⁶⁶. Dem Herausgeberkreis gehörten neben Hönigswald noch zwei weitere Philosophen, nämlich die Schlesier Bruno Bauch (Jena)⁶⁷ und Ernst Cassirer (Hamburg)⁶⁸ an. Ziel dieser Reihe war es, Fragen zu erörtern, »die die Einzelwissenschaft stellen muß, die sie aber ohne methodische Besinnung auf ihre eigenen Grundlagen, also ohne wissenschaftliche Philosophie, nicht zu stellen vermag«⁶⁹. Die Grundfragen religiöser Begriffsbildung werden dabei natürlich nicht ausgeschlossen.

Lohmeyers philosophisch geprägte Arbeiten zu Phil 2,5–11, zur religiösen Gemeinschaft und zur paulinischen Theologie erfuhren bald von der neutestamentlichen Forschung Widerspruch. Besonders Rudolf Bultmann setzte sich mit dem Buch »Vom Begriff der religiösen Gemeinschaft« intensiv und kritisch auseinander, da Lohmeyer seiner Meinung nach hier »eine Art christliche Geschichtsphilosophie betreibe«⁷⁰. Bultmann warf Lohmeyer vor, daß er den alten Grundsatz der Theologie, nämlich daß die Philosophie die »ancilla theologiae« sei, umkehre und die Theologie zur »ancilla philosophiae« mache. Der Marburger Theologe sah an allen Stellen der Schrift eine »Umdeutung der urchristlichen Theologie in Geschichtsphilosophie mittels der idealistisch verstandenen Begriffe von Wahrheit, Geschichte und Zeit«⁷¹. Sein Vorwurf gipfelte in dem Satz, daß der Verfasser keine Theologie, sondern Philosophie in einer ganz bestimmten philosophischen Denkweise (gemeint ist der Neukantianismus, gegen den sich Bultmann bereits recht früh abgesetzt hatte)⁷² triebe. Für Bultmann umfaßt

65 Dieses Zitat Marcks findet sich in: Hans-Ludwig OLLIG, Der Neukantianismus (=Sammlung Metzler 187), Stuttgart 1979, S. 88. Vgl. dazu auch das Vorwort Richard Hönigwalds, in: DERS., Grundfragen der Erkenntnistheorie (=Beiträge zur Philosophie und ihrer Geschichte. 1), Tübingen 1931, S. V.

66 Zitiert nach Hönigwalds Vorbemerkung zum ersten Band der Reihe »Wissenschaftliche Grundfragen«. In: Bruno BAUCH, Das Naturgesetz, Leipzig-Berlin 1924, S. IV.

67 Zu Bruno Bauch vgl. Werner ZIEGENFUSS, (wie Anm. 35), Bd. 1, S. 83 f.

68 Zu Ernst Cassirer vgl. ebd., S. 176–178.

69 Richard Hönigswald, in: Bruno BAUCH (wie Anm. 66), S. IV.

70 Rudolf BULTMANN, Vom Begriff der religiösen Gemeinschaft. Zu Ernst Lohmeyers gleichnamigen Buch. In: ThBl 6/1927, Sp. 66–73, hier Sp. 66.

71 Ebd., Sp. 70.

72 Vgl. dazu Martin EVANG (wie Anm. 45), S. 277 und 282–284; ferner Klaus BERGER (wie Anm. 60), S. 130f., der eine Skizze der geistesgeschichtlich-genealogischen Einordnung Bultmanns bietet.

die Philosophie nicht das System aller Wahrheiten, sondern er versteht Philosophie bestenfalls »als kritische Wissenschaft vom *Sein* d.h. als Wissenschaft, die alle positiven Wissenschaften, die vom *Seienden* handeln, auf ihre Begriffe vom Sein hin zu kontrollieren hat, so tut allerdings die Philosophie der Theologie einen unentbehrlichen Dienst«⁷³. Lohmeyer stimmt dieser Sichtweise in einem Brief vom 19. März 1927 durchaus zu⁷⁴, nur gebraucht er nicht die Husserlsche Terminologie zur Umschreibung der Philosophie, sondern die Hönigswaldsche: Philosophie ist »Theorie des Gegenstandes«⁷⁵. Und er führt weiter aus: »Aber Sie scheinen mir diesen Satz gleich zu verflüchtigen, wenn Philosophie nur das Geschäft der ›Analyse der alltäglichen, traditionellen Begriffsbildung‹⁷⁶ leisten soll, dagegen die einzelne Wissenschaft von ihrem Gegenstande bestimmt ist. Da glaube ich eine Trennung von Begriff und Gegenstand zu erkennen, die mir unkritisch, scharf gesagt, dogmatisch scheint; ich würde kantisch fragen, wie denn dieser Begriff zu seinem Gegenstande komme. Und stehe da inmitten der transzendentalen Frage. Weil Sie mir den Gegenstand oder die ›Wirklichkeit‹ überall vom Begriff unabhängig zu setzen scheinen, können Sie mir vorwerfen, ich löse die ›Wirklichkeit‹ auf, und stellen ›Faktum‹ und ›Idee‹ gegenüber, während für mich eben diese Gegenüberstellung *das* Problem ist. Aus dieser Anschauung heraus ergibt sich alles andere, wie mir scheint, an Differenzen. Ich denke nicht daran, die ›Wirklichkeit‹ des Glaubens aufzulösen; ich habe es ja auch mit allem Nachdruck betont. Aber das wissenschaftliche Problem beginnt für mich erst mit der Frage, wie diese Wirklichkeit ›möglich‹ ist, welches ihre analytischen Bedingungen sind. Sie scheinen mir aus dieser Wirklichkeit wie aus einem dunklen Behälter alle theologischen Aussagen herausholen zu wollen, und das kann ich nicht anders als dogmatisch nennen. Natürlich ist diese meine Frage für den Glauben höchst gleichgültig, aber sie scheint mir die eigentlich theologische Frage zu sein, solange Theologie noch Wissenschaft heißen will. Deshalb lehne ich auch den Begriff der christlichen Geschichtsphilosophie ab. Der Glaube hat wohl eine eigentümliche Geschichtsbetrachtung; ich frage nur nach der logischen Möglichkeit solcher Betrachtung«⁷⁷.

Lohmeyer wird aber nicht nur von Bultmann, sondern auch von seinem

73 Rudolf BULTMANN, *Vom Begriff der religiösen Gemeinschaft* (wie Anm. 70), Sp. 73.

74 UB Tübingen Mn 2/11 44, Brief vom 19.3.1927.

75 Ebd., pag. 1 recto.

76 Lohmeyer zitiert hier aus Bultmanns Rezension »Vom Begriff der religiösen Gemeinschaft« (wie Anm. 70), Sp. 73.

77 UB Tübingen Mn 2/11 44, Brief vom 19.3.1927, pag. 1 recto et verso.

Hallenser Kollegen Hans Windisch vorgeworfen⁷⁸, eine Umsetzung der biblischen Gedanken in moderne Philosophie zu betreiben. In ähnlicher Weise wie mit der Schrift über den »Begriff der religiösen Gemeinschaft« verfährt Bultmann mit den »Grundlagen paulinischer Theologie«, die er auch »als eine vollständige Umdeutung der paulinischen Theologie in Fundamentalphilosophie« versteht⁷⁹. In der Tat fußt Lohmeyer auf dem philosophischen System Richard Hönigswalds; dies wird besonders beim Vergleich der beiden Schriften Lohmeyers (religiöse Gemeinschaft, Grundlagen paulinischer Theologie) mit einschlägigen Passagen bei Hönigswald zum Thema Glaube in »Philosophie und Sprache«⁸⁰ oder »Vom Problem des Glaubens«⁸¹ bis in die Terminologie deutlich. Daß Lohmeyer diese »Grundfragen« bis 1944 beschäftigten, zeigen nicht nur seine Vorlesungen zu methodologischen Fragen (Wintersemester 1927/28, Sommersemester 1929, Wintersemester 1930/31, 1932/33, 1937/38), sondern auch eine Bemerkung auf einer Postkarte an Rudolf Bultmann vom 6. November 1944, in der es um die ihn bewegende Frage der »Theologie als Wissenschaft« geht⁸².

Die Tätigkeit an der Breslauer Universität brachte es auch mit sich, daß Lohmeyer gebeten wurde, zu schlesischen Themen zu referieren beziehungsweise zu publizieren. Hierzu zählen seine Arbeiten zu August Tholuck⁸³, Caspar Schwenckfeld von Ossig⁸⁴, Jakob Böhme⁸⁵ oder die Gedächtnisrede auf seinen Breslauer Kollegen Erich Schaeder⁸⁶. Lohmeyer arbeitete sich rasch in die schlesische Thematik ein und interessierte sich besonders für die Kirchengeschichte dieser Provinz. Die Liebe zur schlesi-

78 Hans WINDISCH, Der Sinn der Bergpredigt. Ein Beitrag zum Problem der richtigen Exegese, Leipzig 1929, S. 113f., 117; vgl. auch seine Rezension von Lohmeyers Buch, Kyrios Jesus. In: ThLZ 54/1929, Sp. 246–248.

79 Rudolf BULTMANN, Besprechung von Ernst Lohmeyer, Grundlagen paulinischer Theologie. In: ThLZ 55/1930, Sp. 217–223, hier Sp. 222.

80 Richard HÖNIGSWALD, Philosophie und Sprache. Problemkritik und System, Basel 1937, S. 239.

81 Richard HÖNIGSWALD, Vom Problem des Glaubens. In: DERS., Grundfragen der Erkenntnistheorie (wie Anm. 65), S. 146–153. Zum Thema urchristlicher Glaube, wie er vom Neukantianismus verstanden wurde, vgl. auch Paul NATORP, Deutscher Weltberuf. Bd. 1. Die Weltalter des Geistes, Jena 1918, S. 87.

82 UB Tübingen Mn 2/11 44, Postkarte vom 6. 11. 1944.

83 August Tholuck. In: Schlesische Lebensbilder. Bd. III, Breslau 1928, S. 230–239.

84 Caspar Schwenckfeld von Ossig. In: Schlesische Lebensbilder. Bd. IV, Breslau 1931, S. 40–49.

85 Jakob Böhme. Gedenkrede an Jakob Böhmes 300. Todestag gehalten in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau, Breslau 1924.

86 Zum Gedächtnis Erich Schaeders. In: Deutsches Pfarrerblatt 40/1936, S. 285f., und in der Schlesischen Zeitung vom 6. März 1936.

schen Landschaft kam auch darin zum Ausdruck, daß er in Glasegrund/Kreis Habelschwerdt ein Ferienhaus bauen ließ, kaufte, das ihm und seiner Familie in der Breslauer wie Greifswalder Zeit zu einem »Tusculum« wurde. Der Höhepunkt seiner Breslauer Tätigkeit und Ausdruck für sein Engagement in den Gremien der Universität war die Ernennung zum Rektor *magnificus* im akademischen Jahr 1930/31, eine Aufgabe, die Lohmeyer mit der ihm eigenen Würde und Bescheidenheit bewältigte⁸⁷.

Die Breslauer Jahre waren bis zu diesem Zeitpunkt die erfolgreichsten seines Lebens. Um so schmerzlicher mußte es ihn treffen, als der Herausgeber der »Zeitschrift für Neutestamentliche Wissenschaft«, Hans Lietzmann, bereits 1931 einen Beitrag »Zur evangelischen Überlieferung Johannes des Täufers«⁸⁸ ablehnte, da er in den Augen des Herausgebers den gegenwärtigen Strömungen in der deutschen neutestamentlichen Wissenschaft zuwiderlief und im Ausland den Eindruck erwecke, daß Lohmeyers Exegese »der legitime Ausdruck moderner deutscher Theologie« sei⁸⁹. Lohmeyer antwortete Lietzmann in einem offenen Brief und wies nach, daß die deutsche Exegese gerade durch ihren Methodenpluralismus international eine führende Stellung innehalt: »Wer auf Ihre Weise ›Einigkeit‹ in Bezug auf die Methode fordert, der verzichtet auf neue Fragen an seinen Gegenstand, d.h. er hat sich von dem Begriff der Methode losgesagt ... Ihre Forderung nach Einigkeit ist vielleicht für den Betrieb einer Zeitschrift im Augenblick bequem, aber sie versperrt dafür der wissenschaftlichen Forschung um so gründlicher den Weg, je mehr Sie diese Forschung mit äußerlicher ›Anwendung‹ von Methoden und wissenschaftliche Objektivität mit passiver Duldung ›widersprechender Resultate‹ gleichsetzen«⁹⁰.

87 Als Thema für seine Rektoratsrede am 3. November 1930 hatte Lohmeyer kein aktuelles hochschulpolitisches Thema gewählt, sondern ein Thema aus der Religionsgeschichte: Glaube und Geschichte in den vorderorientalischen Religionen (= Breslauer Universitätsreden. Heft 6), Breslau 1931. Im Zusammenhang mit seinem Rektorat dürfte die Ehrung der Society of Biblical Literature and Exegesis in New York stehen, die ihn 1931 zum Ehrenmitglied ernannte. Vgl. Notiz in der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 22. Januar 1931, Nr. 35, Beiblatt. Neben dem Amt des Rektors versah er auch mindestens zweimal in seiner Breslauer Zeit das Amt des Dekans (Akademisches Jahr 1923/1924 und Akademisches Jahr 1929/1930). Vgl. StA Merseburg Rep. 76 Va Sekt. 4 Tit. IV Nr. 32 Bd. 8, Blätter 233 und 441.

88 Dieser Aufsatz wurde 1932 im *Journal of Biblical Literature* 51/1932, S. 300–319, publiziert.

89 Ernst LOHMEYER, Offener Brief an Hans Lietzmann. In: ThBl 11/1932, Sp. 18–21, hier Sp. 20. Zu diesem Vorgang vgl. auch Kurt ALAND (Hg.), *Glanz und Niedergang der deutschen Universität. 50 Jahre deutscher Wissenschaftsgeschichte in Briefen an und von Hans Lietzmann (1892–1942)*, Berlin 1979, S. 584 f., 594–597, 666–668, 690 f., 692 f. und 700 f.

90 Ebd., Sp. 19.

Dieser Vorfall deutete eine Stimmung an, die sich 1932/33 an den Evangelisch-Theologischen Fakultäten in Deutschland ausbreitete, nämlich die Zurückdrängung historisch-kritischer Positionen zugunsten eines unkritischen nationalen Glaubens- und Sendungsbewußtseins, wie es von den Deutschen Christen (unter denen sich auch Hochschullehrer der Evangelischen Theologie befanden) gelehrt und gepredigt wurde⁹¹. In eins ging mit dieser Entwicklung die Infragestellung der jüdischen Tradition in der christlichen Kirche, auch ein Grund, warum sich Ernst Lohmeyer spontan zur Unterschrift beim Marburger Gutachten »Neues Testament und Rassenfrage« (23. September 1933) entschloß⁹². Lohmeyer stellte sich bereits 1932 vor jüdische Kollegen, wie der Fall des Breslauer Juristen Joseph Cohn im November 1932 zeigte. Lohmeyer war zu diesem Zeitpunkt in Abwesenheit des Rektors und des Prorektors mit den Rektoratsgeschäften beauftragt worden und holte wegen der massiven Störungen des NS-Studentenbundes in den Vorlesungen von Cohn mehrmals die Polizei, die die Störer aus den Hörsälen entfernte⁹³.

Wenige Monate nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten schrieb er voller Sorge an Martin Buber: »Und noch bitterer ist es, daß wenn die Diffamierung [sc. der Juden] politisch und sozial durchgeführt wird, daß dann kein Theologie und keine Kirche nach dem Beispiel ihres Meisters zu den Verfemten spricht: ›Mein Bruder bist Du‹, sondern von ihnen fordert statt zu helfen«⁹⁴. Und der Kernsatz dieses Briefes ist die Vorwegnahme eines versöhnlichen Dialogs zwischen Juden und Christen, wie er erst vollends in den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts möglich wurde, nämlich, »daß der christliche Glaube nur so lange christlich ist, als er den jüdischen in seinem Herzen trägt«⁹⁵.

Mittlerweile verschärften sich auch an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Breslau die Fronten. In der Fakultätssitzung am 11. Januar 1933 berichtete der Prodekan über die Vorgänge im Fall Cohn. Die Engere Fakultät beschloß nach eingehender Besprechung der Angelegenheit mit Ausnahme einer Stimme: »...die evangelisch theologische Fakultät ist der Ansicht, daß die Entscheidung (in Sachen Cohn), wie sie von der Philosophischen Fakultät vorgeschlagen wird, nicht die großen Gefahren vorzu-

91 Vgl. hierzu Kurt MEIER, Die Deutschen Christen, Göttingen 1964; Hans-Jürgen SONNE, Die politische Theologie der Deutschen Christen (= GTA 21), Göttingen 1982.

92 Neues Testament und Rassenfrage. Gutachten von Lehrern der Wissenschaft vom Neuen Testament. Erstmals abgedruckt in: Die Christliche Welt 1933, Sp. 901–903.

93 Gudrun OTTO, Erinnerung an Ernst Lohmeyer (wie Anm. 62), S. 359.

94 Gudrun OTTO, Erinnerung an den Vater. In: Wolfgang OTTO (Hg.), Freiheit in der Gebundenheit (wie Anm. 11), S. 48f.

95 Ernst Lohmeyer an Martin Buber. In: ebd., S. 16.

beugen imstande ist, die in den kommenden Wochen drohen«⁹⁶. Lohmeyer selbst wurde in die direkten Auseinandersetzungen des Kirchenkampfes in der Fakultät im Januar 1934 hineingezogen. Am 25. Januar 1934 entfernte er in seiner Eigenschaft als Direktor des Theologischen Seminars zwei Ausschnitte aus dem »Völkischen Beobachter« vom Fachschaftsbrett. In diesen Ausschnitten ging es um die Verhaftung des Tübinger Professors Adam (Kleine Geister in großer Zeit, Völkischer Beobachter vom 24. Januar 1934; Unerhörte Herausforderung des Nationalsozialismus, Völkischer Beobachter vom 25. Januar 1934). Am 29. Januar 1934 schrieb Lohmeyer an den Rektor der Universität, Professor Dr. Gustav Adolf Walz⁹⁷, daß es ihm ferngelegen habe, bei dieser Aktion »in irgendeiner Weise gegen die politische Anschauung des Völkischen Beobachters Stellung zu nehmen«⁹⁸. Die Fachschaft sah sich indessen durch die Angelegenheit provoziert und forderte die Amtsenthebung Lohmeyers: »Das Verhalten von Prof. Lohmeyer ist völlig unmöglich und seine weitere Lehrtätigkeit für eine Universität im nationalsozialistischen Staate untragbar. Die Studentenschaft fordert deshalb sofortige Abberufung von Prof. Lohmeyer. Der alleinige Rücktritt von Prof. Lohmeyer als Seminardirektor genügt der Studentenschaft nicht«⁹⁹. Lohmeyer hatte am 27. Januar 1934 sein Amt als Direktor des Theologischen Seminars zur Verfügung gestellt und seinem Kollegen Hans Leube am 31. Januar 1934 die Amtsgeschäfte übergeben¹⁰⁰. Am 1. Februar 1934 gab er, wie mit dem Rektor und dem Kurator der Universität, Adolf von Hahnke, vereinbart, eine Erklärung vor seinem Kolleg ab. Zwei Tage zuvor hatte der Kurator Lohmeyer schriftlich nahegelegt, »das Schreiben am Beginn der nächsten Vorlesung [zu] verlesen. Ich habe den Führer der Studentenschaft in diesem Sinne informiert, der mir gegenüber die Garantie übernommen hat, daß jegliche Unruheäußerung unterbleibt. Ich bin vollkommen Herr der Studentenschaft. Ich muss Sie nun aber wirklich im eigensten Interesse bitten, im besprochenen Sinn die Sache zu beschliessen«¹⁰¹. Damit war die Angelegenheit zunächst beigelegt. Doch die

96 AUWr TE 3, pag. 11. Bei dieser Sitzung waren mit Ausnahme von Prof. Bornhausen und Lic. Fitzer alle Fakultätsmitglieder anwesend.

97 Zu Gustav Adolf Walz vgl. Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender 1931, Sp. 3167.

98 AUWr S 186, Schreiben von Prof. Lohmeyer an den Rektor der Universität vom 29. 1. 1934. Maschinenschriftlich. Daß es sich um die beiden Zeitungsausschnitte vom 24. und 25. Januar 1934 handelt, belegt das Schreiben der Studentenschaft an den Rektor der Universität vom 29. 1. 1934 (AUWr S 187, pag. 1).

99 AUWr S 187, Schreiben der Studentenschaft an den Rektor vom 29. 1. 1934, pag. 2.

100 AUWr S 186, Schreiben von Prof. Lohmeyer an den Rektor der Universität vom 1. 2. 1934. Maschinenschriftlich.

101 AUWr S 187, Schreiben des Kurators der Universität an Prof. Lohmeyer vom 30. 1. 1934 (maschinenschriftlich).

nationalsozialistischen Behörden in Berlin und Breslau wie auch die nationalsozialistisch durchsetzte Breslauer Hochschulverwaltung waren auf diesen unbequemen Professor aufmerksam geworden.

Im Mai 1934 wurde Lohmeyer von seinem Marburger Kollegen Hans von Soden, wie viele andere Universitätstheologen, die sich zur Bekennenden Kirche zählten, wegen der Unterzeichnung einer von ihm weitgehend initiierten Erklärung zu »Bekenntnis und Verfassung in den evangelischen Kirchen« angeschrieben. Lohmeyer antwortete prompt am 8. Mai 1934 und befand die Erklärung, die sich gegen die geplante Vereinheitlichung der Deutschen Evangelischen Kirche richtete, »recht maßvoll und ruhig, und dabei bestimmt und klar, akademischer Theologen würdig«¹⁰². Lohmeyer erklärte sich bereit, den Text seinen Breslauer Kollegen Martin Schian¹⁰³, Gottfried Fitzer¹⁰⁴ und Erich Schaefer¹⁰⁵ zu zeigen und diese für eine Unterzeichnung zu gewinnen, was ihm, wie die Unterschriftenliste der Erklärung vom 23. Mai 1934 zeigt, auch gelang¹⁰⁶.

An der Breslauer Universität wie auch in der Evangelisch-Theologischen Fakultät wurden seit 1934 Anstrengungen unternommen, die mißliebigen Theologieprofessoren zu versetzen. Am 22. August 1934 erstattete der Rektor einen Bericht über Verhandlungen, die fünf Tage zuvor in Berlin auf Initiative der Evangelisch-Theologischen Fakultät geführt worden waren¹⁰⁷. Es wurde ein »Generalplan« aufgestellt, nach dem in Breslau die Professoren Karl Bornhausen¹⁰⁸, Anton Jirku¹⁰⁹, Friedrich Gogarten¹¹⁰, Ernst Loh-

102 Brief Ernst Lohmeyers an Hans von Soden vom 8.5.1934, abgedruckt in: Erich DINKLER (Hg.), *Theologie und Kirche im Wirken Hans von Sodens* (wie Anm. 21), S. 84.

103 Zu Martin Schian vgl.: *Evangelisches Kirchenblatt für Schlesien*, Nr. 32, 6. August 1939.

104 Zu Gottfried Fitzer vgl.: Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender 1987. Bd. 1, Berlin-New York 1987, Sp. 1070. Er war der einzige Schüler Lohmeyers, der in Breslau promoviert wurde. Gottfried FITZER, *Der Begriff des Martys im Judentum und Urchristentum* (maschinenschriftlich). Diss. Ev. Theol. Breslau vom 15.12.1928. Auszug: Breslau 1929, 2 Blätter.

105 Zu Erich Schaefer vgl. Erdmann SCHOTT, in: RGG³. Bd. 5, Tübingen 1961, Sp. 1381.

106 Abdruck in: Erich DINKLER (Hg.), *Theologie und Kirche* (wie Anm. 21), S. 364–368; die Unterschriftenliste befindet sich auf Seite 368.

107 AUWr S 187, Bericht des Rektors vom 22.8.1934. Maschinenschriftlich, pag. 1.

108 Vgl. Anm. 49.

109 Zu Anton Jirku vgl. Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender 1931, Sp. 1327. Weshalb Anton Jirku auf dieser Liste stand, geht aus der Akte nicht hervor. Offenbar waren die Spannungen zwischen den beiden deutschen christlichen Professoren an der Breslauer Theologischen Fakultät, Karl Bornhausen und Anton Jirku, die seit dem Jahre 1933 bestanden, im Jahre 1934 immer noch nicht beigelegt, so daß das Ministerium über eine Versetzung Jirkus nachdachte. Jirku war im Wintersemester 1934/35 in Greifswald und vom Sommersemester 1935 bis 1945 an Professor für Altes Testament an der

meyer und Martin Schian »möglichst bald zu entfernen«¹¹¹ seien. Es gab zu diesem Zeitpunkt noch keinen konkreten Plan, wohin und wann Lohmeyer und die anderen Professoren strafversetzt werden sollten. Bis es soweit war, sollte weiteres belastendes Material gesammelt und nach Berlin weitergegeben werden. In diesen Zusammenhang gehört auch ein undatierter Brief Ernst Lohmeyers an Rudolf Bultmann, in dem er den Marburger Kollegen über die Verhältnisse an der Breslauer Fakultät informiert¹¹². Ungewisse Wochen und Monate begannen für Ernst Lohmeyer, der trotzdem seine Vorlesungen und Seminare pflichtgemäß fortsetzte und weiterhin publizierte¹¹³. Auch wird er noch als offizieller Vertreter der Theologischen Fakultät zur ersten Vorläufigen Schlesischen Bekenntnissynode in der Christophorikirche (10. Mai 1935) entsandt¹¹⁴.

Bis zur Sitzung der Engeren Fakultät am 27. Mai 1935 findet sich sein Name im Protokollbuch der Fakultät¹¹⁵. Zwischen Mai und Dezember 1935 spitzten sich die Ereignisse zu, denn unter Punkt 3 der Tagesordnung der Sitzung der Engeren Fakultät am 14. Dezember 1935 steht im Protokoll ganz lapidar, daß »Professor Lohmeyer schriftlich auf die Beteiligung [sc. an diesem Berufungsverfahren] verzichtet«¹¹⁶ hat. Für Lohmeyer kam dann vom Wintersemester 1936/37 an Herbert Preisker¹¹⁷. Am Ende des Jahres 1935 ist sein persönliches und berufliches Schicksal ungewiß. Lohmeyer weiß nichts Bestimmtes: »...man spricht ziemlich allgemein von Halle, was ja naheliegt, anlässlich des plötzlichen Todes von Windisch. Eine Rückkehr

Bonner Ev. Theologischen Fakultät. Personalakte vorhanden im Archiv der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, 9 Faszikel.

110 Zu Friedrich Gogarten vgl. Carl Heinz RATSCHOW, in: RGG. Bd. 2, Tübingen 1958, Sp. 1684f.

111 AUWr S 187, Bericht des Rektors vom 22. 8. 1934, pag. 5.

112 Dieser Brief, der mir dankenswerterweise von Herrn Prof. Dr. Otto Merk zur Verfügung gestellt wurde, ist im Quellenanhang abgedruckt. Die Datierung (1933), die von Otto Merk in seinem Aufsatz »Aus (unveröffentlichten) Aufzeichnungen Rudolf Bultmanns zur Synoptikerforschung«. In: Dietrich-Alex KOCH, Gerhard SELLIN, Andreas LINDEMANN (Hg.), Jesu Rede von Gott und ihre Nachgeschichte im frühen Christentum. Beiträge zur Verkündigung Jesu und zum Kerygma der Kirche. Festschrift für Willi Marxsen zum 70. Geburtstag, Gütersloh 1989, S. 195–207, angegeben wird (vgl. S. 197), ist deswegen nicht zu halten, da Friedrich Gogarten Karl Barth 1935 und nicht 1933 in Bonn vertrat.

113 Vgl. z. B. seinen Aufsatz »Und Jesus ging vorüber«. In: Nieuw Theologisch Tijdschrift 1934, S. 206–224; oder den großen Buchbericht: »Die Offenbarung Johannis«. In: ThR NF 6/1934, S. 269–314, und ThR NF 7/1935, S. 28–62.

114 So der Hinweis in: Verhandlungsbericht der ersten Sitzung der vorläufigen Schlesischen Synode am 10. Mai 1935 in der Christophorikirche zu Breslau, Breslau 1935, S. 47.

115 AUWr TE 3, pag. 29.

116 Ebd.

117 Zu Herbert Preisker vgl. Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender 1931, Sp. 2274.

nach Breslau ist so gut wie ausgeschlossen; auch hat man hier schon eine Nachfolgerliste für mich eingefordert. Wir planen jedenfalls zum 1. April unser hiesiges Domizil¹¹⁸ aufzugeben und im Sommer nach Glasegrund mit Kind und ohne Kegel zu gehen«¹¹⁹. Im Wintersemester 1935/36 las er noch an der Breslauer Universität und zugleich noch im Rahmen der illegalen Lehrveranstaltungen des schlesischen Bruderrates der Bekennenden Kirche über »Natur und Gnade«¹²⁰; ebenso können Veranstaltungen im Sommersemester 1936 nachgewiesen werden.

Am 1. Oktober nahm er seine Lehrveranstaltungen in Greifswald auf¹²¹; einen Monat später schreibt er an Rudolf Bultmann über die ersten Greifswalder Impressionen: »Wir haben ein bißchen in die Greifswalder Luft hineingerochen und finden sie im ganzen angenehm temperiert, – bisweilen etwas zu sehr ›unbewegte laue Luft‹, aber nach frischen Winden tragen wir eben kein großes Verlangen«¹²².

Hier, an dieser kleinen pommerschen Universität, fernab der großen Strömungen von Politik und Kirchenkampf, lehrte Lohmeyer bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Er war noch einmal davongekommen, hatte die gegen ihn erhobenen Vorwürfe glimpflich überstanden und war froh, wieder in Ruhe arbeiten zu können; auch die Arbeit mit den Studenten machte ihm Freude. Ja »die Studenten besinnen sich ... wieder auf ihre Arbeit, und das ist erfreulich«, schrieb er gleich zu Beginn seiner Greifswalder Lehrtätigkeit an Rudolf Bultmann¹²³.

In diesen Jahren konnte er die Früchte seiner exegetischen Arbeit, die er in Breslau so erfolgreich gezogen hatte, ernten. Hier wurden der große Markuskommentar¹²⁴ veröffentlicht und die Arbeiten zum Matthäus- und Lukasevangelium¹²⁵ begonnen, in Greifswald entstanden wichtige Mono-

118 Lohmeyer wohnte in Breslau zunächst in der Tiergartenstr. 83, später in der Güntherstr. 19 und zuletzt in der Kurfürstenstr. 31/33.

119 UB Tübingen Mn 2/11 44, Brief vom 27. 12. 1935, pag. 2.

120 Vgl. Rundschreiben des Rates der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union vom 15. Oktober 1935. Hektographiert, S. 1. Diesen freundlichen Hinweis verdanke ich Herrn Prof. Dr. Heiner Faulenbach, Bonn. Vgl. dazu auch Ernst HORNIG, Die bekannte Kirche in Schlesien 1933–1945, Göttingen 1977, S. 140f.

121 Lohmeyer begann seine Veranstaltungen in Greifswald mit einer Vorlesung über das Urchristentum, die gut besucht war (vgl. die Bemerkung im Brief an Rudolf Bultmann vom 8. 11. 1936), und einem Seminar zum Thema Abendmahl.

122 UB Tübingen Mn 2/11 44, Brief vom 8. 11. 1936, pag. 1.

123 Ebd., pag. 2.

124 Ernst LOHMEYER, Das Evangelium des Markus (= KEK. 1. Abt. 2. Bd.), Göttingen 1937.

125 Vgl. den Hinweis im Vorwort zum Markusevangelium (wie Anm. 124), S. 5. Für das Matthäusevangelium vgl. ferner die Notiz im Brief an Bultmann vom 8. 11. 1936 (wie Anm. 122), pag. 1.

graphien wie »Galiläa und Jerusalem«¹²⁶, »Kultus und Evangelium«¹²⁷ und »Gottesknecht und Davidssohn«¹²⁸, Arbeiten, die zum Teil auf Vorträge in Schweden zurückgingen und auf Bitten seiner schwedischen Freunde gesammelt vorgelegt wurden.

Nur drei Jahre unbeschwerter Lehrtätigkeit waren Lohmeyer in Greifswald beschieden; Ende August 1939 wurde er zum Kriegsdienst eingezogen¹²⁹. Wie schon während des Ersten Weltkrieges wurde er nun auch zu Beginn des Zweiten aus seiner wissenschaftlichen Arbeit herausgerissen. Als Besatzungsoffizier in Polen, den Niederlanden, Belgien und Rußland¹³⁰ tat er seinen Dienst nicht nur an den ihm unterstellten Soldaten, sondern sorgte auch dafür, daß die Besatzung in der jeweiligen Region so human wie möglich durchgeführt wurde. Die ihm Untergebenen hingen, wie er es in einem Brief ausdrückte, mit »fast fanatischer Liebe« an ihm¹³¹. In den schweren Jahren des Krieges hörte er nicht auf, wissenschaftlich zu arbeiten; er benötigte dazu keine große wissenschaftliche Bibliothek, sondern einzig und allein das kleine »Novum Testamentum Graece«, das er immer mit sich führte. Die exegetischen Arbeiten jener Jahre bestechen bei aller Wissenschaftlichkeit durch ihre klare Sprache – Lohmeyer übersetzte die biblische Botschaft in die Sprache der Gegenwart und half damit den Menschen in einer bedrängten Zeit, »allein auf das Wort« zu hören¹³².

Der Krieg, insbesondere die Zeit in Rußland, hinterließen bei ihm innere und äußere Spuren, die nicht verborgen bleiben konnten. Im Juni 1943

126 Ernst LOHMEYER, Galiläa und Jerusalem (=FRLANT. NF. Heft 34), Göttingen 1936.

127 Ernst LOHMEYER, Kultus und Evangelium, Göttingen 1942.

128 Ernst LOHMEYER, Gottesknecht und Davidsohn (=Symbolae Biblicae Upsaliensis, Nr. 5), Uppsala 1945; Göttingen 1953 (2. unveränderte Auflage). Vgl. zur Entstehungs geschichte dieses Buches den Briefwechsel Lohmeyer–Bultmann aus den Jahren 1942 bis 1944.

129 Vgl. Werner SCHMAUCH (Hg.) (wie Anm. 1), S. 21. Dort wird als Datum der Einberufung zur Deutschen Wehrmacht der 27. August 1939 angegeben. Lohmeyer befand sich seit Anfang September 1939 im Felde, wie er auf einer Feldpostkarte an Rudolf Bultmann vom 18. 9. 1939 vermerkt: »Seit 14 Tagen sind wir im Felde, viel umhergeworfen und zur Zeit nördlich der Weichsel in einer von allen guten Geistern verlassenen Gegend gelandet. Ein schmutziges, kleines polnisch-jüdisches Landstädtchen, in dem ich vor 25 Jahren schon einmal war und das ich nie wiederzusehen hoffte« (UB Tübingen Mn 2/11 44, Feldpostkarte vom 18. 9. 1939 [Poststempel vom 21. 9. 1939], pag. 2).

130 Vgl. Werner SCHMAUCH (Hg.) (wie Anm. 1), S. 21.

131 UB Tübingen Mn 2/11 44, Brief an Bultmann vom 10. 4. 1940, pag. 1.

132 Z. B. Die Reinigung des Tempels. In: ThBl 20/1941, Sp. 257–264; Das Gleichnis von den bösen Weingärtnern. In: Zeitschrift für systematische Theologie 18/1941, S. 243–259; Das Gleichnis von der Saat. In: Deutsche Theologie 1943, S. 20–39.

schrieb er an seinen schwedischen Freund Anton Fridrichsen¹³³: »Ich bin alt geworden, und es gibt wenig, was einen noch verjüngen könnte; aber es ist gut alt zu werden, und ich freue mich über jeden Tag, der mich älter macht«¹³⁴. Da durch den plötzlichen Tod von Kurt Deißner¹³⁵ das Fach »Neues Testament« in Greifswald nicht mehr gelehrt wurde, reichte die Familie Lohmeyer an die Heeresleitung eine Eingabe ein, ihn zunächst für einen Arbeitsurlaub freizustellen, damit der Lehrbetrieb im Neuen Testament fortgesetzt werden konnte. Dieser Arbeitsurlaub wurde gewährt; im Juli 1943 erfolgte schließlich aufgrund eines Erlasses der Heeresleitung, nach dem Offiziere über 50 Jahre für den aktiven Dienst an der Front nicht mehr verwendet wurden, seine Entlassung aus dem aktiven Militärdienst. Lohmeyer nutzte die Zeit und bereitete neue Publikationen vor¹³⁶.

Ende 1944 war die Front im Deutschen Osten von Ostpreußen bis an die Grenzen Pommerns vorgerückt. Eine Verteidigung Greifswalds, etwa wie von Königsberg oder Breslau, hielten einsichtige Menschen für sinnlos. Im Frühjahr des Jahres 1945 war Lohmeyer mitbeteiligt an den Vorbereitungen für eine kampflose Übergabe der Stadt, die am 29. April 1945 erfolgte¹³⁷.

Nur vierzehn Tage später konnte die Greifswalder Universität wieder ihre Pforten öffnen. Die Regierung in Berlin und die Landesregierung in Schwerin kamen darin überein, Lohmeyer mit der Übernahme des Rektors zu betrauen. Er, der politisch unbelastet das Dritte Reich überstanden hatte, der mit Verwaltungsaufgaben aus seiner Breslauer Zeit bestens vertraut war, schien der richtige Mann zu sein, der zum Wiederaufbau einer Universität, der nach dem Geiste des preußischen Reformers Wilhelm von Humboldt¹³⁸ erfolgen sollte, beitragen konnte, ein Gedanke, der ihn faszinierte und beflogelte. Dies kommt auch in seiner Eröffnungsansprache zum Ausdruck: »So ist dieser Wiederbeginn mehr als ein Fortsetzen dessen, was eine Zeitlang unterbrochen war, es ist ein Aufbrechen zu neuen und doch alten Zielen auf neuen und doch alten Wegen mit neuen und doch alten Kräften. Neu ist dies alles, weil nach dem erlittenen Zusammenbruch nichts

133 Zu Anton Fridrichsen vgl. Kürschners Deutscher Lehrtenkalender 1931, Sp. 744.

134 Abgedruckt in: Gudrun OTTO, Erinnerung an Ernst Lohmeyer (wie Anm. 62), S. 360.

135 Zu Kurt Deißner vgl. Gerhard FRIEDRICH (Hg.), Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament. Bd. X/Teil 1, Stuttgart 1978, S. 91.

136 So z. B. über die Frage der Entmythologisierung 1943/44 sowie zwei Artikel für das Reallexikon für Antike und Christentum (RAC): Bd. 1, »A und O«, Sp. 1–4; »Antichrist«, Sp. 450–457.

137 Gudrun OTTO, Erinnerung an Ernst Lohmeyer (wie Anm. 62), S. 360.

138 Vgl. hierzu die grundlegende Arbeit von Clemens MENZE, Die Bildungsreform Wilhelms von Humboldts, Hannover 1975. Zur Universitätsreform Humboldts vgl. S. 280–335.

mehr dort begonnen werden kann, wo es bisher stand, und dennoch ist dies alles auch alt, weil auch die brutalste Gewalt und die schlimmste Willkür auf die Dauer nicht das Antlitz der wahren Dinge und Probleme entstellen können. – Der Weg ist nicht leicht, nicht ohne Not und Anstrengung, aber wenn die Ziele klar sind und die Kräfte gerüstet, die Nacht und Macht der Zerstörung und Bedrückung zu überwinden, dann wird es mit dem anhenden neuen Semester gehen wie mit dem anbrechenden Morgen: »Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!«¹³⁹ Im Sommer 1945 wurde die Universität Greifswald schon wieder geschlossen, und die politisch mißliebigen Professoren wurden entfernt. Eine Zeit des Wartens begann. Nach mehrmaligen Interventionen Lohmeyers in Berlin und Schwerin wurde ihm zugesichert, daß die Universität im Februar 1946 wieder eröffnet werden sollte¹⁴⁰. Vom Dezember 1945 an begann in Greifswald eine Welle von Verhaftungen ehemaliger Wehrmachtsoffiziere, die in Polen eingesetzt gewesen waren. Hier mag ein Grund für die Verhaftung Lohmeyers im Februar 1946 zu sehen sein. Er hatte ein repräsentatives Amt übernommen und stand somit im Lichte der Öffentlichkeit, die unmittelbar nach Ende des Krieges Besatzungsoffiziere zur Verantwortung ziehen wollte. Die führenden Köpfe der Schweriner Landesregierung waren in Moskau geschulte Kommunisten, die sofort nach Kriegsende die Schaltstellen der Verwaltung übernahmen. Diesen Kreisen war sein Einsatz in Polen und Rußland nicht verborgen geblieben. Außerdem weigerte sich Lohmeyer, alle früheren Mitglieder der NSDAP unter den Professoren in Greifswald aus dem Amte zu entlassen, wie es die Schweriner Regierung von ihm forderte, weil er befürchtete, daß besonders die medizinische Versorgung in der mit Vertriebenen und Flüchtlingen überfüllten Stadt nicht mehr gewährleistet werden könnte¹⁴¹.

In der Nacht vom 14./15. Februar 1946, einen Tag vor Wiedereröffnung der Universität, wurde Ernst Lohmeyer verhaftet¹⁴² und drei Tage später offiziell in Anwesenheit eines Vertreters der Schweriner Regierung als Rektor amtsenthoben. Es begann nun für die Familie eine schwere Zeit des Wartens und Hoffens auf die Rückkehr Ernst Lohmeyers. Über seinen letzten Wochen und Monaten liegt ein tiefes Dunkel. Trotz umfassender Recherchen seiner Frau konnte der Grund für seine Verhaftung nie voll-

139 Abgedruckt in: Gudrun OTTO, Erinnerung an Ernst Lohmeyer (wie Anm. 62), S. 361.

140 Ebd., S. 362.

141 Vgl. hierzu seine Postkarte an Bultmann vom 6. 11. 1944 (UB Tübingen Mn 2/11 44): »Gr[eifswald] ist völlig überbelegt, jetzt noch von Ostpreußen her, und unsere Studenten finden keinen Platz mehr.«

142 Gudrun OTTO, Erinnerung an Ernst Lohmeyer (wie Anm. 62), S. 362.

ständig ermittelt werden. Ende August 1946 wurde er von einem russischen Militärtribunal zum Tode verurteilt, das Urteil selbst am 19. September 1946 ausgeführt¹⁴³. Wenige Wochen vor seinem Tod schrieb er aus dem Gefängnis: »Aber es gibt das köstliche Wort: Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein. – Ich spüre es an mir, wie wahr es ist¹⁴⁴.«

Erst dreizehn Jahre später, 1958, erfuhr die Familie, die 1948 in den Westen gegangen war, offiziell durch das russische Rote Kreuz vom Tod Ernst Lohmeyers. In der Todeserklärung, die das Datum des 6. November 1957 trägt, heißt es: »Ernst Lohmeyer, verstorben in russischem Gewahrsam am 19. September 1946¹⁴⁵.«

IV

Fragen wir, was uns heute Ernst Lohmeyer noch zu sagen hat, so ist es vor allem seine Auslegung des Neuen Testaments, die Texte in ihrer Ganzheit auf den Leser und Hörer wirken zu lassen. Er betrieb historisch-kritische Exegese, die seit dem Ende des letzten Jahrhunderts in Deutschland die bestimmende wissenschaftliche Methode in der Bibelwissenschaft ist. Aber er analysierte die biblischen Zeugnisse nicht zusammenhanglos, ihm kam es nicht auf das Herausarbeiten der »kleinen Einheiten« an, sondern für ihn spielten die großen historischen und theologischen Zusammenhänge eine entscheidende Rolle. Denn das Urchristentum ist nicht voraussetzungslos entstanden, sondern hat seine Wurzeln gleichermaßen im Judentum wie im Hellenismus. Für ihn war die Frage nach der Historizität der Texte wichtig, aber sie war nicht entscheidend. Vielmehr ging es ihm darum, »das Echo der verklungenen Stimme«¹⁴⁶ herauszuarbeiten. Erik Esking befand, daß Ernst Lohmeyer »der Baur unseres Zeitalters«¹⁴⁷ ist. Damit wird recht deutlich, in welche Forschungsrichtung er einzuordnen ist.

Lohmeyer hat in seinen Arbeiten nicht nur die Schriften des Neuen Testaments untersucht; wenn es ihm methodisch erforderlich schien, ist er auch über die Kanongrenze hinausgegangen und hat zum Beispiel Texte der apokryphen Uraliteratur in seine Überlegungen miteinbezogen, ohne freilich alle außerkanonischen Schriften der urchristlichen Literatur, so wie

143 Ebd. Durch Forschungen des Greifswalder Neutestamentlers Günter Haufe im Archiv der Universität Greifswald und durch seine Befragung von Zeitzeugen ist sicher, daß Ernst Lohmeyer nach halbjähriger Haft in Greifswald ins Lager Neubrandenburg-Fünfeichen eingeliefert und dort ermordet wurde. Brief von Professor Haufe an den Verfasser vom 23. 12. 1990.

144 Ebd.

145 Ebd.

146 Zitiert in: Gerhard Sass, Die Bedeutung Ernst Lohmeyers für die neutestamentliche Forschung (wie Anm. 8), S. 357.

147 Erik ESKING, Ernesto Lohmeyer (wie Anm. 3), Sp. 36.

es Franz Overbeck¹⁴⁸ gefordert hatte und Philipp Vielhauer¹⁴⁹ durchgeführt hat, für die Exegese heranzuziehen.

Man wird wohl Oscar Cullmann zustimmen können, der von Ernst Lohmeyer sagte: »Die gegenseitige Befruchtung einer streng historisch-philologischen und theologischen Betrachtungsweise der neutestamentlichen Urkunden scheint mir für sein Schaffen charakteristisch zu sein¹⁵⁰.« Durch die Ermordung Lohmeyers nahm diese Forscherpersönlichkeit von internationalem Rang ein schrecklich verfrühtes Ende. Er hatte für die Zukunft noch eine Reihe von Plänen: hierzu zählten die Kommentierung des Lukas-Evangeliums und des Epheserbriefes sowie die Fortführung der begonnenen Geschichte des Urchristentums. Es war ihm schließlich auch nicht mehr vergönnt, ausführlicher zur Entmythologisierungsdebatte, zu der er sich ansatzweise bald nach Erscheinen von Bultmanns Schrift zum Entmythologisierungsprogramm¹⁵¹ geäußert hatte¹⁵², oder zur Weiterentwicklung der formgeschichtlichen Methode Stellung zu beziehen.

Lohmeyer ging es bei seiner Auslegung nicht allein um den wissenschaftlichen Nutzen; er hatte bei all seiner Exegese nie den Blick dafür verloren, daß die urchristliche Botschaft, wie sie sich im Neuen Testament zeigt, nach wie vor Heilsbotschaft für den heutigen Menschen ist, sich beim Hören dieser Botschaft etwas in ihm ereignet. Nicht ohne Grund konnte Philipp Vielhauer in seiner Besprechung von Lohmeyers Buch »Vater Unser« bei allen kritischen Vorbehalten in der Einzelauslegung insgesamt festhalten: seine »Vaterunser-Erklärung ist getragen von einem theologischen Gesamtverständnis des Evangeliums, versteht und interpretiert das Vaterunser als breviarium totius evangelii und bietet somit eine Gesamtdarstellung des Evangeliums ... Ihr Reichtum an Gedanken und Gesichtspunkten ist so

148 Franz OVERBECK, Über die Anfänge der patristischen Literatur. In: HZ 48. NF 12/1882, S. 417–472.

149 Philipp VIELHAUER, Geschichte der urchristlichen Literatur, Berlin-New York 1975. Zur neutestamentlichen Einleitungswissenschaft vgl. Ulrich HUTTER, Buchbericht zum Neuen Testament. In: Pastoraltheologie 74/1985, S. 116–129.

150 Gudrun OTTO, Professor D. Dr. Lohmeyer 1890–1946. Vortrag zur Benennung des ehemaligen Gemeindehauses Stift Berg in »Ernst-Lohmeyer-Haus«, Herford 1984 (maschinenschriftlich), S. 8.

151 Rudolf BULTMANN, Neues Testament und Mythologie. Das Problem der Entmythologisierung der neutestamentlichen Verkündigung. Nachdruck der 1941 erschienenen Fassung, hg. von Eberhard JÜNGEL (= BEvTh 96), München 1985.

152 Ernst LOHMEYER, Die rechte Interpretation des Mythologischen. In: Kerygma und Mythos (= Theologische Forschung I), Hamburg 1948, S. 154–165. Es handelt sich bei diesem Aufsatz um das Manuskript eines Vortrages, den Lohmeyer im Januar 1944 vor ehemaligen Schülern in Breslau gehalten hat. Vgl. zum Problem die beiden Briefe an Bultmann vom 12.12.1943 und vom 6.8.1944 sowie Bultmanns Reaktion auf den Vortrag vom 21.10.1944 (UB Tübingen Mn 2/19 65).

groß, daß man ... immer der dankbar Empfangende sein wird.¹⁵³ Die neutestamentliche Wissenschaft ist in vielem weitergegangen, die Fragestellungen der letzten vierzig Jahre haben sich gewaltig verändert, und das Spezialistentum in dieser theologischen Disziplin ist nicht mehr aufzuhalten. Ernst Lohmeyer konnte und wollte nicht in eine bestimmte neutestamentliche Forschungsrichtung eingeordnet werden. Er betrieb die formgeschichtliche Methode auf eigene Weise und verstand seine Wissenschaft getreu dem Wort des Hebräerbriefes (Hebr 13, 14) als ein Wandern zur künftigen Polis, zum himmlischen Jerusalem hin: »So wandern wir durch die Jahre und alles Wandern ist nur ein Stille-Stehen vor Gott. So tragen wir unser Leben in zitternden Händen und alles Erzittern ist unverbrüchliche Festigkeit. So mühen wir uns und freuen uns an unseren Kräften. Und alle Mühsal und Freude ist nur ein schwacher Abglanz eines hellen Scheines. Denn wohin wir fahren und was wir erfahren, in Finsternis und Helle, in Ohnmacht und Macht, in Bösem und Gutem, in allem widerfährt uns Gott. Denn Gott ist das Licht und Finsternis ist nicht in ihm; die Finsternis vergehet und das Licht scheinet jetzt«¹⁵⁴.

QUELLENANHANG

Die hier abgedruckten Quellen¹⁵⁵ sind, sofern nicht anders angegeben, vollständig und diplomatisch getreu wiedergegeben. Versehentliche Schreibfehler in den Originalen wurden stillschweigend verbessert. Ergänzungen sind durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Biographische und sonstige Sachangaben findet der Leser in den Anmerkungen vermerkt.

1. Akademische Lehrveranstaltungen Ernst Lohmeyers 1919–1945

- a) Heidelberg¹⁵⁶
- b) Breslau¹⁵⁷
- c) Greifswald¹⁵⁸

153 Philipp VIELHAUER, Vater-Unser-Probleme. In: Verkündigung und Forschung 1949/50 (1951/52), S. 219–224, hier S. 224.

154 Ernst LOHMEYER, Predigt vom 19. Juli 1931 in Breslau. Maschinenschriftlich, pag. 3.

155 Ich darf an dieser Stelle dem Universitätsarchiv in Tübingen, dem Universitätsarchiv in Wrocław (Breslau) und Herrn Pfarrer Dr. Gerhard Saß, Bonn, sehr herzlich für die Abdruckgenehmigung der Quellen danken.

156 Personal- und Informationsverzeichnis der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Kriegsnotesemester 1919 bis Sommersemester 1920.

157 Vorlesungs- und Personalverzeichnis der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Wintersemester 1920/21 bis Sommersemester 1936.

158 Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Wintersemester 1936/37 bis Wintersemester 1944/45.

2. Briefe Ernst Lohmeyers an Rudolf Bultmann
 - a) Brief vom 10. Oktober 1920
 - b) Brief vom 5. Dezember 1920
 - c) Brief vom 13. Dezember 1931
 - d) Brief von Mitte März 1935
 - e) Postkarte vom 28. März 1944
 - f) Postkarte vom 6. November 1944
3. Predigt vom 13. Oktober 1935 in Breslau
4. Kirchenpolitische Vorgänge 1934
 - a) Schreiben des Rektors der Universität Breslau an den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin vom 26. Januar 1934.
 - b) Schreiben des Rektors der Universität Breslau an Prof. Lohmeyer vom 27. Januar 1934.
 - c) Schreiben von Prof. Lohmeyer an den Rektor der Universität Breslau vom 30. Januar 1934.
 - d) Erklärung des Fachschaftsleiters Ev. Theol. der Universität Breslau vom 1. Februar 1934.
 - e) Erklärung von Prof. Lohmeyer an den Rektor der Universität Breslau vom 1. Februar 1934.
5. Eidesstattliche Erklärungen für Ernst Lohmeyers Freilassung aus der Haft 1946.
 - a) Prof. Dr. phil. et med. Richard Hönigswald, Erklärung vom 18. September 1946.
 - b) Prof. D. Dr. Martin Dibelius, D. D., Erklärung vom 18. Oktober 1946.

1. Akademische Lehrveranstaltungen Ernst Lohmeyers

a) Heidelberg (1919–1920)		
Kriegsnotsemester 1919 (25. 1. 1919–16. 4. 1919)		
Ergänzungskursus im neutestamentlichen Griechisch		4 Std
Sommersemester 1919		
Erklärung des Markusevangeliums		
mit synoptischen Parallelen	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Proseminar		2 Std
Wintersemester 1919/20		
Leidengeschichte Jesu (Synoptisch)	2 Std Vorlesung	

Literaturgeschichte des Urchristentums (Einleitung in das Neue Testament)	3 Std Vorlesung
Neutestamentliches Seminar	2 Std
Sommersemester 1920	
Erklärung des Römerbriefes	4 Std Vorlesung
Neutestamentliches Proseminar (Kursorische Lektüre der Apostelgeschichte)	2 Std
Wintersemester 1920/21	
Korintherbriefe	2 Std Vorlesung
Neutestamentliches Proseminar (Synoptische Übungen)	2 Std
b) Breslau (1920–1936)	
Wintersemester 1920/21	
Erklärung des Römerbriefes	4 Std Vorlesung
Neutestamentliche Übungen (Problem der Paulusforschung)	2 Std
Sommersemester 1921	
Erklärung der synoptischen Evangelien (unter Zugrundelegung des Matthäusevangeliums)	4 Std Vorlesung
Urchristliche Religionsgeschichte (Neutestamentliche Theologie)	4 Std Vorlesung
Neutestamentliche Übungen	2 Std
Wintersemester 1921/22	
Das Johannesevangelium	4 Std Vorlesung
Neutestamentliche Übungen (kursorische Lektüre der Apokalypse)	2 Std
Sommersemester 1922	
Paulus	2 Std Vorlesung
Urchristliche Literaturgeschichte (Einleitung in das Neue Testament)	4 Std Vorlesung
Neutestamentliche Übungen (Gegenstand: Der Epheser- und Kolosserbrief)	2 Std
Wintersemester 1922/23	
Erklärung der Römer- und Galaterbriefe	4 Std Vorlesung
Urchristliche Ethik	2 Std Vorlesung
Neutestamentliche Übungen (Kursorische Lektüre der katholischen Briefe)	2 Std
Sommersemester 1923	
Erklärung der synoptischen Evangelien (unter Zugrundelegung des Lukasevangeliums)	4 Std Vorlesung
Neutestamentliches Seminar	
a) Unterstufe Apostelgeschichte Kap. 1–11	2 Std
b) Oberstufe Bekenntnisformeln im Urchristentum	2 Std

Wintersemester 1923/24		
Das Johannesevangelium	4 Std Vorlesung	
Geschichte des jüdischen Volkes (vom Exil bis Hadrian)	2 Std Vorlesung	
Übungen im Neutestamentlichen Seminar (Probleme des II. Korintherbriefes)	2 Std	
Sommersemester 1924		
Grundzüge der allgemeinen Religionsgeschichte	2 Std Vorlesung	
Geschichte des Urchristentums	4 Std Vorlesung	
Übungen im Neutestamentlichen Seminar (Die Apostelgeschichte)	2 Std	
Wintersemester 1924/25		
Erklärung des Römer- und Galaterbriefes	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliche Übungen		
im Theologischen Seminar (Kolosserbrief)	2 Std	
Sommersemester 1925		
Erklärung der synoptischen Evangelien	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar (jüdische Apokalyptik)	2 Std	
Wintersemester 1925/26		
Das Johannesevangelium	4 Std Vorlesung	
Geschichte der vorderasiatischen Religionen	2 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar (Johannesbriefe)	2 Std	
Sommersemester 1926		
Einleitung in das Neue Testament	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar	2 Std	
Wintersemester 1926/27		
Neutestamentliche Theologie	4 Std Vorlesung	
Geschichte der indischen und ostasiatischen Religionen	2 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar (Begriff und Form der urchristlichen Gemeinschaft)	2 Std	
Sommersemester 1927		
Die synoptischen Evangelien	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar: Der 2. Korintherbrief	2 Std	
Wintersemester 1927/28		
Die Grundlagen der Theologie	2 Std Vorlesung	
Das Johannesevangelium	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar (1. Johannesbrief)	2 Std	
Sommersemester 1928		
Einleitung in das neue Testament	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar (Kolosserbrief)	2 Std	
Wintersemester 1928/29		
Neutestamentliche Theologie	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar (Probleme der paulinischen Theologie)	2 Std	

Sommersemester 1929		
Grundlagen der Theologie	2 Std	Vorlesung
Erklärung der synoptischen Evangelien	4 Std	Vorlesung
Neutestamentliches Seminar: Leidensgeschichte Jesu	2 Std	
Wintersemester 1929/30		
Erklärung des Johannesevangeliums	4 Std	Vorlesung
Neutestamentliches Seminar (Offenbarung des Johannes)	2 Std	
Sommersemester 1930		
Allgemeine Religionsgeschichte.		
Teil I (Die vorderasiatischen Religionen)	2 Std	Vorlesung
Jesus	2 Std	Vorlesung
Neutestamentliches Seminar		
(Der Begriff des Sakraments im Urchristentum)	2 Std	
Wintersemester 1930/31		
Die Evangelische Theologie		
im Rahmen der Universitas Literarum. Ein Vortrag	1 Std	
Die wissenschaftlichen Grundlagen der Theologie.		
Ein Kolloquium	2 Std	Vorlesung
Erklärung des Römer- und Galaterbriefes	4 Std	Vorlesung
Neutestamentliches Seminar:		
Der Begriff der Auferstehung im Neuen Testament	2 Std	
Sommersemester 1931		
Neutestamentliches Seminar: Der Begriff des Menschenohnes	2 Std	
Wintersemester 1931/32		
Neutestamentliche Theologie	4 Std	Vorlesung
Neutestamentliches Seminar	2 Std	
Sommersemester 1932		
Das Johannesevangelium	4 Std	Vorlesung
Neutestamentliches Seminar: Offenbarung des Johannes	2 Std	
Wintersemester 1932/33		
Orphische und Platonische Religion	2 Std	Vorlesung
Römer- und Galaterbrief	4 Std	Vorlesung
Neutestamentliches Seminar: Der Rechtfertigungsgedanke		
bei Paulus und in Luthers Römerbrief-Kommentar	2 Std	
Sommersemester 1933		
Christologie des Neuen Testaments	2 Std	Vorlesung
Neutestamentliches Seminar	2 Std	
Wintersemester 1933/34		
Erklärung der synoptischen Evangelien	4 Std	Vorlesung
Neutestamentliches Seminar: Die Taufe im Urchristentum	2 Std	

Sommersemester 1934		
Christentum und Judentum	1 Std Vorlesung	
Das Johannesevangelium	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar (1. Johannesbrief)	2 Std	
Wintersemester 1934/35		
Geschichte des Urchristentums	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar: Die Auferstehungsberichte	2 Std	
Sommersemester 1935		
Neutestamentliche Theologie	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar		
(Kirchenverfassung im Neuen Testament)	2 Std	
Wintersemester 1935/36		
Die Paulinischen Briefe I	4 Std Vorlesung	
(1. und 2. Korinther, 1. und 2. Thessalonicher)		
Neutestamentliches Seminar		
(Der Philipperbrief)	2 Std	
Sommersemester 1936		
Das Johannesevangelium	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar		
(Die Offenbarung des Johannes. Kap. 4–22)	2 Std	

c) Greifswald (1936–1945)

Wintersemester 1936/37		
Das Urchristentum		
(Geschichte Jesu und der urchristlichen Gemeinde)	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar: Das Abendmahl	2 Std	
Sommersemester 1937		
Neutestamentliche Theologie	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar: Die Offenbarung Johannes. Kap. 4–21	2 Std	
Wintersemester 1937/38		
Theologische Enzyklopädie		
(Einführung in das theologische Studium)	2 Std Vorlesung	
Römerbrief	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar	2 Std	
Sommersemester 1938		
Das Matthäusevangelium	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar: Johanneische Christologie	2 Std	
Wintersemester 1938/39		
Geschichte des Urchristentums	4 Std Vorlesung	
Neutestamentliches Seminar: Die Leidensgeschichte Jesu	2 Std	

Sommersemester 1939	
Neutestamentliche Theologie	4 Std Vorlesung
Neutestamentliches Seminar: Der Hebräerbrief	2 Std
Wintersemester 1939/40	
Johannesevangelium	4 Std Vorlesung
Neutestamentliches Seminar: Gleichnisse Jesu	2 Std
2. Trimester 1940 (5. 4.-31. 7.)	
Theologie des Neuen Testametes	4 Std Vorlesung
Neutestamentliches Seminar: Gleichnisse Jesu	2 Std
3. Trimester 1940 (20. 8.-20. 12.)	
Keine Lehrveranstaltungen	
Trimester 1941 (3. 1.-29. 3.)	
Neutestamentliche Theologie	4 Std Vorlesung
Neutestamentliches Seminar: Kultus und Evangelium	2 Std
Sommersemester 1941 bis Sommersemester 1943	
Keine Lehrveranstaltungen	
Wintersemester 1943/44	
Das Johannesevangelium	4 Std Vorlesung
Paulus	2 Std Vorlesung
Neutestamentliches Seminar	2 Std
Sommersemester 1944	
Neutestamentliche Theologie	4 Std Vorlesung
Die Bergpredigt	2 Std Vorlesung
Neutestamentliches Seminar	2 Std
Wintersemester 1944/45	
Neutestamentliche Theologie	4 Std Vorlesung
Das Vater-Unser	2 Std Vorlesung
Neutestamentliches Seminar	2 Std

2. Briefe Ernst Lohmeyers an Rudolf Bultmann

a) Brief vom 10. Oktober 1920. UB Tübingen Mn 2/1144 1315
(handschriftlich, vollbrüchig beschrieben), 2 Seiten.

Heidelberg, Werderstr. 30
10. 10. 20

Sehr verehrter Herr Professor,

Vom preussischen Kultusministerium erhielt ich heute den Ruf, als Ihr Nachfolger nach Breslau zu kommen. Es ist mir eine Ehre und Freude zugleich, gerade den Lehrstuhl inne haben zu können, den Sie bisher bekleidet haben. – Darf ich Sie nun als vorgeschlagener u[nd] berufener Nachfolger um einige Auskünfte bitten, da ich als gänzlich Uneingeweihter in die Breslauer Verhältnisse kommen werde. Am liebsten u[nd] für Sie am mühelosten wäre es, wenn ich Sie mündlich sprechen dürfte, entweder noch in Breslau oder schon in Giessen, (Giessen liegt ja nicht so weit ab von meinem Wege über Berlin nach Breslau). Wenn Sie mir darüber eine kurze Nachricht geben könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar. Ist ein persönliches Zusammentreffen nicht möglich, darf ich Sie dann wohl um schriftliche Auskunft bitten. Mir wäre zunächst am wichtigsten, über die äussere Lage etwas zu erfahren, vor allem über die Frage kat' exochän¹⁵⁹, ob es Unterkunftsmöglichkeiten gibt, ob ich vielleicht auch in der Wohnungsangelegenheit Ihr Nachfolger werden könnte. Ich würde ungefähr eine 5-Zimmer-Wohnung brauchen. Diese Frage wird ja wesentlich auch von Ihrer Giesener Wohnungsfrage abhängen. Vielleicht können Sie mir aber für die erste Zeit, wo ich ja wohl ohne Familie in Breslau sein muss, eine nicht zu teure Pension, möglichst nicht allzu weit von der Universität entfernt, nennen. Für alles was sonst wissensnotwendig und wissenswert, über Verhältnisse in der Fakultät, an der übrigen Universität u. s. w., wäre ich Ihnen ebenfalls herzlich dankbar, falls Ihnen das alles keine grosse Mühe macht.

Wie Geheimrat Wende mir schreibt, soll meine Ernennung zu diesem Wintersemester erfolgen. Ich würde also schon in etwa 8 Tagen, wenn die offizielle Ernennung in meinen Händen ist, nach Breslau aufbrechen.

Darf ich Ihnen zum Schluss zu Ihrer Berufung nach Giessen¹⁶⁰ nachträglich meine besten Glückwünsche übermitteln?

Mit ergebenem Gruss
Ihr
Ernst Lohmeyer

159 Vorzugsweise.

160 Rudolf Bultmann war von 1920–1921 in Gießen. Vgl. dazu Martin EVANG (wie Anm. 45), S. 90f.

b) Brief vom 5. Dezember 1920. UB Tübingen Mn 2/11 44
(handschriftlich, vollbrüchig beschrieben), 2 Seiten.

Breslau 16, Tiergartenstr. 83
5. 12. 20

Sehr verehrter Herr Bultmann,

verzeihen Sie mir bitte vielmals, dass ich auf Ihre freundliche Oktober-Karte gar nicht antwortete. Es ging im letzten Augenblick alles so überstürzt und hastig, dass ich nicht mehr zum Schreibtisch kam. Und leider konnte ich, um der gebotenen Eile willen, Sie nicht mehr in Giessen aufsuchen, ehe ich nach Breslau kam, wie ich so gern gewünscht hätte. – Ich habe mich nun allein zurecht finden müssen, wohne in der Pension¹⁶¹, die Sie mir angaben, wenigstens vorläufig noch, und suche nach einer grösseren Wohnung, die aber in absehbarer Zeit kaum zu finden ist. Die neuen Kollegen sind mir sehr freundlich entgegen gekommen, besonders v. Soden und Bornhausen. Schon die räumliche Nähe ermöglicht ja näheren Zusammenschluss. Trotz allem kann ich freilich nicht leugnen, dass Breslau mir selbst noch reichlich fremd und reichlich »östlich« vorkommt. Und fast glaube ich, dass man sehr lange hier sein muss, um einen Zugang zu finden. v. Soden erzählte mir, dass es Ihnen ganz ähnlich gegangen wäre¹⁶². – Ich habe aber viel freie Zeit zum Arbeiten, da ich Ihr angekündigtes Kolleg über den Römerbrief übernahm, das ich schon einmal gelesen habe¹⁶³. Das ist mir in diesem Semester sehr angenehm, im nächsten Semester, in dem nach dem geheiligten Turnus N[eu]t[estament]liche Theologie und Synoptiker auf mich fällt, wird die Kollegarbeit dafür um so grösser sein. – Ich hoffe, dass Sie in Giessen sich gut haben einleben können und einen schönen Wirkungskreis gefunden haben. Da ich noch manches Mal zwischen Breslau u[nd] Heidelberg werde hin- und herpendeln müssen, bietet sich vielleicht auch noch eine neue Gelegenheit für mich, Sie persönlich aufzusuchen. –

Mit freundlichem Gruss
Ihr ergebner
Ernst Lohmeyer

161 Die Adresse dieser Pension in Breslau war Tiergartenstr. 83.

162 Vgl. dazu auch Martin EVANG (wie Anm. 45), S. 64f.

163 Lohmeyer hatte diese Vorlesung im Sommersemester 1920 in Heidelberg gehalten.

c) Brief vom 13. Dezember 1931. UB Tübingen Mn 2/11 44
(handschriftlich, vollbrüchig beschrieben), 1 Seite.

Breslau 18, Kurfürstenstr. 31/33
13. 12. 31.

Lieber Herr Bultmann,

kann ich Sie mit einer Angelegenheit belästigen, die wie ich meine, nicht nur mich etwas angeht? Ich habe den anliegenden Aufsatz, der nur »Abfall« ist von meinem Buch über den Täufer¹⁶⁴, und auf den ich gar keinen besonderen Wert lege, vor etwa 6 Wochen an Lietzmann geschickt, zum Abdruck in der ZNW, und bekomme ihn heute mit anliegendem Briefe zurück. Ich möchte L[ietzmann] nicht antworten, bevor ich höre was Sie zu diesem Briefe sagen. Der scheint mir in seiner ganzen Engigkeit so gravierend, dass ich meine, man dürfe nicht dazu schweigen. Deshalb wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir kurz Ihre Ansicht schreiben wollten. Und ich bitte gerade Sie, weil wir doch als gegensätzlich zu einander gelten, und weil ich glaube, dass Sie nicht nur aus Freundschaft, sondern um der Sache willen mein Urteil über L[ietzmann]s Vorgehen teilen. – Ich sprach eben auch mit Gogarten darüber, der ebenso empört war und gleichzeitig wie ich entzückt über diese sich so amüsant und naiv gebärende Dummheit.

Ich überlege, ob ich den Aufsatz samt dem Brief von Lietzmann und meiner darauf zu gebenden Antwort nicht anderswo, eventuell in den Theologischen Blättern von K[arl] L[udwig] Schmidt veröffentlichen soll. Würden Sie vielleicht auch Soden die Sache zeigen, und ihn fragen, was er zu der Sache meint? Ich werde sonst vorläufig nur noch an Dibelius¹⁶⁵ schreiben.

Herzliche Grüsse
In Eile
Ihr
Ernst Lohmeyer

Der Aufsatz kommt etwas später,
ich sehe grade, dass ich von dem Aufsatz
noch einen Durchschlag machen lassen muss.

164 Vgl. Ernst LOHMEYER, Das Urchristentum. 1. Buch. Johannes der Täufer (wie Anm. 58).

165 Gemeint ist Martin Dibelius, zu ihm vgl.: Werner Georg KÜMMEL, in: TRE 8, S. 726–729.

d) Brief aus dem Jahre 1935. Nachlaß Rudolf Bultmann.

Synoptikeraufzeichnungen. Im Besitz von Professor Dr. Otto Merk, Erlangen (handschriftlich, vollbrüchig beschrieben), 1. Seite¹⁶⁶.

Breslau 18 Kurfürstenstr. 31/33.
Calvinstr. 14

Lieber Bultmann,

Nur ein paar kleine Nachrichten. Ich höre eben 1.) dass Gogarten im Sommer vertretungsweise in Bonn zu lesen hat¹⁶⁷, dass 2.) wir im Sommer vertretungsweise Schmidt-Jarping¹⁶⁸ erhalten; also ein Rangement des décorations! In Göttingen soll eine Vorschlagsliste für Behm¹⁶⁹ binnen drei Tagen eingefordert sein. Ich tippe auf Preisker! Was sagen Sie zu solchen Dingen? Wir haben also künftig eine D.C.-Mehrheit, ausgerechnet in Schlesien. Ob das mit unserem Prüfungskampfe zusammenhängt?¹⁷⁰

166 Ich darf an dieser Stelle Herrn Prof. Dr. Otto Merk sehr herzlich für die Abdrucksgenehmigung danken.

167 Vgl. dazu jetzt Dietrich MEYER, Zur Geschichte der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau (1811–1945) (wie Anm. 24), S. 163; vgl. ferner hierzu Otto WENIG (Hg.), Verzeichnis der Professoren und Dozenten der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1818–1968 (= 150 Jahre Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1818–1968), S. 92. Das Ministerium sprach die Vertretung für das Sommersemester 1935 mit Schreiben vom 13. März 1935 aus. Vgl. auch Nebenakte der Personalakte Prof. Dr. Gogarten, 3 Blätter, Archiv der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn.

168 Zu Wilhelm Schmidt-Jarping vgl. Otto WENIG (Hg.), Verzeichnis der Professoren und Dozenten der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1818–1968 (wie Anm. 167), S. 270f. Ferner Personalakte Prof. Dr. Wilhelm Schmidt-Jarping, 2 Bde. Ev. Theologische Fakultät, 1 Band Philosophische Fakultät im Archiv der Universität Bonn. Schmidt-Jarping wurde mit Schreiben vom 13. März 1935 vom Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung aufgefordert, im Sommersemester Systematische Theologie in Breslau zu lesen. Vgl. hierzu auch das Schreiben des Kurators der Universität Bonn vom 15. März 1935. Am 1. Oktober 1935 wurde er als ordentlicher Professor nach Bonn berufen.

169 Zu Johs Behm vgl. Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1935, Berlin-Leipzig 1935, S. 66.

170 Vgl. zu dieser Frage das Rundschreiben von Bischof Otto Zänker vom 1. Juli 1935 an die »Herren Geistlichen der Kirchenprovinz Schlesien«, S. 3. In: EOK Schlesien I, 1. Bd. 24, Evangelisches Zentralarchiv in Berlin.

In aller Eile! Sie geben wohl Soden Bescheid. Die Pfarrer sind gestern, ohne jede Bedingung, aus der Haft entlassen; Z.¹⁷¹ hat am Sonntag die Vorlesung auch vorgenommen. Er ist eben in Berlin.

Herzliche Grüsse
Ihr
Lohmeyer.

e) Postkarte vom 28. März 1944¹⁷². UB Tübingen Mn 2/11 44
(handschriftlich, vollbrüchig beschrieben).

Lieber Freund, warum hören wir nichts von einander? Erst vor wenigen Tagen hörte ich, dass auch bei Ihnen ein Angriff gewesen sei, kurz aber bös. Ich hoffe dass Sie und die Ihren verschont geblieben sind; das Gute ist ja jetzt stumm, das Böse um so lauter. Ich habe plötzlich hierher fahren müssen, um unser Haus¹⁷³ für Einquartierung vorzubereiten oder davor zu bewahren. Vorläufig ist es freilich durch höhere Gewalt gesichert; hier liegt so dicker Schnee, dass wir in unserem Tale völlig abgeschnitten sind und erst heute nach fünf Tagen den ersten Fussweg zum nächsten Dorf gebahnt haben. Aber um so unberührter und schöner ist es hier. Ich werde warten müssen, bis es taut, und das mag bis über Ostern dauern; vielleicht kommen die Meinen zu Ostern auch noch her, um eine kurze Pause reine Luft zu kosten. Unser Hartmut ist wieder beim Militär, nach dem sein Semester mühsam in Berlin zu Ende gebracht ist; ich warte auf Nachricht über das Ergebnis der neuen ärztlichen Untersuchung, von dem sein weiteres militärisches Schicksal abhängt. Ich habe ziemlich viel gearbeitet, zuletzt über das Vater-Unser, in dem auch einige unvermutete Dinge stecken; und sitze eben über Luthers Römerbrief von 1515, der für eine Jubiläumsausgabe 1946¹⁷⁴ neu herauskommen soll. Aber das geht nur neben her. Wie geht es den Ihren? Was macht v. Soden? Schreiben Sie bald ein Zeilchen! Herzliche Grüsse von Haus zu Haus und ein schönes Ostern

Ihr Ernst Lohmeyer

171 Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich um Bischof Otto Zänker, der im Rahmen der Veranstaltungen, die der Provinzialbruderrat der Bekennenden Kirche Schlesiens in Breslau hielt, Vorlesungen über Praktische Theologie anbot. Da die für den 11. März 1935 vorgesehene Synode in Breslau vom Ministerium untersagt wurde, dürfte sich Zänker wegen dieser Angelegenheit im März in Berlin aufgehalten haben.

172 Die Karte wurde in Glasgrund/Kreis Habelschwerdt geschrieben und in Breslau aufgegeben. Das Datum ist auf dem Poststempel (Breslau, 28.3.1944) ersichtlich.

173 Gemeint ist das Ferienhaus in Glasgrund. Angesichts der Bombardierung West- und Norddeutschlands durch die Alliierten 1943/44 wurde Schlesien, da es für alliierten Bomberverbände schwer zu erreichen war, vom Frühjahr 1944 an für Einquartierungen genutzt.

174 Vgl. hierzu auch Gudrun OTTO, Erinnerung an Ernst Lohmeyer (wie Anm. 62), S. 360.

f) Postkarte vom 6. November 1944. UB Tübingen Mn 2/11 44
(handschriftlich, vollbrüchig beschrieben).

Lieber Freund, Kundzins hat auch an mich geschrieben. Ich habe sogleich versucht, ihm hier eine Arbeits- und Kollegmöglichkeit zu verschaffen. Aber die kaum zu behebende Schwierigkeit liegt in der Wohnungsfrage. Gr[eifswald] ist völlig überbelegt, jetzt noch von Ostpreussen her, und unsere Studenten finden keinen Platz mehr. Nun ist die Situation auch wieder doppelt verändert: einmal sind ja nun alle Fakultäten wieder geöffnet, so dass K[undzins] auch an anderen arbeiten könnte. Sodann schrieb mir K[undzins] vor zwei Tagen aus Danzig, dass er mit seiner Familie nach Thüringen überführt werden solle. Da diese Nachricht jünger ist als Ihre heutige von Hohensalza, will ich warten, bis ich Genaueres von ihm höre. – Herzlichen Dank für Ihren langen Brief auf meinen Aufsatz hin. So bald ich kann, werde ich antworten. Die Hauptdifferenz scheint mir nach wie vor in den methodischen Fragen zu liegen: Wie ist Theologie als Wissenschaft von möglich? Darüber sich zu verständigen, ist freilich ein sehr breiter Unterbau nötig. – Meine Tochter¹⁷⁵ ist vom Schippen zurück und geht in den nächsten Tagen in den Reichsarbeitsdienst, mein Junge¹⁷⁶ kann hoffentlich in Breslau weiter studieren.

6/11. 44

Herzliche Grüsse
Ihr
Ernst Lohmeyer

3. Predigt vom 13. Oktober 1935 in Breslau.

Archiv Pfarrer Dr. Gerhard Saß, Bonn (maschinenschriftlich), 3 Seiten.

13. Oktober 1935 – Breslau (Im Rahmen einer deutschen Messe)

Text: Psalm 98

Wir stehen in dem Jahr der deutschen evangelischen Kirchenmusik und feiern heute den Tag der schlesischen Kirchenmusik. Das Jahr ist überblänzt von den drei großen Namen Schütz und Händel und Bach, und auch der heutige Tag steht in ihrem Zeichen. Über zwei und drei Jahrhunderte hinweg sprechen sie heute zu uns aus der Tiefe ihres Herzens, aus der Fülle ihres Glaubens und aus dem unerschöpflichen Reichtum ihres Könnens. Und was wir vorhin aus der großen Motette Bachs gehört haben, was unser Psalm uns mahnt, das war das Motto ihres Lebens und Schaffens, das ist das Motto auch des heutigen Tages schlesischer Kirchenmusik oder sollte es

175 Gemeint ist Gudrun-Ricarda Lohmeyer.

176 Gemeint ist Hermann-Hartmut Lohmeyer.

sein: »Singet dem Herrn ein neues Lied!« Aber ist es nicht noch mehr? Ist es nicht uns allen gesagt?

Der Dichter unseres Psalms hat nicht nur an Sänger und Musiker gedacht. Wir dürfen uns vorstellen, wie er, selbst ein Sänger und Vorsänger des Chores, in einer Prozession zum Tempel hinaufschreitet, der auf dem Berge Zion liegt, hoch über Stadt und Land. Und wie er hinaufschreitet, fordert er zuerst die auf, die im Wallfahrtszuge mitziehen; er denkt an den Chor des Volkes, das ihn begleitet, an die Stimmen der Instrumente, die den Zug auf dem Tempelplatz empfangen. Und da schweift sein Blick weit über Berg und Tal, über Land und Meer. Und er fordert auch Meer und Erde auf, in das neue Lied mit einzustimmen: »Das Meer brause, und was darinnen ist, der Erdboden, und die darauf wohnen; die Wasserströme frohlocken und alle Berge seien fröhlich.« Ist es nur der gottbegeisterte Jubel eines Dichters, der verlangt, das von allen Stimmen der Welt die Stimme seines überfließenden Herzens getragen sein möchte? Oder soll seine eigene Stimme nur wie ein einzelner Laut sein, der im Chor des Ganzen aufgeht, wie ein Tropfen im Meer? – Er selbst deutet Größeres an: Wir hatten uns gewöhnt, in aller Musik nach der Stimme des menschlichen Herzens zu fragen, die jubelnd oder klagend, getröstet oder verzweifelt in Kantaten und Motetten, in Orgelpräludien oder Orgelfantasien, in Oratorien und Passionen mit erschütternden Klängen laut wird. Unser Psalmist – und ebenso unsere großen alten Meister der Kirchenmusik – wissen und sagen es anders.

Weil der Herr Wunder tut, weil Er an Seine Gnade denkt, weil Sein Heil sichtbar ist an allen Enden der Welt, darum sollen wir dem Herrn singen. Unser Singen ist gebunden an Ihn; nicht aus sich selbst schöpfen die Herzen der Menschen die Kraft zu jubeln und zu rühmen. Was ist das Menschenherz für ein flüchtig und vergänglich Ding! Es steigt auf und nieder, ist gedrückt und erhoben, tausend Kräfte bewegen es, tausend Mächte bedrängen es. Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet, Herr, in Dir. Wie in der Motette, die wir eben hörten, jeder Ton in aller Flüchtigkeit seines Hauches fest in dem Gefüge des Ganzen steht, so und nicht anders erschaffen in strenger Gesetzmäßigkeit stehen unsere Herzen in allen Erschütterungen seiner Schläge fest und unabänderlich in dem Gebilde Seiner Hände, so und nicht anders erschaffen durch das Gesetz, durch die Setzung Gottes. Wir sind nur deshalb so frei, zu singen und zu sagen, weil wir durch Ihn gebunden sind; wir sind nur deshalb so bewegt und im bewegten Herzen getroffen, weil wir unabänderlich in Seinen Händen geborgen sind.

Aber können wir denn singen? – Wenn wir doch nur reden könnten, ja wenn wir nur hören könnten auf das Wort, das Er zu uns spricht, auf die Wunder, die Er an uns tut. Der Psalmist wendet sich nicht grundlos an Alle,

an Erde und Meer; er verlangt nicht, daß wir von uns aus Ihm entgegengehen. Weil Er uns entgegen gegangen ist, darum fordert er uns zu singen auf. Er hat sein Heil seinem Volke geschenkt. Wir wissen nicht, was er bestimmtes gemeint hat; aber brauchen wir es zu wissen? Denn das ist das Wunder, daß wir überhaupt hören können auf das, was Er sagt, daß wir reden können von dem, was wir gehört haben, daß wir singen können von dem, was Er zu uns redet. Er redet zu uns in unserer Not und unsere Freude hinein, im Kleinen wie im Großen, im Hohen wie im Niedrigen; Er redet im Alltag wie an den Feiertagen, Er redet in der schlichtesten Sprache und in der gewaltigsten Musik. Daß wir Seine Stimme durch die schönen oder häßlichen Klänge unseres Lebens vernehmen, daß Er noch spricht, wo wir verstummen, das ist das Wunder, das Er täglich an uns tut, das das Heil, das Er uns schenkt.

Aber nehmen wir dies alles nicht leicht; wir sind der Worte nur allzu sehr gewöhnt und hören nicht mehr, was unerbittlich streng in ihnen liegt. Gottes Wort entbindet uns von keinem Ringen, es nimmt uns nicht die tägliche Mühsal des Lebens, ja wir müssen sagen, erst dort, wo wir Sein Heil sehen, wird uns das Unheil unseres Lebens voll bewußt. Wir sind gerade dann die Angefochtenen, wenn Er uns aus allem Streit reißt; und diese Anfechtung ist unendlich tiefer und größer als alle Anfechtungen, die wir von Menschen und Verhältnissen erdulden mögen. Aber, liebe Freunde, auch in der tiefsten Anfechtung wird noch der Klang Seiner Stimme vernehmbar und weht sie hinweg wie einen leichten Rauch. Ihr wißt es wohl, daß es hier kein Beweisen gibt; aber daß nur der Erschütterte versteht, wem wäre es nicht aufgegangen, der einmal auf die Klänge einer Bachschen Musik offenen Ohres gelauscht hat? Wir können uns auch ihr versagen, und Generationen von Menschen haben sich ihr versagt. Wir können uns auch der Stimme Gottes versagen – und wie viele sind es, die es tun und wie oft tun wir es selbst. Aber auch noch dem Versagenden schenkt Er seine Stimme; wie das Meer braust und niemals stumm wird, wie die Wasserströme frohlocken und ihren Lauf nicht hemmen können, so klingt auch durch unser Leben, wir mögen uns ihr entziehen oder uns ihr aufschließen, das Wunder Seiner Stimme, unfaßbar und dennoch immer vernehmlich. Und wem Er diese Seine Stimme schenkt – und wem schenkte Er sie nicht, der kann nicht anders als mit dem Psalmisten sprechen: Singet dem Herrn ein neues Lied.

Liebe Gemeinde, als uns durch Luther ein neues Verständnis des alten Evangeliums geschenkt war, da geschah auch das Eine, von dem wir heute noch in unserem Gottesdienste leben: die Gemeinde lernte wieder singen. Mit dem neuen evangelischen Liede, dem Choral, wuchs auch die evangelische Kirchenmusik. Damals wurde das Wort des Psalmisten in einem fast

buchstäblichen Sinne wahr. Aber das neue Lied gilt doch nicht nur in diesem äusseren Sinne. Wie könnte der Psalmist sonst Erde und Meer auffordern, in dieses neue Lied mit einzustimmen. Wir suchen gerade heute in der Kirchenmusik nach anderen Wegen als denen, auf denen unsere Väter gingen; wir suchen, wenn wir unsere Gedanken etwas weiter lenken, gerade in unserer Kirche nach neuen Formen, und wenn wir über all der unsäglichen Verwirrung, die heute herrscht, nicht verzweifeln, so ist es doch nur deshalb, weil wir glauben und hoffen, daß aus dieser Verwirrung neue Kirche werde. Aber vergessen wir in all diesem Suchen und Fragen das Eine nicht: neu ist nur das, was Gott zu uns spricht, neu ist allein das immer neue Wunder Seiner Gnade, das doch so alt ist als die Welt, die Er erschuf. Unser Herr sprach von dem neuen Bunde, den Gott durch Ihn mit uns schloß, wir lesen in dem Neuen Testament, und der Prophet wie der Apostel jubelt: Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. So können auch wir nur dieses neue Lied anstimmen, wenn Gott uns selbst von Grund aus erneut. Dann wissen wir auch, was dieses »Neue« uns bedeutet: Es geht nicht nur auf die Formen unserer Gottesdienste, auf die Lebendigkeit unserer Gesänge, es geht auf Dein und Mein, auf unser aller Leben, auf unsrern alltäglichsten Tag. Wo wir diesen unseren festen und geregelten Tag aus Gottes Händen empfangen, da ist er allein neu und ist herrlich wie der erste Schöpfungstag. Da können wir auch nicht mehr fragen, wo dieses Neue zu finden sei. Es spricht zu uns aus jeder kleinen Begebenheit, es blickt uns an aus dem Auge des Nächsten, und erfüllt uns mit einer Macht, die über alle hergebrachten Unterschiede liebevoll hinwegsieht und mit dem Apostel sagen kann: Alles, aber auch alles ist neu geworden. Es ist eine grenzenlose Freiheit, in Gott zu wirken, was uns zu wirken aufgegeben ist; es ist eine grenzenlose Gebundenheit, aus Gott zu wirken, was Er uns zu wirken schenkt. Und das alles nicht vereinzelt, ein jeder für sich, sondern dann dies alles mit dem Nächsten und Fernsten, – wenn ich es so sagen darf – in dem einen unendlichen Chor, von dem auch der Psalmist spricht: das Meer und was darinnen ist, die Erde und die darauf wohnen. Denn nur der ist an Gott gebunden, der mit dem Nächsten verbunden ist; nur der mit dem Nächsten verbunden, der in Gott gebunden ist. So brauchen wir auch nicht mehr zu fragen, wie soll es denn geschehen, daß wir dem Herrn ein neues Lied singen? Weil Er uns erneut, wird unser Leben selbst das neue Lied, das wir Ihm täglich und stündlich singen. Wir haben es nicht mehr zu finden; jedem von uns ist, wenn ich so sagen darf, der Text und die Melodie seines Lebens von Gott ins Herz geschrieben, jedem auch die Macht solchen Singens. Nur das Eine haben wir zu tun, dieses Lied erklingen zu lassen. So gilt der Tag der schlesischen Kirchenmusik jedem von uns als Gelöbnis und als Mahnung. Es gibt keine Kirchenmusik, die nicht Dienst

wäre, gebunden an Gott in aller Strenge der Bemühung und aller Gnade der Erfüllung, es gibt auch für jeden von uns keine »Musik«, die nicht an Ihn gebunden wäre und von Ihm zeuge. In solchem Sinne wollen wir bitten, daß es Gott an uns allen wahr und wirklich werden lasse:
Singet dem Herrn ein neues Lied. Amen

4. Kirchenpolitische Vorgänge 1934

a) Schreiben des Rektors der Universität Breslau an den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin vom 26. Januar 1934. AUWr S 187 (maschinenschriftlich), 3 Seiten. Durchschrift.

26. Januar 34

Zu der Beschwerde des Herrn Professor Lohmeyer erlaube ich mir, dem Herrn Minister folgendes vorzutragen.

1. Zunächst möchte ich darauf hinweisen, daß nach meiner Auffassung Herr Lohmeyer nicht den Dienstweg bei seinem Beschwerdeverfahren eingehalten hat. Obwohl seine Abberufung durch den Herrn Dekan¹⁷⁷ unter ausdrücklicher Bewilligung des Rektors erfolgt und ihm das zum Ausdruck gebracht worden ist, hat er seine entgegenstehende Auffassung weder mit dem Rektor persönlich besprochen, noch hat er es für nötig erachtet, seine Beschwerde über den Rektor zu lenken. Durch Zufall erfuhr ich davon, daß Herr Lohmeyer sich direkt an den Herrn Minister gewandt habe. Ich habe mich mit dem Herrn Kurator darüber verständigt, der mir seinerseits sofort von sich aus die Beschwerdeschrift zur Stellungnahme zurückgesandt hat.

In einer derartigen Angelegenheit halte ich es aber für völlig untragbar, daß ein Mitglied der Universität unter Umgehung des Rektors sich direkt an Herrn Minister wendet. Ich bitte den Herrn Minister dem Beschwerdeführer das mit Nachdruck zum Ausdruck bringen zu wollen.

2. Zur Sache selber trage ich meine Rechtsauffassung vor. Nach der vorläufigen Universitätsverfassung sind alle Rechte der Fakultät übergegangen auf den Dekan. Nun ist durchaus richtig, daß der geschäftsführende Direktor in der evang[e][isch]-theolog[ischen] Fakultät ebenso wie in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät nicht von der Fakultät bestimmt wurde, sondern daß er durch die aus dem Kreis der von dem Herrn Minister ernannten Direktoren in einem von diesen Herren selber bestimmten Verfahren zum geschäftsführenden Direktor bestimmt wurde.

¹⁷⁷ Gemeint ist seine Abberufung als Direktor des Evangelisch-Theologischen Seminars. Dekan war zum damaligen Zeitpunkt der Alttestamentler Anton Jirku.

Dies geschah entweder auf dem Wege der Wahl oder aber in einem fest geregelten Turnus, wonach einfach die einzelnen Herren Direktoren dem Dienstalter der Reihe nach die Stelle antraten. Ich bin nun mit sämtlichen Herren Dekanen der Rechtsauffassung, daß mit dem Übergang der Rechte der Fakultät auch die Rechte eines engeren Kollegiums der Fakultät auf den Dekan übergegangen sind. Nur dadurch kann die erforderliche einheitliche Geschäftsführung der Seminare und Institute gewährleistet werden. Da aber bisher der Herr Minister sich nicht persönlich die Ernennung der geschäftsführenden Direktoren vorbehalten sondern sie dem genannt[en] Kollegium überlassen hatte, so ist nach meiner Auffassung dieses Recht heute durch den Rechtsnachfolger der Fakultät, den Herrn Dekan, auszuüben. Der Herr Dekan hat davon in voller Übereinstimmung und nach Besprechung mit dem Rektor Gebrauch gemacht.

Der abberufene geschäftsführende Direktor, Prof. Lohmeyer, hat sich dem Dekan gegenüber geweigert, sein Amt niederzulegen und bezeichnet in einem Schreiben an den Herrn Dekan seine Abberufung und die Neuerernennung als einen jeglichen Rechtsgrundes entbehrenden Akt. Ich erblicke in dieser Weigerung von Herrn Lohmeyer ein sehr bedenkliches, rechtswidriges Verhalten, das aufs schärfste zurückgewiesen werden muss, wenn anders die Führung durch Rektor und Dekan künftighin gewährleistet werden soll.

3. Mit voller Überlegung ist die Abberufung von Herrn Lohmeyer seitens des Dekans der evang[e]l[isch]-theolog[ischen] Fakultät ohne weiteres Eingehen auf die hierzu Anlass gebenden persönlichen Verhältnisse geschehen. Es sollte mit möglichster Schonung vorgegangen werden. Sachlich aber liegen eine ganze Reihe Gründe vor, die eine sofortige Abberufung von Herrn Lohmeyer schon seit längerer Zeit erforderlich machten. Ich verweise hierwegen auf die beiliegende Äusserung des Herrn Dekan der evang[e]l[isch]-theolog[ischen] Fakultät, die ich eingeholt habe. Ich selber darf dazu bemerken, daß Herrn Lohmeyers antinationalsozialistisches Verhalten und seine antinationalsozialistische Gesinnung eine offenkundige Tatsache ist, für die ich weitere Belege zu bringen nicht für erforderlich halte. Ich selber war in der letzten Fakultätssitzung Zeuge eines derartigen Aktes geworden, der im Grunde ein gehässiger Vorwurf von Herrn Lohmeyer gegen die nationalsozialistische Universitätspolitik in der üblichen versteckten Form, wie das ja heute vorgebracht zu werden pflegt, darstellt. Er unterstellte dem Rektor den Plan in die Promotionsordnung in entscheidender Weise den SA-Hochschulführer und den Führer der Dozentenschaft einführen zu wollen bzw. eingeführt zu haben.

Angesichts dieser Tatsachen bitte ich den Herrn Minister ergebenst um

möglichst rasche und eindeutige Behandlung des Falles, dessen Erledigung im Interesse einer klaren Führung der Universität gelegen ist.

Unterschrift: Walz

An

den Herrn Minister für Wissenschaft,
Kunst und Volksbildung

Berlin

durch

den Herrn Kurator der Universität
und der Technischen Hochschule

Breslau

b) Schreiben des Rektors der Universität Breslau an Prof. Lohmeyer vom 27. Januar 1934. AUWr S 187 (maschinenschriftlich), 1 Seite. Konzept.

Breslau 1, den 27. Januar 1934
Postfach

Wie ich gestern erfahren habe, haben Sie gegen eine Anordnung des Dekans unter Umgehung des Rektors sich direkt an den Herrn Minister gewandt. Angesichts der Bestimmungen der Hochschulverfassung und des neuesten Erlasses des Herrn Ministers über die Erachtung des Dienstweges muss ich Ihnen meine Mißbilligung über dieses Verhalten zum Ausdruck bringen. Es geht nicht an, daß der Rektor über einen derartigen Schritt nicht informiert wird, gleichgültig, ob er gerechtfertigt ist oder nicht.

Gleichzeitig bin ich überrascht von dem sachlichen Inhalt Ihres Schreibens an den Herrn Dekan der evangelisch-theologischen Fakultät. Der Herr Dekan hatte in vollem Einverständnis mit mir gehandelt und Ihnen das zum Ausdruck gebracht. Die Folgen Ihres Verhaltens werden Sie in vollem Umfange zu tragen haben. Ich werde selbstverständlich meinerseits den Herrn Minister entsprechend informieren.

c) Schreiben von Prof. Lohmeyer an den Rektor der Universität Breslau vom 30. Januar 1934. AUWr S 186 (handschriftlich), 1 Seite.

Breslau 18, Kurfürstenstr. 31/33
den 30. Jan. 1934

Magnifizenz, auf einen kleinen Punkt des gestrigen Gesprächs darf ich noch einmal kurz zurückkommen (ich tue es schriftlich nur um die Fiktion der Gesundheit¹⁷⁸ ... nicht völlig zu zerstören, um derentwillen ich gestern und heute nicht lese). Es betrifft dieses Eine: Eine Erklärung vorzulesen vor Beginn des Kollegs am Donnerstag scheint mir nicht ohne Bedenken. Denn

178 Wegen Textverderbnis im Original kann das Wort nicht mehr ermittelt werden.

durch eine Erklärung werden die Hörer in jedem Falle aufgefordert sich zu beifällig oder neinfällig zu äussern; und daran ändert auch der Inhalt nichts, wie schön er auch sein mag. Ich meine deshalb, es wäre besser, wenn man es von der Situation abhängig macht, ob eine Erklärung notwendig ist oder nicht, und würde, wenn Sie einverstanden sind oder ich weiter nichts höre, am Donnerstag so verfahren. Ich darf wohl hoffen, dass Sie sich meiner Überlegung anschliessen.

Ergebenst
Ernst Lohmeyer

d) Erklärung des Fachschaftsleiters Ev. Theol. der Universität Breslau vom 1. Februar 1934. AUWr S 186 (handschriftlich), 1 Seite.

Breslau, 1. 2. 1934

Erklärung des Fachschaftsleiters Ev. Theol. Universität Breslau betreffend Herrn Professor Lohmeyer, zu verlesen vor dem heutigen Kolleg 16–17 h.

S[ein]e Magnifizenz Herr Prof. Dr. Walz und die Führung der D[eutschen] St[udenten] an der Uni Breslau haben mich beauftragt, Ihnen folgendes mitzuteilen:

Wie Ihnen wohl allen bekannt sein wird, hat am 25.1.34 Herr Prof. Lohmeyer in seiner damaligen Eigenschaft als Direktor des theolog[ischen] Seminars irrtümlicherweise Zwei Ausschnitte aus dem offiziellen Parteiblatt der N.S.D.A.P., dem »Völkischen Beobachter« vom Fachschaftsbrett entfernen lassen. S[ein]e Magnifizenz hat auf Wunsch des Herrn Dekans und der Fachschaft die Angelegenheit in unser aller Sinne geregelt. Herr Prof. Lohmeyer wird zu Ihnen jetzt im Kolleg noch einige Sätze zu diesem Falle reden. S[ein]e Magnifizenz und die Studentenschaft lassen durch mich die Studenten der theolog[ischen] Fakultät auffordern, sich während und nach dieser Erklärung des Herrn Prof. Lohmeyer jeglicher Beifallskundgebungen zu enthalten. Es liegt im Sinne der Vorgenannten, wenn diese Erklärung mit einem kurzen Trampeln aufgenommen wird und wenn die Vorlesung ihren gewohnten Gang geht.

(Stempel: Evangelisch theologische Fachschaft Breslau)
Unterschrift: in Vertretung: Ullrich

e) Erklärung von Prof. Lohmeyer an den Rektor der Universität Breslau vom 1. Februar 1934. AUWr S 186 (maschinenschriftlich), 1 Seite.

Breslau, den 1. Februar 1934

Magnifizenz,

Ihrer Bitte entsprechend, werde ich heute die Erklärung, die am Montag, den 29. Jan. in Gegenwart des Herrn Kurators vereinbart war, verlesen. Ich möchte aber noch einmal ausdrücklich festhalten, dass ich bei dem Satz »Ich kann mich nicht erinnern, diesen Ausdruck (scil. provozierend) gebraucht zu haben«, diese vorsichtige Formulierung nur aus Schonung für den Leiter der theolog[ischen] Fachschaft, stud. theol. ev. Pohle gewählt habe, der mit seinem Ehrenwort bekräftigt hat, dass dieses Wort gefallen sei – eine Schonung, die Sie und der Herr Kurator mir nahelegten. Aus dem gleichen Grunde habe ich auf Ihren und des Herrn Kurators Wunsch auf eine Vernehmung von stud. theol. Hanna Bedürftig verzichtet, die Zeugin des Gesprächs war. Diesen Tatbestand festzustellen, halte ich in meinem eigenen wie in dem Interesse der Universität für notwendig.

Heil Hitler

Ihr sehr ergebener
Ernst Lohmeyer.

5. Eidesstattliche Erklärungen für Ernst Lohmeyers Freilassung aus der Haft 1946

a) Prof. Dr. phil. et med. Richard Hönigswald, Erklärung vom 18. September 1946 (maschinenschriftlich), 1 Seite. Privatbesitz der Familie Lohmeyer.

3240, Cambridge Avenue, New York 63, N. Y., USA.
den 18. September 1946

Erklärung

Herr Universitäts-Professor D. Dr. Ernst Lohmeyer in Greifswald ist seit Jahrzehnten mein intimer Freund. Ich bringe ihm absolutes Vertrauen und bedingungslose Hochschätzung entgegen. Er hat sich mir in allen Lebenslagen als Mann von humanster Gesinnung, vorbildlicher Toleranz und höchster Kultur bewährt. Ich halte ihn einer unehrenhaften Handlung oder auch nur der kleinsten Inhumanität für absolut unfähig. Ich kenne Professor Lohmeyer als bedingungslosen Gegner der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland und als unversöhnlichen Feind jeder antisemitischen Tendenz, wie sich denn zu allen Zeiten in seinem engsten Freundeskreis Juden befanden, und er sich niemals, auch nicht auf der Höhe der national-

sozialistischen Herrschaft, gescheut hat, sich offen und rückhaltlos zu seinen jüdischen Freunden zu bekennen.

Als Gelehrter gehört Herr Professor Lohmeyer zu den Ersten seines Faches. Er ist ein ausgezeichneter Forscher und fruchtbarer wissenschaftlicher Schriftsteller auf den Gebieten der Kirchen- bzw. Religionsgeschichte, sowie der theologischen Systematik. Dort bewährt er die besten Qualitäten des nüchtern urteilenden Historikers und feinsinnigen Darstellers, hier bewegt er sich ganz und gar auf der Höhe vollwertiger philosophisch-wissenschaftlicher Einsicht.

Alles in Allem: Ich schätze Professor Lohmeyer als eine der wertvollsten Persönlichkeiten, denen ich im Leben und im Verlaufe meiner eigenen langen Laufbahn als Forscher und Hochschullehrer begegnet bin.

Unterschrift

Dr. phil. et med. Richard Höningwald

früher ordentlicher Professor

der Philosophie

an den Universitäten Breslau und München

b) Prof. D. Dr. Martin Dibelius, D. D., Erklärung vom 18. Oktober 1946 (maschinenschriftlich) 2 Seiten. Privatbesitz der Familie Lohmeyer.

Heidelberg, Bergstr. 115, 18. X. 46.

D. Dr. Martin Dibelius, D. D. (St. Andrews)

Ordentl. Professor an der Universität

Ich, Endesunterzeichneter, dessen Personalien unten folgen, gebe hiermit folgende Erklärung an Eides Statt ab:

Professor D. Dr. Ernst Lohmeyer ist mir seit 1910 bekannt. Er war in Berlin mein Hörer, dann Senior meines Seminars, habilitierte sich nach dem ersten Weltkrieg bei mir in Heidelberg, und auch nach seiner Berufung nach Breslau blieben wir miteinander freundschaftlich verbunden.

Lohmeyer ist der Sohn eines westfälischen Pfarrhauses, ernster und wahrhaftiger Christ, ein Charakter von seltener Lauterkeit, ein Mensch von hoher geistiger Kultur, ein Gelehrter von außerordentlichen Fähigkeiten, einer der besten seines Fachs, dazu ein Künstler in der Stilisierung des gesprochenen und geschriebenen Wortes.

Für seine Art ist in all diesen Jahrzehnten eines charakteristisch gewesen: seine Abneigung gegen alles lärmende Wesen, gegen allen »Betrieb«, gegen das Streben nach Äußerlichkeiten und lauten Erfolgen. Daraus ergab sich von vornherein eine Spannung zum Nationalsozialismus. Die – eigentlich gegen Nietzsche gerichtete – Äußerung Lohmeyers in einem Brief an mich aus Glasegrund vom 10. IV. 1944: »Die stillen Dinge sind eben doch wahrer

und mächtiger als die gewollten« ist bezeichnend für ihn wie für seine Abneigung gegen die großsprecherische, sich immer mit Erfolgen brüstende Partei und gegen jeden prahlenden, säbelrasselnden Militarismus.

Beides ist Lohmeyers Wesen so entgegengesetzt wie nur möglich. Obwohl er sicher ein pflichttreuer und menschlicher Offizier war, in beiden Weltkriegen, ist es doch sein Ideal, »in der Stille« »ruhig und fleissig an diesen stillen Dingen weiter zu arbeiten« (Zitat aus dem gleichen Brief; gemeint ist die Arbeit an seinem Kommentar zum Matthäus-Evangelium). In seinen Briefen aus dem Feld redet er fast nur von theologischen und persönlichen Dingen, aber es sind eigentlich nicht die Briefe eines Feldsoldaten.

So ist es nicht zu verwundern, daß Lohmeyer, wenn ich mich recht erinnere, bereits 1933 einen Konflikt mit Partei-Instanzen in Breslau hatte und daß seine Versetzung nach Greifswald, wie mir erzählt wurde, eigentlich als Strafmaßnahme gedacht war.

Lohmeyers wissenschaftliche Geltung habe ich schon hervorgehoben. Sie ist auch im Ausland anerkannt: die amerikanische Society of Biblical Literature and Exegesis zählt ihn mindestens seit 1931 zu ihren Ehrenmitgliedern. Auch in Schweden hat er durch Wort und Schrift gewirkt (Vorträge in Uppsala ca. 1940). Soviel ich weiß, bestand in Uppsala der Plan, eine Lohmeyer-Bibliographie drucken zu lassen.

Alles in allem: Lohmeyer ist eines der wertvollsten Mitglieder der deutschen Professorenschaft und eine menschliche Erscheinung von besonderem und edlem Gepräge. Im Blick auf die Lauterkeit seines Charakters bin ich persönlich überzeugt, daß er einer unedlen und unehrenhaften Handlung nicht fähig ist.

Unterschrift

D. Dr. Martin Dibelius

ord. Professor der Theologie.

Über mich selbst darf ich mich auf das berufen, was der Rektor des ersten Jahres 1945/46 der wiedereröffneten Heidelberger Universität, der Chirurg Prof. Dr. Bauer, in einer Eingabe an die hiesige Mil[itär]Regierung schrieb:

»Prof. Dibelius ist eines der ältesten und angesehensten Mitglieder des Lehrkörpers, deklarierter Antinazi, alter Demokrat, als solcher auch politisch tätig, von den Nazis aus politischen Gründen gemäßregelt.«

Ich bin am 14. IX. 83 in Dresden geboren, habilitierte mich 1910 in Berlin und bin seit 1915 ord[entlicher] Professor der Theologie in Heidelberg. Ich war nie Pg [Parteigenosse] und wurde schon im April 1933 von den Nationalsozialisten mit zwei Haussuchungen bedacht. Gleich nach dem Einzug der Amerikaner wurde ich Stadtrat und Dekan unserer Fakultät.

Unterschrift: Dibelius

Die Elftausend-Jungfrauen-Kirche zu Breslau

von GERHARD LIERSE

Von der Zeit des Mittelalters bis zum 19. Jahrhundert zählte man in der Hauptstadt Schlesiens vier sogenannte Haupt- und Stadtpfarrkirchen. Eine von ihnen fiel auf durch ihren Namen und ihre äußere Gestalt. Zu den Kirchen von St. Elisabeth, St. Maria-Magdalena und St. Bernhardin gesellte sich im 15. Jahrhundert die Elftausend-Jungfrauen-Kirche. Man findet sie im Norden der Stadt auf dem sogenannten Elbing im Odertor-Viertel. Wenn man vom Ring mit dem ehrwürdigen Rathaus über die Schmiedebrücke durchs Kaisertor und über die Universitätsbrücke die Matthiasstraße weiter nach Norden zu ging, erblickte man bei der Einmündung der Elbingstraße das auffallende Kirchengebäude: ein zwölfeckiger Rundbau mit hoher Kuppel und einem Vorbau mit zwei kleinen Türmen – eben die 1821–1823 erbaute Kirche zu den Elftausend-Jungfrauen, rechts vor einer häßlichen Hausfront, links eingerahmt von einer schönen Baumkulisse, dem ehemaligen Friedhof, das Ganze eingeschlossen von einer weißverputzten Mauer, die sich nur vor dem Eingang in zwei große Tore für Fahrzeuge und zwei kleine für Fußgänger öffnete.

So steht sie auch heute noch da; nur mit dem Unterschied, daß auf dem Kuppeldach ein vergoldetes Kreuz blinkt anstelle eines vergoldeten Sterns, der im Zweiten Weltkrieg beschädigt wurde. Was es mit diesem Namen und dieser Kirche auf sich hat, soll im folgenden dargestellt werden.

Die Stiftung und die erste Kapelle 1400–1529

Es existiert eine Urkunde vom 7. Januar 1400, unterzeichnet von dem Breslauer Bischof Wenzel¹. Darin wird die Stiftung eines Hospitals mit Kapelle bestätigt, die der Breslauer Bürger Paul Steube zusammen mit seiner Ehefrau Katharina und im Namen seiner verstorbenen Geschwister

1 Die evangelische Pfarrkirche und das Hospital zu Elftausend Jungfrauen. Festschrift zur Feier ihres 500jährigen Bestehens auf Grund der Urkunden bearbeitet von Richard SPAETH, Pastor an Elftausend Jungfrauen. Breslau 1900, S. 1–3. Ich habe mich im folgenden vor allem an diese sehr gründlich erarbeitete Schrift gehalten.

Albert, Nikolaus, Matthias und Katharina Steube hatte erbauen lassen. Mit der Urkunde erhielt diese Stiftung ihre erforderliche Anerkennung²: daß die vorgenannten Stifter zur Ehre Gottes und seiner glorreichen Mutter Maria und zu ihrer Vorfahren und Nachkommen Seelenheil auf dem Elbing außerhalb der Mauern Breslaus, nahe der Brücke und dem Wege oder der öffentlichen Straße nach der Stadt Trebnitz rechter Hand ein Hospital zum Besten und Gebrauch oder Erholung und Wohnung armer weiblicher Aussätziger oder vom Aussatz befallener Frauen von seinen von Gott ihm geschenkten Gütern begründet und erbauet und dem Hospital eine Kapelle, nahe beigelegen mit einem Friedhof und entsprechendem Begräbnisplatz hinzugefügt, verbunden, erbaut und begründet haben unter Zustimmung des hochwürdigen Abts und Konvents des Klosters zu St. Vincenz des Prämonstratenser-Ordens und des Rektors (Pfarrers) der Parochialkirche zu Allerheiligen. 2. Auf das untertänigste Bitten der Stifter bestätigt nunmehr der Bischof, kraft seiner gesetzlichen Autorität, die gesamte Stiftung und gibt die Genehmigung zur Einweihung der Kapelle zu Ehren und unter dem Titel der heiligen Elftausend Jungfrauen, des seligen Apostels Bartholomäus und Papstes Gregor und der Jungfrau Margarethe.

Zu den vorgenannten Heiligen der Kirche treten als besondere Schutzheilige des Altars hinzu: Georg, Christophorus, Martha, Barbara und Katharina. Aber nur der Name der Heiligen Elftausend Jungfrauen hat sich bis zum Ende der deutschen Zeit erhalten. Der Name der hl. Ursula, der Leitfigur der Elftausend Jungfrauen, taucht nur später einmal auf, in einer Erklärung des Rates der Stadt Breslau vom 26. März 1654, in der die Kapelle beziehungsweise Kirche ein *kleines Capellelein zu St. Ursula genannt*³ wird. Das hatte aber bestimmte kirchenpolitische Hintergründe, und außerdem war das sonst seit 1305 bestehende »Fest der Elftausend Jungfrauen« am 21. Oktober⁴ inzwischen umgewandelt in ein »Fest der hl. Ursula und Gefährtinnen, Jungfrauen und Märtyrerinnen«. Der Name der Elftausend-Jungfrauen-Kirche blieb aber über die Reformationszeit erhalten. Erst die

2 SPAETH (wie Anm. 1), S. 2f.

3 Ebd., S. 68.

4 Jakob TORSY, in: Lexikon der Deutschen Heiligen, Köln 1959, Sp. 538f., und in einer persönlichen schriftlichen Antwort auf Anfrage am 10.4.86 (zit.: Lexikon). Frank Günther ZEHNDER, Sankt Ursula. Legende Verehrung Bilderwelt, Köln 1985, S. 69f. (zit.: ZEHNDER). Der Wechsel des Patroziniums beziehungsweise »die Umwidmungen auf Nebenpatrozinien« fand nach Zehnder im 19. Jahrhundert »sehr häufig« statt. Daraus ist wohl zu erklären, daß der Name der Elftausend Jungfrauen nicht mehr als Kirchenname vorhanden ist; die Kirche in Breslau bildet eine anscheinend einzigartige Ausnahme; auch Zehnder kennt keine.

polnischen Besetzer machten aus ihr eine »St. Josefs-Kirche«, weil der Karmeliter-Orden, der sie übernommen hatte, Josef zum Ordensheiligen hat.

Es erhebt sich die Frage: warum dieser Name und warum solch eine Stiftung? Die Frage nach der Stiftung ist leicht zu beantworten. Solche Stifungen⁵ von privater Hand wurden von der Kirche gern gesehen und gefördert. Sie dienten außer »zur Ehre Gottes« auch und wohl besonders dem Seelenheil der Stifter, ihrer Vorfahren und Nachkommen. Auf diese Weise entstanden zahlreiche gemeinnützige Einrichtungen. In den meisten schlesischen Städten soll es solche Anstalten für Aussätzige schon im 13. Jahrhundert gegeben haben. So existierte in Breslau schon vor 1260 ein Aussätzigenhospital für Männer auf der Klosterstraße gegenüber dem Kloster der Barmherzigen Brüder, das nach dem hl. Lazarus genannt war. Diese Stiftung aus privater Hand war nun für aussätzige Frauen bestimmt.

Bei der Frage nach dem Namen sind wir auf Vermutungen angewiesen. Da in und an der Kirche keinerlei Hinweise auf die Herkunft des Namens zu finden waren, ist zunächst einmal die vielgerühmte »schlesische Toleranz« ein Grund für die Beibehaltung des Namens. Die Legende vom Märtyrertod der hl. Ursula und ihrer Begleiterinnen bei Köln auf der Rückreise von einer Wallfahrt nach Rom ist im Mittelalter weit verbreitet gewesen. In Breslau gab es ein Deckengemälde zu diesem Thema im Dom⁶. Eine Kapelle im St. Vincenzkloster war danach benannt. Weil das neu gestiftete Hospital eine Reihe von Frauen beherbergen sollte, ist dem Stifter vielleicht die Vielzahl der Jungfrauen lieber gewesen als die eine bekannte Heilige. An dem schwunghaften Handel mit Reliquien aus dem Gräberfeld bei der St. Ursula-Kirche in Köln, der besonders im 12. und 13. Jahrhundert blühte, hatte unter anderem auch Breslau partizipiert. Seit 1267⁷ befanden sich in der Kirche St. Maria auf dem Sande zehn Schädel von den angeblich 11 000 Märtyrerinnen. Die immer wieder zur Verwunderung anregende Zahl Elftausend geht vermutlich auf einen Lesefehler zurück, der aber durch den Gebeinfund bestätigt zu sein schien. Seit 1662 erscheint die hl. Ursula mit ihren Gefährtinnen als Stadtpatronin⁸ der Stadt Köln neben

5 SPAETH (wie Anm. 1), S. 4.

6 Eine Bildkopie davon wurde mir freundlicherweise vom Herder-Institut in Marburg zur Verfügung gestellt. Vgl. auch Günter ELZE, Breslau gestern und heute. Ein Wegweiser, Leer 2. Aufl. 1980, S. 109 (zit.: ELZE).

7 SPAETH (wie Anm. 1), S. 3, und ZEHNDER (wie Anm. 4), S. 83ff.

8 Lexikon (wie Anm. 4), Sp. 538; ZEHNDER (wie Anm. 4), S. 21. Das Martyrium der hl. Ursula und ihre Verehrung geht bis ins 4. Jahrhundert zurück und hat ihren Ausgangspunkt in der St. Ursula-Kirche in Köln, die anfangs *Kirche der heiligen Jungfrauen* und erst seit dem 17. Jahrhundert wie heute heißt (ZEHNDER [wie Anm. 4], S. 57, 70). Dazu auch Stephan Lochners Gemälde der drei Stadtpatrone im Dom. SPAETH (wie Anm. 1), S. 72, 198ff.

den Hl. Drei Königen und dem hl. Gereon. Im Wappen der Stadt sind elf Flammen oder Hermelinschwänzchen zu sehen. Auf einem römischen Gedenkstein ist nämlich eine Inschrift zu lesen: *XI M V*, was sicherlich eine Abkürzung von *XI Martyres Virgines* war und nicht von *XI Milia Virginum*.

Dieses zunächst Kapelle zu den Elftausend Jungfrauen genannte Gebäude stand nun von Anfang an nicht nur, wie man annehmen könnte, den aussätzigen Frauen für gottesdienstliche Zwecke zur Verfügung⁹, sondern war für alle Besucher, vor allem des Elbing, offen; und deren gab es zunehmend viele. Das Vorortgelände des Elbing nämlich war schon, und später immer mehr, besiedelt. Es lohnt sich, sich eine gewisse Vorstellung vom Zustand der Gegend um 1400 zu machen. So heißt es nach alten Unterlagen¹⁰: *Vor den Toren der alten, blühenden, von starken Mauern umwehrten Handelsstadt Breslau lag nach Norden zu ein nicht unbedeutendes, liebliches Eiland. Es war von der Stadt durch den vielarmigen, mächtigen Oderstrom geschieden. Kleinere Oderarme durchzogen dies ... Gebiet; so war der ganze heutige Lehmdamm ein Wasserlauf, wie die Pläne von 1562 und 1761 erkennen lassen ...¹¹ Um das Jahr 1400 war dies Eiland, das stets durch Überschwemmungen viel zu leiden hatte und daher viel Teiche und Lachen enthielt, noch wenig bevölkert. Östlich vom Steindamm [der späteren Matthiasstraße], der Hauptverkehrsstraße nach Hundsfeld und dann weiter nach Polen, stand das im 13. Jahrhundert erbaute mächtige Kloster der Prämonstratenser zu St. Vincenz mit seiner stattlichen Klosterkirche und den beiden nahebei gelegenen Pfarrkirchen zu St. Michael und zu Allerheiligen... Den nördlichsten Teil bildete das wohl aus einer alten Dorfsiedlung entstandene, dem Vincenzkloster gehörige Vorwerk Olbina, von dem im Laufe der Zeit dieses ganze Vorstadtgebiet den Namen Elbing erhalten hatte.*

Ergänzend entnehmen wir aus einer Urkunde von 1367¹², daß das ganze Gebiet vorwiegend mit Eichwald bestanden war und eine kleine Anzahl von Häusern kleiner Ackerbürger und zwei bis drei Kretschame aufzuweisen hatte. Das Einzugsgebiet der Kirche ging aber weit darüber hinaus in die umliegenden Dörfer (zum Beispiel Lilienthal, Carlowitz, Rosenthal, Oswitz, Hundsfeld). Die Kapelle zu den Elftausend Jungfrauen nun, die recht bald den Rang einer Kirche bekam, soll ganz aus Stein gebaut gewesen

9 SPAETH (wie Anm. 1), S. 5.

10 Ebd., S. 1.

11 Dazu »Plan nach Bartel Weihner und sein Sohn 1562« und »Plan nach Neuwertz 1761« bei SPAETH (wie Anm. 1), zu S. 22 und 24.

12 SPAETH (wie Anm. 1), S. 1f., 24.

sein¹³. Sie erhielt schon bald eine Reihe von Ablaß-Vergünstigungen¹⁴ und war vor allen Dingen von Anfang an frei für alle Feiern kirchlicher Feste. Auch sorgte der Stifter dafür, daß alle kirchlichen Handlungen ungehindert vorgenommen werden konnten. Schon 1401 bezeugt Bischof Wenzel, daß von dem Stifter Paul Steube für den in der neuen Kapelle erbauten Altar und für dessen Altaristen ein jährlicher Zins von 15 Mark bestimmt worden sei. Aber bereits 1404 hat der Stifter das Patronatsrecht über Hospital und Kapelle inklusive des Altarlehens von 15 Mark dem Rat der Stadt, also keiner kirchlichen Behörde(!), abgetreten »für ewige Zeiten den Ratmannen der Stadt Breslau zu vorwesen und davor zu raten befohlen«¹⁵. Die Gründe für diesen Schritt kennen wir nicht. Aber diese Eigentumsveränderung hatte weitreichende und schwerwiegende Folgen. Die Kapelle und die später folgenden Kirchbauten standen fortan unter dem Schutz und der Verwaltung der Stadt auf städtischem Grund und Boden. 1409 erhielt die Kapelle eine Glocke¹⁶, von der die Inschrift überliefert ist: *Pfennige heische ich, Greulich goß mich.*

Während die Anfangsjahre der Stiftung von einem Rechtsstreit¹⁷ mit dem Kloster St. Vincenz über Eigentumsverhältnisse des Hospital- und Kirchengeländes überschattet waren, konnte sich die nun städtische Einrichtung sehr bald vieler Schenkungen erfreuen und zeigte damit auch von der Beliebtheit dieses »ehrwürdigen Denkmals kommunaler Wohlfahrtspflege«¹⁸. Aufgrund wohltätiger Zuwendungen der verschiedensten Art zur Unterhaltung der Gebäude und zum Unterhalt der aussätzigen Frauen und der angestellten Verwalter, Altaristen usw. wurde es schon seit 1434 möglich, Garten- und Ackergelände für die Selbstversorgung hinzuzukaufen. Eine besonders unerfreuliche Rolle spielte dabei der Erwerb eines größeren Geländes und dessen Anfechtung durch den Abt von St. Vincenz. Es handelte sich um ein Ackerland mit Namen Rapina (oder ähnlich), später auch Häselei genannt. Erst 1509 bequemte sich der Abt zum Einlenken, *das Vorwerk oder Äcker, Rapina genannt, nicht um Rechts willen, sondern um*

13 SPAETH (wie Anm. 1), S. 22, und Ludwig BURGEMEISTER/Günther GRUNDMANN: Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau, III. Teil: Die kirchlichen Denkmäler der Altstadt (Fortsetzung) und des Erweiterten Stadtgebietes. Die Friedhöfe. Breslau 1934, S. 132ff. (zit.: BURGEMEISTER). Hans LUTSCH, Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau, Breslau 1886, S. 83ff.; doch mit Vorsicht zu gebrauchen, da offensichtlich (Druck-?)Fehler bei Zahlen und anderen Angaben sich eingeschlichen haben (zit.: LUTSCH).

14 SPAETH (wie Anm. 1), S. 4f.

15 Ebd., S. 5. Auf Angaben über den Wert von Geld und Münzen muß hier verzichtet werden, so aufschlußreich dies im einzelnen wäre.

16 SPAETH (wie Anm. 1), S. 15.

17 Ebd., S. 8 und 10ff.

18 Ebd., S. 6.

mit den lieben Nachbarn in Frieden, Einigkeit und gutem Willen zu leben, der Stadt Breslau als ihr Eigentum zu überlassen, mit dem Gelöbnis, für sich und ihre Nachkommen, geistlich und weltlich, jeglichem Anspruch auf jene Güter für alle Zeiten zu entsagen¹⁹. 1515 erfolgte dann die feierliche Zueignung des Vorwerks seitens der »Ratmänner der Stadt« an das Hospital mit der ausdrücklichen Bedingung, »nicht wieder Äcker und Vorwerk aus dem Grundstück zu machen, sondern es als Gärten zu Nutz der armen Leute im Spital zu verwenden²⁰.« Die Aufsicht über diese Dinge wie über die gesamte Verwaltung oblag einem »Vorsteher«, dem ein »Schaffer« zur Seite stand, der die eigentliche Wirtschaft zu besorgen hatte. 1525 ist auch erstmals aufgeführt, wie viele Hospital-Insassen zu versorgen waren: »25 arme Leute«, die von der »Schafferin« und der »Siechmagd« (Krankenpflegerin) betreut wurden²¹.

Da die Kirche und das Hospital immer wieder auch in die politischen, wirtschaftlichen, klimatischen Verhältnisse eingebunden waren, sind hier zu erwähnen die furchtbaren Seuchen und Pestilzen, gewaltige Feuersbrünste und Überschwemmungen, besonders in den Jahren 1460, 1497 und 1501, (die) Schlesien heimgesucht, verheerende Wirkungen für Handel und Wandel gehabt und auch die auf fromme Wohltätigkeit angewiesenen Anstalten empfindlich getroffen haben²². Auch an die ganz Schlesien verwüstenden Streifzüge der Hussitischen Haufen ... 1420–1434 ist zu erinnern, wenn auch »die Stadt Breslau ... mit ihrer unmittelbaren Umgebung verschont geblieben« ist. Viel direkter war die Elbing-Vorstadt mit Kirche und Hospital von den Auseinandersetzungen Schlesiens mit dem Böhmenkönig Georg von Podiebrad betroffen, als dieser die Stadt erobern wollte (1458/59). Elbing mit Kirche und Hospital blieben unversehrt, und die Stadt war noch einmal gerettet²³.

Über 125 Jahre lang konnte sich die Gemeinde ihrer Kirche erfreuen. Aus der capella war eine ecclesia, aus dem cappelanus und altarista ein rector und curatus, d.h. Pfarrer geworden, dessen Seelsorge sich weit über den Rahmen der Hospitalstiftung erstreckte²⁴. Die Besetzung der Pfarrstelle lag in den Händen des Rates der Stadt. Dieser hatte »dem Bischof eine geeignete Persönlichkeit zur Investitur« vorzuschlagen. Das Verfahren wurde durchgehend bis 1515 eingehalten, immer auch ein »curatus, also Pfarrer von Elftausend Jungfrauen«, was »ein Grabdenkmal in der Kirche«

19 Ebd., S. 11.

20 Ebd., S. 12.

21 Ebd., S. 12.

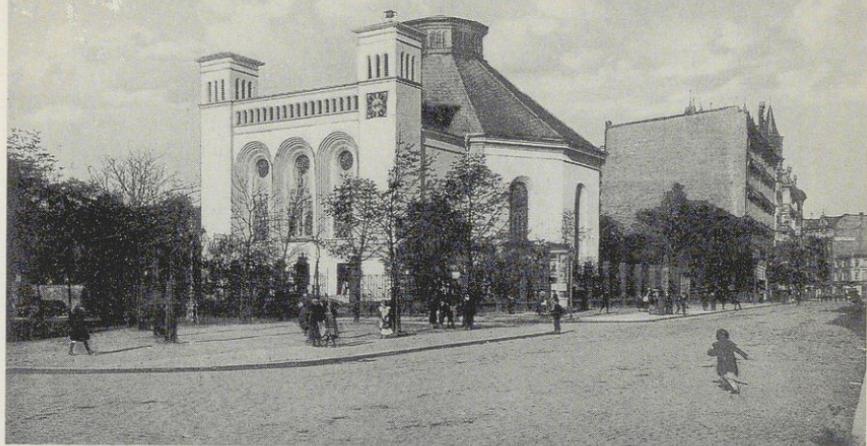
22 Ebd., S. 13.

23 Ebd., S. 13f.

24 Ebd., S. 15.

Breslau

Elftausend Jungfrauen Kirche



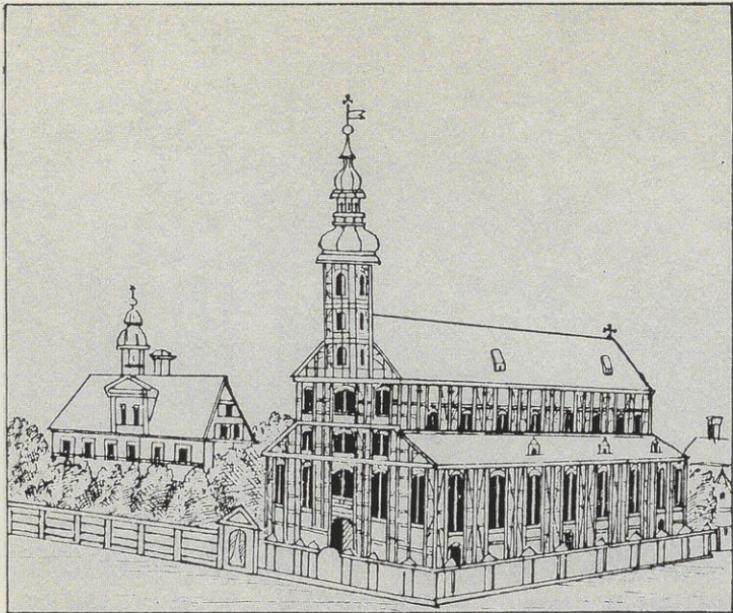
Elftausend-Jungfrauen-Kirche, Postkarte von 1913

Jubiläumskarte 7. Jan. 1400 – 1900.



Neujahrsbild d. fröh. 11000 Jungfrauen-Kirche Breslau
a. d. 17. Jahrh.

Jubiläumskarte von 1900



Elftausend-Jungfrauen-Kirche von 1726–1806



Eine Ansicht der neuen Elftausend-Jungfrauen-Kirche, nach 1823

Das Pfarramt der ev. Elftausend Jungfrauen-Kirche.

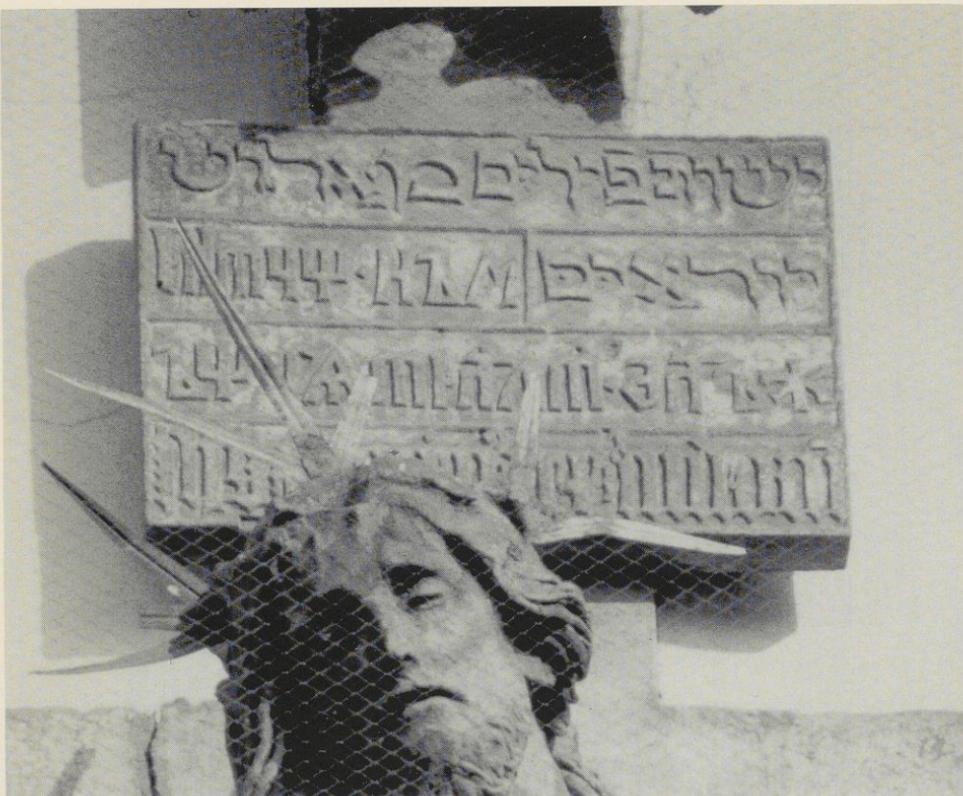


Lippa.

Siegel vom Pfarramt



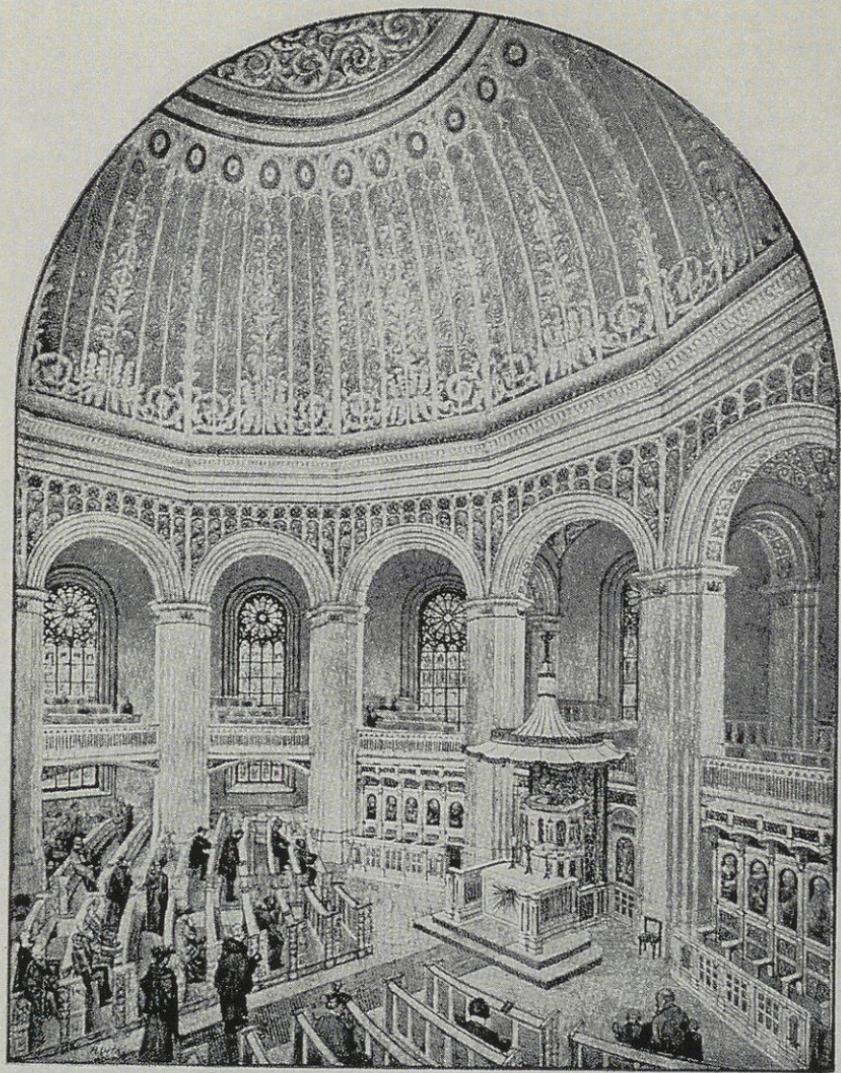
Kreuzigungsgruppe an der Elftausend-Jungfrauen-Kirche 1983, früher am Nicolaitor zu Breslau bis zu dessen Abbruch und Anbringung am Neubau der Kirche 1820/23



Die Inschriftentafel ist offenbar erneuert worden. Die drei ersten Zeilen in hebräischer und kyrillischer (!) Schrift geben Rätsel auf. Die 4. Zeile ist lateinisch und enthält den gewohnten Text.



Elftausend-Jungfrauen-Kirche nach 1945



Inneres der Elftausend Jungfrauen-Kirche
nach der Renovation 1906.



Ansichten
vom Innenraum



St. Ursula-Statue, seit der Renovation von 1983 aufgestellt

ausdrücklich bestätigt. Infolge der Ereignisse im Zusammenhang mit König Podiebrad erfreute sich die Stiftung mit der Kirche noch größerer Wohlwollens durch die kirchlichen Oberen, als das bisher schon der Fall gewesen war²⁵. Der Papst, verschiedene Bischöfe, auch der Bischof Johann Turzo von Breslau gewährten neue Ablässe, die zuletzt mit etlichen Tagen an 31 Festtagen zu erlangen waren, *da – wie es bei Bischof Turzo heißt – die Kapelle zu den Elftausend Jungfrauen an den Kelchen und anderen Geräten Mangel habe und die Kirchenvorsteher eine Monstranz beschaffen möchten, wozu sie keine Hilfsmittel haben.*

Aber mit der massenhaften Verbreitung von D. Martin Luthers²⁶ Schriften in Breslau und dem Einspruch des Rates der Stadt im Einvernehmen mit dem Domkapitel »gegen den furchtbar überhand nehmenden Mißbrauch des Ablaßwesens« hielt zugleich die Reformation in Breslau ihren Einzug, trotz »Androhung schwerster Strafen durch den Papst«. Schon 1523 wird »ganz im Einvernehmen mit Bischof Jakob von Salza« der »Kanonikus zum heiligen Kreuz Johann Heß« an die Kirche St. Maria Magdalena und zwei Jahre später der auch »in Wittenberg gebildete Moibanus an die St. Elisabethkirche« berufen mit der Weisung, »nach dem Beispiel des Heß nur das zu predigen, was in der Heiligen Schrift stehe«. So hat sich in Breslau die Reformation »in allmählicher das Alte vorsichtig schonender Entwicklung vollzogen«. Das gilt »insbesondere auch für die Elftausend-Jungfrauen-Kirche«, die »der Überlieferung nach ... 1525 der ... evangelischen Predigt erschlossen«²⁷ wurde, und zwar durch Prediger, die fortan durch den Rat ohne bischöfliche Investitur berufen wurden. Valentin Geroldi war der erste in dieser Reihe. Wann genau seine Tätigkeit begann, ist nicht festzustellen. 1537 ist er jedoch schon längere Zeit Pfarrer und wird auf seine Bitten hin endgültig auf Lebenszeit angestellt; er erhält erst jetzt ein festes, wenn auch »bescheidenes Einkommen«²⁸.

Die ruhig verlaufende Entwicklung wurde plötzlich und einschneidend unterbrochen, als im Oktober 1529 sämtliche kirchlichen Gebäude auf dem Elbing aus verteidigungstechnischen Gründen zerstört wurden: das stattliche Kloster der Prämonstratenser, das nur noch 14 Mönche beherbergte, die beiden Pfarrkirchen zu Allerheiligen und St. Michael und die unter dem Patronat der Stadt stehende Elftausend-Jungfrauen-Kirche. Allein das Hospital durfte stehen bleiben²⁹. Dies verstand die Gemeinde als einen

25 Ebd., S. 16f.

26 Ebd., S. 18.

27 Ebd., S. 19.

28 Ebd., S. 20.

29 Ebd., S. 20f. Der Grund war die Türkengefahr nach der Schlacht bei Mohacs 1526. Das Kloster wurde später in der Stadt wieder aufgebaut, auf dem Ritterplatz hinter der

Glücksfall und als Gottes Fügung, denn das Hospital konnte nun seine Betstube der Gemeinde für ihre gottesdienstlichen Bedürfnisse zur Verfügung stellen. Eine Gefahr der Ansteckung bestand nicht mehr, seitdem gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Aussatz aufgehört hatte und das Hospital nun »für alte ungestalte Weibspersonen bestimmt wurde«. So ist aus dem Krankenhaus im Lauf der Zeit eine Alters-Versorgungs-Anstalt³⁰ geworden. 17 Jahre mußte sich die Gemeinde mit der Betstube begnügen, bis es 1546 dem seit 1542 amtierenden Pfarrer Simon Graff gelang, ein neues Gotteshaus zu bauen. Hierfür wurde ein Platz gewählt, auf dem heute noch das (fünfte) Kirchengebäude steht.

Das zweite Kirchengebäude 1546–1725

Auch über diesen Bau fehlen nähere Angaben³¹. Der Überlieferung nach wurde das neue Gebäude als Holzbau, mit Steinen ausgesetzt, hergestellt, während das erste Kirchlein ganz aus Stein erbaut gewesen war. Die Form des Neubaus ist ziemlich genau dem Plan von Bartel Weihner und seinem Sohn aus dem Jahr 1562, also nur 16 Jahre nach dem Neubau, zu entnehmen. Sonst sind uns nur Zeichnungen des Gotteshauses nach der zweimaligen Erweiterung bekannt. Sie zeigen den ursprünglichen Bau mit dem Dachreiter, der ersten Erweiterung daran anschließend und den zweiten Anbau als letztes und kleinstes Teil. Besonders schön ist die Abbildung auf der »Jubiläumskarte zum 7. Januar 1400–1900–Neujahrssbild der früheren 11 000 Jungfrauen-Kirche Breslau aus dem 17. Jahrhundert«³². Dabei fällt allerdings auf, daß ein Steinbau und nicht ein in Fachwerk ausgeführtes Gebäude dargestellt ist. Die Abbildung zeigt außerdem in freier Ausmalung die Legende von der hl. Ursula mit ihren Gefährtinnen.

Dieser zweite Bau hat die längste Standzeit gehabt und zugleich auch die schwierigsten Zeiten überdauert. Schon 1582 war das Dürmle auff den Kirchen, wandelbar und schadhaft worden³³. Ein Jahr später konnte es

Sandbrücke 1678–1697. Vgl. dazu H. TRIERENBERG, Reiseführer Schlesien, Würzburg 1987, S. 259; und ELZE (wie Anm. 6), S. 95.

30 SPAETH (wie Anm. 1), S. 22.

31 BURGEMEISTER (wie Anm. 13), S. 132f.

32 Diese Karte erhielt ich von Herrn Raupach (Rheinfelden bei Basel), der ein eifriger Sammler von Postkarten und anderen Erinnerungen an Schlesien ist. Vgl. auch SPAETH (wie Anm. 1), S. 23, und Der Breslauische Erzähler: Eine Wochenschrift. 6. Jahrgang No. 36, Sonnabend, den 3. August 1805, Kupferstich: Die vorige Kirche zu elftausend Jungfrauen vor Breslau. Nach einer richtigen Zeichnung vom Jahre 1705 (zit.: Erzähler). Zur Ikonographie von Einzeldarstellungen der hl. Ursula mit Gefolge cf. ZEHNDER (wie Anm. 4), S. 138ff.

33 SPAETH (wie Anm. 1), S. 29f.

restauriert werden. Viel dringender und natürlich auch kostspieliger wurde die notwendige Erweiterung der Kirche. Zweimal ergingen im Jahr 1604 an den Rat der Stadt dringende Bitten, diese Vergrößerung zu genehmigen, weil dies »ein unabweisbares Bedürfnis der Zeit sei«. Den Bitten des Pfarrers Magister Jeremias Wigand »schlossen sich sehr bald der Scholz, die Ältesten und die ganze Gemeinde auf dem Elbing an«, mit der *ausdrücklichen Bezeugung, daß bei diesem Kirchlein sich nicht allein auf die drei Hauptfeste, sondern auch anderer Sonntage des Jahres über Gott Lob und Dank eine solche Menge Volks befindet, daß ihrer viele darin keine Stelle haben und da sie gleich außerhalb stehen bleiben, sie doch die Predigt nicht allein wohl vernehmen können, sondern auch oft wegen großer Kälte, Schnees und Regenwetters darum ziehen müssen.* Die Gewährung solcher Bitten, aus welchen Gründen immer, ist noch einmal verzögert worden, weil inzwischen (1611)³⁴ der Pfarrer Magister Balthasar Osten mit der »demütigen Bitte« an den Rat herantrat, ihm ein neues Pfarrhaus zu bauen. Die Begründung dazu gibt einen Einblick in die geradezu kläglichen Verhältnisse, unter denen viele Jahre lang die damaligen Pfarrer hatten leben müssen. Das seit mehr als 30 Jahren baufällige Haus ist immer wieder geflickt und ausgebessert worden; allein durch die vielen Hochwasser sind die Wände ganz durchzogen, hat sich alles gesenkt und gelüftet, das Holz ist allenthalben verfault, wurmstichig geworden, mit Meusen, Kröten und andern Unreinigkeit erfüllt, daraus dann merklicher Schaden an der Gesundheit entstanden. Zudem ist dies Haus unverwahrt, so daß Diebe bei Nacht einsteigen und was die Pfarrer von Gott und guten Leuten durch ihren sauren Amtsschweiß und ungesparte Mühe lange Zeit eingesammelt, weggestohlen haben. So habe eben erst am 22. Februar, da der Pfarrer mit Weib und Gesinde zum heiligen Abendmahl des Herrn zu gehen entschlossen, ein Dieb alle Ketten und Schlösser weggewürgt, sei eingestiegen und habe seinen besten Habit samt anderen häuslichen Stücken, so auch mit etlichen 60 Thalern nicht zu ersetzen und in vieler Zeit nicht zu verdienen, geschweige zu erübrigen sind, weggestohlen. Noch im gleichen Jahr, 1611, schenkte man den Bitten Gehör, und das Pfarrhaus wurde neu erbaut.

Aber sieben Jahre vergingen, ehe der Kirchenbau in Angriff genommen wurde (1612). Die Bedenken, die vermutlich zur ersten Verzögerung geführt hatten, waren infolge des Majestätsbriefes von Kaiser Rudolf II., dessen Vergünstigungen nun auch den schlesischen Protestanten zugebilligt wurden (1609), zerstreut worden. Nun, da auch der Mißstand am Pfarrhaus beseitigt war, konnte man zügig an den Neubau gehen, sobald die Finanzen geklärt waren. Eine vom Rat der Stadt Breslau genehmigte Kollektensamm-

³⁴ Ebd., S. 30f.

lung³⁵ bei der Bürgerschaft der Stadt erbrachte 205 Thl. 17 Sgr. Aber wie auch andernorts üblich, ließ der Vorsteher von Hospital (und Kirche) den Hilferuf über die Grenzen der Stadt hinausgehen, so an die *löbliche Kammer in Ober- und Niederschlesien, die Zünfte der Schmiede, Kretschmer, Partirer, Bäcker, Reichkrämer, Maler, Tischler, Glaser, Goldschläger, Schuster*. Im Sommer 1613 konnte daraufhin der Erweiterungsbau fertiggestellt werden. In dem Zusammenhang erfahren wir auch die Maße der Veränderung: *bisher 16 Ellen breit und 22½ lang ... um 16 Ellen verlängert und um je 8 Ellen verbreitert*³⁶. Das stimmt auch mit den Abbildungen überein.

Der neu aufgerichtete Predigtstuhl, auf dem die erste Predigt am elften Sonntag nach Trinitatis gehalten wurde, war eine Stiftung, ebenso ein neuer Taufstein mit einer zinnernen Taufschale, die den gern zitierten Spruch trug »Gottes Wort und Luthers Lehr' vergeht nun und nimmermehr«³⁷. Auch eine neue Orgel wurde nötig. Sie wurde mit *7 Stimmen, einem Tremulant und drei Blasebälgen* (1617) und später nach einer bald erforderlichen Reparatur (1633) hinter den Altar gesetzt (1695). Inzwischen (1641) war die Kirche schon *ganz baufällig* geworden. Der Dreißigjährige Krieg und die um 1633 grassierende Pest trugen dazu bei, daß man über 40 Jahre zu warten hatte, bis eine bauliche Veränderung möglich wurde (1687). Drei Tatbestände sollen diese Notzeit beleuchten.

1. Schon 1630³⁸ erging eine Anfrage von Scholz Hans Pogner auf dem Elbing, wo und wie man die *Leichen des umblauffenden Bettelvolks, die viel auf offenen Gassen und Felde gefunden werden, begraben sollte*. Wie groß der Notstand war, erhellt daraus, daß die Genehmigung erteilt wurde, *diese auf freiem Felde gefundenen Leichen an der Stelle, wo sie tot lagen, mit sammt ihrem Totenlager und Geräte zu begraben*.

2. Das Leichbuch von den Elftausend Jungfrauen verzeichnet in dem Pestjahr 761 Todesfälle. Unter anderem *ereilte der grausige Tod den erst 1½ Jahre hier amtierenden Pfarrer Caspar Freyer im Alter von 29 Jahren, und 4 Wochen später auch seine erst 20jährige Gattin. Und noch im gleichen Jahre ... starb der Nachfolger Nikolaus Polius, der nur 5 Wochen das Pfarramt ... hatte verwalten dürfen*. Auch habe die Pest die besten Schulknaben, welche gesungen, weggerafft³⁹.

3. 1634 bittet der neue Pfarrer an Elftausend Jungfrauen den Rat der Stadt ... um eine Beihilfe ... und ihm in den kummerhaften Zeiten, da vor

35 Ebd., S. 32.

36 Ebd., S. 31.

37 Ebd., S. 32f.

38 Ebd., S. 35.

39 Ebd., S. 36.

der Stadt kein Schutz vor Feind und Feuer ist, in den Ringmauern eine Wohnung anzuweisen, daß er mit Weib und Kind sicher sei. Tags über will er draußen bei der Kirche sein und seine Amtspflichten getreulich erfüllen. Da sein Gesuch nicht genehmigt wurde, erhebt er ein Jahr später noch einmal die Klage, über die täglich und stündlich ... drohende Gefahr, da die Planken eingerissen, die Häuser ruiniert worden sind und die Soldaten auch durch das Pfarrhaus einen freien unbehinderten Gang haben wollen, was er ihnen auch gewährt hat, um nicht größere Ungemach erdulden zu müssen. Dabei leidet er buchstäblich Not, weil keine Accidentien mehr einkommen; denn die Armut der Inwohner auf dem Elbing ist so groß, daß die Begräbnisse still gehalten werden. Am liebsten würde er daher eine Anstellung an einer der Hauptkirchen der Stadt vom Rat erlangen ... Noch im Jahre 1647 ... sind ihm bei einem nächtlichen Einfall und Plünderung des schwedischen Volkes seine Priesterkleider geraubt worden. Aber auch mit dem Friedensschluß von Münster und Osnabrück waren die Nöte und Leiden nicht vorbei, »weil die schwedischen Garnisonen in all den von ihnen besetzten Plätzen verblieben und noch fast zwei volle Jahre von den Einwohnern verpflegt werden mußten⁴⁰.« Daß dabei auch das Hospital nicht verschont geblieben ist, ist nicht verwunderlich, soll aber hier nur erwähnt werden.

Noch eine ganz andere Not traf die Gemeinde von Elftausend Jungfrauen auf dem Elbing: das waren die Machenschaften der Gegenreformation, insbesondere die der Klöster St. Vincenz und St. Matthias. Die Einzelheiten würden hier zu weit führen. Es ging vor allem darum, »die den Katholiken längst verhaftete evangelische Kirche zu Elftausend Jungfrauen entweder dem katholischen Glauben zurückzugewinnen oder sie zur Bedeutungslosigkeit einer Hospitalkapelle wieder herabzudrücken⁴¹.« Die Standfestigkeit des evangelischen Breslauer Rates und die Tatsache, daß die Kirche auf städtischem Grund und Boden stand, haben dazu beigetragen, daß die Angelegenheit in über 80 Jahren Auseinandersetzungen schließlich zugunsten der Kirche ausging. Erst infolge des Altranständter Vertrages von 1707 kam es 1708 zu einer Art Waffenstillstand⁴², der dem amtierenden Pfarrer von Elftausend Jungfrauen alle Rechte gewährte. Die alten Versuche, die Parochialrechte von Elftausend Jungfrauen einzuengen oder ganz aufzuheben, begannen dann wieder im Zusammenhang mit dem nötig werdenden Neubau der Kirche (seit 1725).

Die Klagen über die Baufälligkeit der Kirche nach der zweiten Erweiterung 1687 scheinen ein wenig übertrieben gewesen zu sein; denn noch 1707

40 Ebd., S. 40.

41 Ebd., S. 40.

42 Ebd., S. 49.

wird ein neues Orgelwerk eingebaut⁴³. Indes wird schon wenige Jahre danach (1711) »die Unsicherheit des Kirchengebäudes in bedrohlicher Weise offenbar«. Man mußte die beiden Glocken vom Turm nehmen und sie innerhalb der Kirche auf der »Bohrkirche«, also über der Empore auf die Balken unter dem Kirchendach, aufhängen. Zugleich wurde als Ersatz für die kleine gesprungene Glocke unter Verwertung des Materials eine neue gegossen und am 27. März 1712 erstmals geläutet. Sie konnte ihren Dienst jedoch nicht lange tun. Von 1712–15 traten alljährlich verheerende Überschwemmungen ein, unter denen gerade der Elbing zu leiden hatte... Als 1715 das große Wasser den Leimdamm durchbrochen, Häuser und Gärten über den Haufen geworfen und alles ruinieret, überflutete der Strom auch das Hospitalgrundstück derartig, daß die in den Stuben liegenden Leute bis oben ans Bett Wasser hatten, die Planken in allen Gärten weggerissen und die Gärten zu vollen Sandbergen gemacht wurden. Daß solche verheerende Gewalt des Wassers auch die Grundfesten der Kirche mehr und mehr untergrub, versteht sich von selbst. So war denn schon 1716 eine Kommission darüber einig, daß ein Neubau unabweisbare Notwendigkeit sei, und nur der Geldmangel hat die Ausführung dieses Beschlusses (zunächst u.a.) verhindert. Jedoch zeugen die in diesen Jahren besonders reichlich vorhandenen Quellen von einem immer reichhaltiger sich entwickelnden Gemeindeleben⁴⁴, dessen Einzelheiten hier nicht aufführlich dargestellt werden sollen. Nur so viel: Eine zweite geistliche Kraft⁴⁵ mußte – oder vielmehr konnte – angestellt werden. Zur Abhaltung der Mittagspredigten wurden Studenten der Theologie und Gebetsvorleser bei St. Elisabeth herangezogen, sogenannte Katechismusprediger. Auch bei der Ausgestaltung der Gottesdienste war die gerühmte schlesische, speziell Breslauer Toleranz spürbar. Die Marien- und Aposteltage wurden »schon 1611 wie in den andern Kirchen der Stadt, so auch in Elftausend Jungfrauen mit Predigt und Sakrament, Gesängen und Gebeten gefeiert.« Die Hauptstücke der Liturgie wurden vom Pfarrer immer noch lateinisch gelesen beziehungsweise gesungen⁴⁶. Erst 1692 hat der Vorsteher Heinrich Mayr den Pfarrer Mag. Otto dazu vermocht, das *Sanctus* nebst dem *Pater noster* deutsch abzusingen, damit der gemeine Mann umb so viel mehres seine Gedanken zu Gott haben und das heilige *Nachtmahl* umb so viel andächtiger und würdiglicher empfahen möge.

Noch eine Besonderheit: *Die Früh- und Wochenpredigten, wie sie in den innerstädtischen Kirchen gehalten wurden, fielen bei Elftausend Jungfrauen*

43 Ebd., S. 53.

44 Ebd., S. 52.

45 Ebd., S. 44.

46 Ebd., S. 45.

weg, weil der Pfarrer allein dazu nicht ausreichte. Dagegen ward schon seit langem die Christnacht gefeiert, freilich unter uns sehr sonderbar erscheinenden Umständen. Weil nämlich zu dieser Feier das Volk aus 1 bis 2 Meilen Umkreis sich zusammenfand und allerlei Unfug getrieben wurde, war es nötig, daß der Geistliche wenigstens mit 40 bis 50 Mann Erbsassen auf dem Elbing mit Ober- und Untergewehr in die Christnacht geführt, beim Altar und der Sakristei nebst anderen Kirchthüren Wacht gehalten und der Pfarrer auch wieder nach Hause geleitet werden mußte, damit von dem unbändig Bauersvolk und dessen niedrigem Anhang alle gar leicht sich ereignenden Contraritäten mögen abgewendet werden⁴⁷.

So »erlebte« diese Kirche in den fast zweihundert Jahren ihres Bestehens recht turbulente Verhältnisse, während sich das gottesdienstliche und Gemeindeleben immer stärker und reichhaltiger entfaltete. Es versteht sich, daß auch das Hospital vielfache Veränderungen und Nöte zu überstehen hatte. Das Kirchengebäude verfiel jedoch immer mehr, so daß »alle Tage ein großes Unglück und Einfall zu erwarten« war. So verzichtete man notgedrungen auf jede Reparatur und beschloß 1724 den Neubau⁴⁸.

Der dritte Bau 1735–1806

Der Beschuß zum Neubau wurde noch konkretisiert mit der Bemerkung, daß »nur von Holz, mit Ziegeln ausgeflochten« gebaut werden solle, und »der Turm mit Blech (statt mit dem viel teureren Kupfer) gedeckt, mit gutem Firnis und roter Farbe gestrichen«⁴⁹ werden solle. So konnte es endlich am Trinitatisfest 1725 zur Grundsteinlegung kommen. Recht zügig wurde hochgemauert und der Turm vollendet. Bei einer Besichtigung im Februar 1727 fand man aber ein »völlig unfertiges Bauwerk« »ohne Fenster und den größten Teil des Daches« vor, so daß der Bau »allen schädlichen Einflüssen der Witterung« ausgesetzt war⁵⁰. Die neue Kirche war auf Maße angelegt, die die alte in der Länge um $37\frac{1}{2}$ Ellen und in der Breite um $10\frac{1}{2}$ Ellen übertraf; die Höhe des Kirchenschiffs betrug 40 Ellen und die des Turmes sogar 80 Ellen⁵¹. So verwundert es auch nicht, daß man die neue Kirche auf dem alten Platz errichten konnte und das alte baufällige Kirchlein einfach überbaute. Aber nun wurde diese neue, recht stattliche, wenn

47 Ebd., S. 45.

48 Ebd., S. 54.

49 Ebd., S. 54f.; BURGEMEISTER (wie Anm. 13), S. 133; Erzähler (wie Anm. 32) vom 24. Januar 1807, Ehemalige Kirche zu Elftausend Jungfrauen, LUTSCH (wie Anm. 13), S. 83.

50 SPAETH (wie Anm. 1), S. 57f.

51 Ebd., S. 55.

auch sparsam gebaute Kirche, geradezu eine siebte Gnadenkirche. Denn mitten in der eben beschriebenen Bauphase verbot ein kaiserlicher Erlaß den Weiterbau. Das königliche Oberamt der Stadt teilte dem Rat mit, daß Kaiserliche und Königliche Majestät anbefohlen, die Weiterführung des ohne Allerhöchsten Konsens unternommenen Baues des Kirchels bei Elftausend Jungfrauen bei Strafe von 2000 Dukaten zu inhibieren. Dieses Verbot war infolge einer Eingabe des Abtes von St. Vincenz zustande gekommen⁵², der erneut zunächst erfolgreiche Schritte unternahm, um der Kirche die Parochialrechte streitig zu machen.

So flammte der alte Konfessionsstreit wieder auf und behinderte den Weiterbau und das Gemeindeleben noch weitere zehn Jahre. *Die Kämpfe, welche (diese Zeit) erfüllen, bilden ein Ruhmesblatt in der Geschichte der evangelischen Bürgerschaft Breslaus und geben ein glänzendes Zeugnis des protestantischen Wahrheitsmutes und der echt evangelischen Glaubenstreue, die in unseren Vorfätern lebendig waren und ihnen keine Mühe zu schwer und kein Opfer zu groß erscheinen ließen, um das unersetzliche Kleinod der evangelischen Wahrheit für sich und ihre Nachkommen unangetastet zu erhalten*⁵³. Mitbetroffen war, nebenbei bemerkt, auch die andere vor den Toren der Stadt gelegene Kirche St. Salvator, die ebenfalls auf städtischem Grund stand. »Ungezählte Berichte, Memorialien, Bittschreiben und inständige Beschwerden« und Verhandlungen füllten die zehn Jahre. Sogar eine besondere Deputation wurde nach Wien entsandt, was den Rat der Stadt enorme Summen⁵⁴ kostete, aber schließlich doch zu einem endgültigen und passablen Ergebnis führte. Mehrfach stellten sich hinter den Rat der Stadt mit »eigenhändigen Unterschriften (die) Gelehrten und sämtlichen Ältesten der läblichen Kaufmannschaft, Zünfte und Zechen⁵⁵.« Die Argumente für und gegen das Parochialrecht des »Spitalkirchleins« (oder auch »Spittel-Kapelle«)⁵⁶, die vom Rat der Stadt einmal sogar (1654) nur ein ganz geringes Capellelein zu St. Ursula genannt wird, waren nicht immer stichhaltig, überwogen jedoch zum Schluß zugunsten des Rats und der Elftausend Jungfrauen-Kirche. Doch konnte sich Abt Ferdinand Graf von Hohberg zu Recht darauf berufen, daß »der zuständige Pfarrer für alle Inwohner des vor dem Oder- und Sandthor gelegenen Elbings bis zur Reformation der Pfarrer von Allerheiligen (der späteren Michaeliskirche) gewesen ist.«

52 Ebd., S. 56f.

53 Ebd., S. 58.

54 Ebd., S. 65, 45.589 Thl. 6 Sgr. 6 Pf.

55 Ebd., S. 59.

56 Ebd., S. 64, 66.

Tatsächlich stand aber der Magistrat doch auf vollständig gesetzlichem Boden, als er ... für die Ausübung der Parochialrechte bei der Elftausend Jungfrauen-Kirche sich auf den langen ruhigen Besitz derselben auch schon vor dem Westfälischen Frieden und ebenso auf die Tatsache berief, daß diese Rechte aus kaiserlicher Gnade durch den genannten Friedensschluß und die Altranstädter Konvention bestätigt und aus den Kirchenbüchern und Urkunden erweislich seien⁵⁷. Endlich wurde am 11. September 1736 der Vergleich abgeschlossen und am 11. Februar 1737 vom Kaiser bestätigt⁵⁸. Aber schon 1734 war durch kaiserliches Reskript »die Ausführung des angefangenen Kirchenbaues nach den eingereichten Rissen« gestattet worden, doch sollte der Rat dies als »eine ganz besondere allerhöchste Gnade« mit unterthänigstem Danke erkennen«. Schon vier Tage später wurde der Neubau wieder aufgenommen und fast ein Jahr später vollendet. Daß inzwischen wegen des offenen Daches »die Schwellen der Säulen ... verfault«⁵⁹ waren, nimmt nicht wunder, erhöhte aber den Kostenvoranschlag erheblich. Jedoch fanden sich wieder viele Spender, so daß eine neue größere Glocke und eine reicher ausgestattete Orgel eingebaut werden konnten. Die Zeichnung dieser Kirche zeigt auch noch das »Herrenhaus ... 1667 erbaut und 1711 ... mit einem Türmlein verziert«⁶⁰. Dahinter anschließend, nur durch einen Wasserarm getrennt, über den ein Brücklein führte⁶¹, befanden sich die Hospital-Gebäude. Entlang dieser ganzen Anlage führte die Straße mit dem Namen »Klingelgasse« bis zur Einmündung in den Steindamm (die spätere Matthiasstraße). Dort stand auch das Klingelhäuschen⁶², »in welchem ein besonders dazu angestellter, seit 1650 auch vereidigter Bediensteter des Hospitals, der Klingelmann, wohnte und durch Klingeln die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen und milde Gaben einzusammeln hatte.« Daher der Name der Straße, die später Elbing- beziehungsweise Wörtherstraße genannt wurde. Auf der gegenüberliegenden Seite der Klingelgasse »befand sich der Pfarrhof, das Pfarr-

57 Ebd., S. 62.

58 Ebd., S. 64, 66f.

59 Ebd., S. 65.

60 Ebd., S. 55, 70.

61 Ebd., S. 14. Das Bild stammt aus dem Ausstellungskatalog Breslau – Ansichten aus sechs Jahrhunderten, und ist Wiedergabe einer Lithographie von C. Drone nach C. Schwindt, wie mir von einem ehemaligen Mitschüler, dem inzwischen verstorbenen Kreisdirektor von Hameln, Günter Graumann, mitgeteilt wurde. Es zeigt die Kirche noch vor 1840, weil die Uhr auf dem rechten Turm fehlt.

62 SPAETH (wie Anm. 1), S. 70. In diesem Klingelhäuschen hat sich »lange Zeit ein Bild der hl. Ursula, dann nur noch ein Kruzifix befunden«, »zuerst 1530 erwähnt und ... erst 1797 ... demoliert«. Der Klingelmann erhielt »dafür eine Stube in dem Hospital ... und zum Einsammeln ein ›Bäudel‹ errichtet«.

haus und Schulhaus mit dazugehörigen Obstgärten.« So viel, um sich in der damaligen Situation zurechtfinden zu können.

Die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts brachten über Schlesien und damit auch über den Elbing »abnorme Witterungsverhältnisse und die sehr häufigen großen Wasser, dazu ein Viehsterben und wieder ähnlich wie 1633 die Pest.« Der Pfarrer von Elftausend Jungfrauen hatte 1715 186 Beerdigungen zu halten, und »1737 mußten an unserer Kirche wöchentlich statt wie sonst 2–3 20–30 Personen begraben werden.« Im gleichen Jahr starben allein in Breslau fünf Geistliche, darunter *an Elftausend Jungfrauen der erst 1735 zum Pfarrer erwählte Joh. Sigismund Buchwald ... und sein Nachfolger, der bisherige Mittagsprediger Christ. Gottlieb May, der, eben zum Pfarrer erwählt, seine Einführung ins Amt nicht mehr erleben durfte*⁶³.

Interessant und der Vervollständigung dienend sind die Nachrichten über die Innenausstattung der Kirche in dieser Zeit, alles Stiftungen verschiedener Bürger⁶⁴: *2 silberne Altarleuchter, 2 silberne vergoldete Kelche, ein messingner Kronleuchter, ein das Abendmahl darstellendes Gemälde für den Altar, 1 großes silbernes Kruzifix und 2 größere silberne Altarleuchter. Vorhanden waren schon aus alter Zeit zinnerne Altarleuchter, Kelche und Taufkanne, ein hölzernes, mit Silber belegtes Kurzifix und 4 Sanduhren für die Kanzel (3 ¾stündig, 1 2stündig!). Heute noch (1900 und weiter bis 1945) gebraucht werden ein silberner außen vergoldeter Kelch sowie alle Silbergeräte.*

Das herausragendste Ereignis, das in die Zeit des dritten Kirchbaues fiel, war die Eroberung Schlesiens durch König Friedrich II. von Preußen. Seit 1741 schon gab es für die Evangelischen im Lande völlig andere, erfreulichere Verhältnisse, die selbstverständlich auch der Elftausend-Jungfrauen-Gemeinde zugute kamen. Der König verkündete seinen Beschuß, »allen seinen schlesischen Untertanen, von was für Religion sie sein möchten, eine ganz unbeschränkte Gewissenhaft zu gönnen und nichts, was einigermaßen nach Gewissenszwang schmeckte, zu gestatten«⁶⁵. So hörten die 1737 zunächst beendeten Querelen, verursacht durch den Abt von St. Vincenz und den Pfarrer von St. Michael, nun in der Folgezeit vollkommen auf⁶⁶, und evangelisches Gemeindeleben konnte sich frei entwickeln.

Es ging jedoch nicht ohne mancherlei Nöte und Beschwernisse ab. Das Hochwasser von 1751, die Hochwasserflut von 1780 und große Sturmschäden setzten auch der Kirche zu. Bei der Rückeroberung der Stadt Breslau aus den Händen der Österreicher wurde die Kirche »mit Kanonen sehr

63 Ebd., S. 75.

64 Ebd., S. 78f.

65 Ebd., S. 81.

66 Ebd., S. 90.

durchschlossen und fast alle Fenster eingeschlagen, so daß die Zuhörer vor Regen und Schnee den Gottesdienst nicht abwarten können⁶⁷. Nachdem man an den »Säulen und Schwellen am Altar und der Sakristei ... und an der einen Seitenwand unter dem Turm, der merklich überhing« und angefault war, Schäden festgestellt und repariert hatte, entdeckte man bei einer 1790 angestellten Untersuchung⁶⁸, daß der Turm sich 12 Zoll gesenkt hatte und daher die Abtragung dringend notwendig war. Die 1754 gestiftete Turmuhr wurde im Kirchenschiff an einer Giebelwand angebracht. Zur Aufnahme des Geläutes errichtete man einen Notturm aus Holz, der erst 1799 mit Steinen untermauert werden durfte. Diese Konstruktion hielt dann wohl bis zur Vernichtung der Kirche 1806.

Für die Gemeinde ergaben sich noch einige wichtige Veränderungen⁶⁹. Um die Mitte des Jahrhunderts bildete sich ein neues Verständnis der Parochie heraus. War sie bisher ein lokal begrenzter Bereich, so entwickelten sich jetzt konfessionell bestimmte Parochien. So konnte es nun allmählich geschehen, daß die Michaeliskirche die Pfarrkirche für alle Katholischen der ganzen Elbingvorstadt und der vorliegenden Dörfer und die Elftausend Jungfrauen-Kirche die Pfarrkirche für alle Evangelischen desselben Gebietes wurde, wie es denn bis in die neueste Zeit mit geringen Änderungen geblieben ist. Eine weitere Änderung war die Vergrößerung des Friedhofes neben der Kirche (1777) »auf 7 Ellen nach dem Hospital zu«. Auch begann man um diese Zeit, Grüfte an der Kirche selbst anzulegen. Ein Gruftbau aus diesen Jahren stand noch 1945 an der Mauer zur Matthiasstraße, war allerdings inzwischen zweckentfremdet. Die Beerdigung in der Kirche geschah nur noch in Ausnahmefällen, zum Beispiel 1795.

Die Frage eines eigenen Kirchensiegels⁷⁰ für das Pfarramt von Elftausend Jungfrauen stellte sich um die Mitte des Jahrhunderts. Bisher führte nur der Vorsteher von Hospital und Kirche ein Siegel, und zwar »seit langen Zeiten ... ein sehr häufig gebrauchtes Siegel, das in der Mitte ein Schiff mit vielen

67 Ebd., S. 82f.

68 Ebd., S. 84.

69 Ebd., S. 91f.

70 Ebd., S. 93. Ein Originalsiegel fand ich im Evangelischen Zentralarchiv der EKD in Berlin/Jebensstraße, das dort eingegangen war (von wem?), versehentlich falsch eingeordnet wurde und nur einen schlechten Abdruck lieferte; darum hier eine etwas vergrößerte Kopie von einem Trauschein vom 30. Dez. 1919 mit meines Vaters Unterschrift. Als er noch dritter Pastor an Elftausend war, benutzte er ein Siegel, zum Beispiel auf einem Konfirmationsschein vom 23. März 1911, ohne das Schiff, dafür mit dem Text im Kreis »Dritts Pastorat« mit der Umschrift »Evang. Pfarrkirche zu Elftausend Jungfrauen *Breslau*«

Köpfen als Zeichen der Märtyrer-Jungfrauen ... zeigte«. Dieses Bild⁷¹, das in der Darstellung der Ursula-Legende in mannigfacher Abwandlung eine Rolle spielte, ist auf dem bis zuletzt gebrauchten Kirchensiegel zu sehen, mit der vom Magistrat schon 1762 angeordneten, aber wohl zunächst nicht verwirklichten Umschrift *Sigill. Eccl. Undecim Mill. Virginum Wratisl.* Dieser Vorgang läßt mit Recht darauf schließen, daß die Position des Pfarrers gegenüber dem Vorsteher immer selbständiger wurde. Auch das gottesdienstliche Leben wurde vielfältiger, die neben und unter dem Pfarrer tätigen Geistlichen zahlreicher, und die vielerlei Stiftungen nahmen seit der Reformation nicht ab. So wurde unter anderem der wohl erste »Chor Posaunen« 1784 gestiftet⁷². Ein Verlust, der ein Jahrhundert andauerte, war die durch Ratsverbot abgeschaffte Feier der Christnacht⁷³; die Gründe dafür waren nur zu berechtigt. Später haben sich solche Feiern aber wieder eingebürgert und waren bis zum Ende der deutschen Zeit in zunehmendem Maße beliebt, so daß bei beiden Feiern am 24. Dezember unsere Kirche stets überfüllt war, wobei die kirchenmusikalische Gestaltung sicher auch eine Rolle gespielt hat.

»Das nicht mehr gerade schöne, aber doch ehrwürdige Kirchengebäude« erhielt 1805 einen Blitzableiter⁷⁴, der aber die Vernichtung dieser Kirche ein Jahr darauf nicht verhindern konnte. Bei der Belagerung von Breslau im Zusammenhang mit den Napoleonischen Kriegen befürchtete man den Einzug von feindlicher Artillerie in den Gebäuden auf dem Elbing und ließ auch die Kirche in Brand schießen.⁷⁴ Am 13. Dezember Nachmittags um 2 Uhr wurden 3 Brandkugeln aus der Batterie des Springsterns (heute Botanischer Garten) von dem Artilleristen selbst mit Wehmut und Widerwillen in die Kirche geworfen und setzten das Gebäude in einer Viertelstunde in helle Flammen, so daß es schon um 5 Uhr ein Trümmerhaufen war. Die wertvollsten Kirchengeräte hatte man vorher bergen und dem Schaffner zu St. Maria-Magdalena zur Aufbewahrung übergeben können. Glocken, Orgel und die meisten zinnernen Geräte zerschmolzen. Wie vor fast 300 Jahren konnte nun die Gemeinde im Betsaal des Hospitals Zuflucht

71 Dieses Motiv, nach ZEHNDER (wie Anm. 4) »ein im Mittelalter außerordentlich beliebter Bildtyp geht zurück auf den Zusammenhang zwischen dem Martyrium der hl. Ursula und ihrer Schar und den Ursula-Bruderschaften, die ... seit dem frühen 13. Jahrhundert ... als ›Ursula-Schifflein‹ bezeichnet« wurden; S. 138ff. Vgl. dazu auch die Abbildungen ebd., S. 142, 201 und Tafel I nach S. 16.

72 SPAETH (wie Anm. 1), S. 97. Vier der bis zuletzt noch vorhanden gewesenen Posaunen sind eine Stiftung aus dem Jahre 1823 und wurden nicht nur »bei Beerdigungen« gespielt, wie das die Bestimmung der ersten Stiftung 1784 gewesen war.

73 Ebd., S. 96f.

74 Ebd., S. 98.

finden⁷⁵, der aber längst nicht ausreichte, so daß sehr bald ein Notbehelf gefunden werden mußte.

Der vierte Bau, die Notkirche 1807–1823

Ein Jahr darauf schlug der Magistrat den »Bau einer Baude zur Haltung des Gottesdienstes« vor, der noch im selben Jahr, 1807, durchgeführt wurde; »eine aus Holz erbaute Notkirche auf der Brandstelle des Pfarrhauses ... mehr ein Schuppen als ein Gotteshaus.« Die Kosten konnten vollständig durch »das Legat der Posamentier-Witwe Seuberlich (600 Rth. Courant) gedeckt« werden. Dieser »dürftige Betsaal« wurde aber von der Gemeinde schnell angenommen, was »die 160 vermieteten Kirchstellen beweisen«. Auch allerlei Schmuck erhielt dieses Notkirchlein: zum Beispiel eine Glocke und eine Anzahl Kirchenutensilien aus dem St. Anna-Stift, die der Elftausend Jungfrauen Kirche unentgeltlich überlassen wurden. *In diesem Notkirchlein ... hat die Gemeinde ... Gott um die Rettung des ... Vaterlandes angefleht; ... hat sie getrauert um den Liebling des Volkes, die Königin Luise ... ; sind die heißesten Dankgebete zum Himmel aufgestiegen für die glorreiche Erhebung des ... Volkes ... 1813.* Hier wurde auch am 31. Oktober 1817 das 300jährige Jubiläum der Reformation gefeiert.

Es ist nur zu verständlich, daß sich der Ruf nach einer angemessen großen Kirche immer stärker erhob. Schon 1814 wurde der Magistrat der Stadt Breslau unter Vorlage eines »ausführlichen Memorials« um den Wiederaufbau der Kirche gebeten. Wie dringlich die ganze Angelegenheit der Gemeinde war, erhellt aus der Tatsache, daß man schon vorher eine Eingabe an die Prinzessin Charlotte von Preußen nach Berlin gesandt und im selben Jahr »um eine Audienz bei dem Minister der geistlichen Angelegenheiten von Schuckmann nachgesucht und erhalten hatte«. Vom Minister ist man mit den Worten »Nun, so besprechen Sie das Nötige mit der Gemeinde!« kurz abgespeist worden. Um so erfolgreicher war ein Aufruf, den unter anderem der Vorsteher von Kirche und Hospital, Herr Joh. Wilh. Ölsner⁷⁶, am 1. Februar 1820 mit der Bitte um Liebesgaben für den Wiederaufbau von Kirche, Schulhaus und Prediger-Wohnungen erließ. Ein umfangreiches Kollekttenbuch verzeichnet neben bescheidensten Gaben auch hohe Spenden von 50 bis 200 und mehr Talern, ferner Wertsachen aller Art. Der preußische Staat⁷⁷ steuerte nur 648 Stämme Bauholz »als Gnaden-

75 Ebd., S. 99f. Dieses Notkirchlein wird bei LUTSCH (wie Anm. 13) überhaupt nicht erwähnt. Es wurde 1824 »zum Abbruch meistbietend versteigert.« (S. 103).

76 SPAETH (wie Anm. 1), S. 100. Nach Ölsner war dann eine Straße im Odertorviertel benannt, die vom Waterlooplatz ab in Richtung Pestalozzistraße führte.

77 SPAETH (wie Anm. 1), S. 101.

geschenk des Königs« bei. Zwei Drittel der Gesamtsumme von 31 088 Reichstalern wurde allein durch einen Zuschuß der Kämmereikasse gedeckt. Schließlich konnte die erforderliche Summe aufgebracht werden durch eine schon 1810 bewilligte allgemeine Kirchenkollekte, »durch die verfassungsmäßige Feuersozietäts-Beihilfe und die Geschenke und Vermächtnisse« und eine »große Anzahl ansehnlicher Legate«! So konnte man getrost an die Planung und Ausführung des Neubaus gehen (im Sommer 1820).

Der fünfte Bau – 1823 bis heute

Der Planentwurf und die spätere Bauaufsicht wurden dem Königlichen Baurat Karl Ferdinand Langhans⁷⁸ übertragen. Seine Vorstellungen, die dem Zeitstil entsprachen, wurden wegen zu hoher Kosten jedoch verworfen. Der Grundgedanke indessen blieb erhalten: *die zentrale Anlage einer echt protestantischen Predigtkirche ... eine von einem Zwölfeck gebildete weite Rotunde im romanischen Stil mit möglichster Einfachheit, unter Vermeidung aller entbehrlichen Verzierungen aus Backsteinen.*

»Die Feierliche Grundsteinlegung fand am 17. Juni 1821 statt; eine dabei veranstaltete Sammlung« ergab die stattliche Summe von über 600 Reichstalern – ebensoviel, wie der Notbau gekostet hatte. Bei der Aushebung des Baugrundes mußten etwa 200 Leichen umgebettet werden. Diese makabre Arbeit mußte nach den Anweisungen des Stadtphysikus, Medizinalrat Dr. Kruttge, durchgeführt werden, was mit Rücksicht auf die Öffentlichkeit vorwiegend zur Nachtzeit erfolgte. Die in der damaligen Zeit noch nie unternommene Erstellung der hohen Kuppel erfolgte »ganz ohne Unterbauung oder Schalung durch allmähliche schichtweise erfolgende Aufmauerung« und konnte »ohne Unfall« beendet werden.

Nur eine Verzögerung gab es durch sechs Wochen anhaltendes Regenwetter im Sommer 1822⁷⁹. Jedoch konnte durch eine Überspannung der noch offenen Kuppeldachfläche mit geborgten Segeltüchern jeder Schaden abgewendet werden. Im Herbst 1823 war es dann soweit. »Am 19. 11. fand

78 Ebd., S. 101; BURGEMEISTER (wie Anm. 13), S. 134–137. Carl Ferdinand Langhans ist der Sohn des besser bekannten Carl Gotthard Langhans, des Erbauers des Brandenburger Tors in Berlin. C. F. Langhans war 1782 in Breslau geboren († 1869 in Berlin) und hat dort einige Bauwerke geschaffen: außer der Kirche, die »wohl sein bedeutendster Bau in Schlesien« war, die Storchsynagoge in der Wallstraße und den ersten Bau des Breslauer Schauspielhauses sowie das Tschirschky-Palais an der Sandbrücke (das spätere Osteuropa-Institut.) »Sein Hauptwerk in Berlin war der Aufbau der Staatsoper ›Unter den Linden‹ 1843/44.« (Ausstellungskatalog ›Schlesien in der Biedermeierzeit‹, Würzburg 1987, S. 81 ff.

79 Ebd., S. 102.

die feierliche Einweihung der neuen Elftausend-Jungfrauen-Kirche durch den Superintendenten, Kirchen- und Schulen-Inspektor Dr. Tscheggy« mit einer Predigt über Joh 4,24 statt (»Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten«). Mit einem großen Aufgebot an Musik und Ehrenteilnehmern wurde die Feier begangen. »Die Hospitaliten« wurden zusätzlich zu ihrem normalen Essen »mit Braten, Wein, Kaffee und Semmel bewirtet«, während die 230 Festgäste ein »Festmahl in der Loge der Antoniengasse« erhielten. Das Wetter war schön, und alle waren glücklich. Eine kleine Denkschrift berichtet ausführlich darüber: *Die Kirche ist nicht nur eine Zierde Breslaus, sie ist auch ein eigentümliches Werk der Baukunst, das die Zukunft unter den Merkwürdigkeiten unserer Zeit nennen und ehren wird.* So kam zu dem seit alters merkwürdigen Namen nun noch die ungewöhnliche äußere Gestalt hinzu, auch betont durch den figürlichen Schmuck⁸⁰ an der Fassade über den drei Eingangstüren, der bis auf den heutigen Tag erhalten ist. Er stellt in der Mitte den gekreuzigten Christus dar, rechts und links daneben Maria und Johannes, dazu je ein großes Wappenschild mit dem böhmischen Löwen beziehungsweise dem schlesischen Adler. Besonders bemerkenswert ist die Kreuzesinschrift, die vermutlich nach dem Abtrag des ehemaligen Nikolaitores und dem Anbringen an der Vorderfront der Kirche erneuert worden ist. Der »Breslauische Erzähler« schreibt, daß die Inschrift schon »vor 50 Jahren ... nicht mehr zu lesen war«. Er erwähnt weiter, daß diese Inschrift, »wie sie ursprünglich war, in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache« (nach Joh 19,20b) die bekannten Wörter »Jesus Nazarenus Rex Iudeorum« (abgekürzt: INRI) enthalten haben soll. Nun fällt aber auf, daß statt der

80 Ebd., S. 103. Der »Breslauische Erzähler« im 17. Stück seiner Wochenschrift vom 9. Mai 1807 darüber zur »Erklärung des Kupfers vom Nicolai-Thor zu Breslau«. Nachdem ich vergeblich die Buchstaben zu entziffern gesucht hatte, bestätigte mir auf Anfrage eine Anzahl von Persönlichkeiten, die etwas davon verstehen mußten, daß die Buchstaben der drei oberen Zeilen keinen Sinn ergeben; so zum Beispiel Altbischof Sakrausky der Evangelischen Kirche (A. B.) in Österreich, der mir am 23. August 1985 schrieb: »Sowohl das althbulgarische, kyrillische, glagolitische Alphabet verschiedner Zeiten hat kein Ergebnis gebracht«*. Die Buchstaben je für sich sind deutlich erkennbar und zu bestimmen; jedoch ihre Anordnung ergibt keine sinnvollen Wörter. In den Schlesischen Provinzialblättern, NF 4 (1865), S. 99 und 229, befinden sich Hinweise auf hebräische Inschriften auf der Rückseite des Tores und auch am alten Schweidnitzer Tor, die aber mit der Kreuzesinschrift nichts zu tun haben, sondern Weiheprüche nach Ps. 91 sind. Es bleibt außerdem die Frage offen, warum die slawische statt der griechischen Zeile eingesetzt wurde. Ob das mit der alten Slawensiedlung Tschepine draußen vor dem Nikolaitor und dem Handel nicht nur mit Juden, sondern auch mit Slawen zu tun hat? Immerhin war das Slawische neben den drei Sprachen nach Joh 19,20b auch eine kirchlich legitimierte Bibel-Übersetzungs-Sprache. Nach LUTSCH (wie Anm. 13), S. 89f., war die Skulpturengruppe 1503 vollendet, »wohl die trefflichste Gruppe dieser Zeit in Breslau«.

griechischen Zeile eine in kyrillischen oder ähnlichen Buchstaben vorhanden ist. Und weder die hebräische noch die kyrillische Zeile ergibt einen Sinn; nur die lateinische letzte Zeile bietet den vertrauten Text. So ist wohl anzunehmen, daß bei der Restaurierung der Inschrift der Steinmetz und seine Berater nicht mehr die ursprüngliche Schrift oder Sprache beherrschten und deshalb Buchstaben des jeweiligen Alphabets nach eigenem Gutdünken einsetzten, wie das üblich gewesen sein soll. Die Türmchen⁸¹ erhielten drei Glocken und das rechte zusätzlich eine Uhr mit einem darüber angebrachten Schlagwerk (1840). Um die Kirche herum legte man schon bald Gräfte an, die aber nach der Schließung des Friedhofes 1869 nicht mehr belegt wurden. Seine Anlage jedoch blieb erhalten und wurde als Park genutzt.

Das Innere der Kirche⁸² erhielt einen sehr schönen Kanzel-Altar mit aus Holz geschnitzten vergoldeten Gestalten Christi und der vier Evangelisten, die bis heute erhalten sind. Die Kanzel wird heute von der polnisch-katholischen Gemeinde genutzt. Die Ausmalung hat verschiedene Renovierungen und damit auch Veränderungen erfahren. In deutscher Zeit waren zuletzt rechts und links vom Kanzelaltar über den zu Sakristei und Taufkapelle führenden Türen je ein Gemälde von Martin Luther und Philipp Melanchthon und über dem ebenfalls auf beiden Seiten aufgestellten Chorgestühl Bilder verschiedener wichtiger Persönlichkeiten aus der Reformationszeit als einziger Schmuck zu sehen. Aus der hohen Kuppel konnte die große Leuchte herabgelassen werden; sie erhielt in der Adventszeit einen riesigen Kranz. Die später eingebaute beziehungsweise vergrößerte Orgel⁸³ war ein dreimanualiges Werk mit etwa 50 Registern, einem Schwellwerk, einem Tremulanten und (für das dritte Manual) einem Jalousiekasten. Die geräumige Vorhalle mit den Aufgängen zu den Emporen enthielt als einzige Ausschmückung die Büsten-Gipsabgüsse von Luther und Bach⁸⁴. Einen Hinweis auf die hl. Ursula mit ihren elftausend Jungfrauen gab es außer auf dem schon erwähnten Kirchensiegel nicht. Erst in jüngster (polnischer) Zeit ist eine Ursula-Statuette neben der Figur des hl. Josef aufgestellt worden⁸⁵,

81 SPAETH (wie Anm. 1), S. 122f., vgl. auch Bild 8.

82 Ebd., S. 103.

83 Ebd., BURGEMEISTER (wie Anm. 13), S. 136.

84 Fritz WENZEL, Breslaus evang. Kirchen, Goslar 1949, S. 20; Ulrich BUNZEL, Entstehen und Vergehen der Evang. Kirchen Breslaus, 1964, S. 51ff. Die Kirche hatte rund 1000 Sitzplätze (und sicher ebenso viele Stehplätze), (zit.: WENZEL und BUNZEL).

85 Die im Pfarrhaus in Klausur lebenden fratres des Karmeliterordens konnten mir bei meinen Besuchen 1974, 1983 und 1988 weder Auskunft über die Herkunft der Statue noch über den Grund der Aufstellung geben. Der stellvertretende Prior war erst kurze Zeit dort im Amt und wußte über die Zusammenhänge nicht Bescheid. Die Schrift von Pastor Spaeth lag ihm vor. Eine ausführliche Auskunft ist er mir bisher schuldig

obwohl die Kirche seit der Übernahme durch den Karmeliterorden in St. Josefs-Kirche umbenannt worden war.

Im Laufe der Jahrzehnte hat sich das Gesicht der Odertorvorstadt natürlich vollständig verändert. Zur Kirche kam 1890 das nunmehr für drei Pfarrfamilien ausreichende Pfarrhaus hinzu, während das gesamte Gelände mit einer Mauer umgeben wurde. Auch das Hospital bekam ein völlig neues Gesicht: 1821 wurde das St. Hieronymus-Hospital⁸⁶, das 1410 auch eine Stiftung gewesen war, wegen Baufälligkeit abgerissen und neben das Hospital zu Elftausend Jungfrauen verlegt; ein stattliches Gebäude wurde im Anschluß an den Westgiebel des Pfarrhauses errichtet. Es war mittlerweile längst erforderlich geworden, die noch bestehenden Wasserläufe und Teiche zuzuschütten und die dazugehörigen Brücken abzureißen⁸⁷, so daß aus den armseligen, ursprünglichen Stiftungsgebäuden ein ganz neuer Komplex entstand und aus der dörflichen Klingelgasse die Elbing- und Wörtherstraße mit steinernen Häuserzeilen wurde. Inzwischen war aus der Parochie um die Elftausend Jungfrauen-Kirche, die lange Zeit auch nach der Reformation noch als »Hospitalkirche«⁸⁸ tituliert worden war, eine den innerstädtischen Hauptpfarrkirchen gleichgestellte (von der Hospitalverwaltung abgetrennte) und auch so benannte Haupt- und Stadt-Pfarrkirche geworden (1837). Im Jahre 1888⁸⁹ volzog sich die Ablösung vom städtischen Patronat⁹⁰, das bis dahin alle Parochien gleichsam als eine Kirchengemeinde behandelt hatte, und galt für die Kirchen St. Elisabeth, St. Maria Magdalena (inklusive Christophori), St. Bernhardin, St. Barbara, St. Salvator und unsere Kirche, die damals fast 33 500 Gemeindeglieder zählte. Im gleichen Jahr genehmigte das Königliche Konsistorium in Breslau den Zusammenschluß dieser sechs Gemeinden zu einem Parochial-Verband zur Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten. So erhielt auch unsere Kirche eine ganz neue Bewegungsfreiheit finanzieller Art und in bezug auf die Wahl der Geistlichen und der Gemeindekörperschaften. Das neue Pfarrhaus wurde deshalb mit einem Büro und einer Rendantur ausgestattet; hinzu kamen ein Sitzungs-Saal und ein Konfirmandenzimmer, später auch eine Hausmeisterwohnung im Souterrain.

Es ist hier nicht der Ort, alle Veränderungen aufzuführen. Doch sind – wie auch für die früheren Jahre – einige Tatsachen von Wichtigkeit, auch

geblieben, obwohl er sich sehr aufgeschlossen und hilfsbereit zeigte. Auch Herr Zehnder mußte mir in seinem Brief vom 19. Februar 1987 eine Antwort (bisher) schuldig bleiben.

86 SPAETH (wie Anm. 1), S. 103.

87 Ebd., S. 112, *passim*; vgl. auch Bild 8.

88 Ebd., S. 113.

89 Ebd., S. 119.

90 Ebd., S. 117.

wenn sie nicht das eigentliche Gebäude betreffen. Die Kirche, die 1823 für eine Gemeinde von etwa 6000 Seelen gebaut war, sollte gegen Ende des Jahrhunderts schon für ungefähr 55 000 Gemeindeglieder reichen⁹¹. Das waren auf die Dauer zu viele, und so entschloß man sich, diese übergroße Gemeinde in zwei Parochien aufzuteilen und eine zweite Kirche zu bauen, die Erlöserkirche (1904)⁹², die dem Kriege zum Opfer fiel. 1933 wurde wieder eine Tochtergemeinde, damals schon der sechste Pfarrbezirk, gegründet und 1941 mit dem Bau der Kirche »Zur Liebe Gottes« in Carlowitz an der Korso-Allee gekrönt. Nach der Schließung des alten Friedhofs mußte ferner ein neues Gelände gefunden werden. Es entstand der neue Parochial-Friedhof in Rosenthal mit einer Kapelle, die auch für Gottesdienste benutzt wurde.

Die einschneidendste Veränderung brachte aber das Ende des Zweiten Weltkrieges mit sich, weniger was die äußere Gestalt des Kirchengebäudes anbelangt, als die Besetzung von Kirche und Pfarrhaus durch die römisch-katholische Kirche Polens und die damit verbundene Umgestaltung des Kircheninneren für katholisch-kirchliche Zwecke beziehungsweise als Klausur für den Karmeliter-Orden (im Pfarrhaus). Das hat immerhin den Vorteil, daß die Gebäude gut instand gehalten werden. Die Beschädigung der Kuppel durch eine Granate konnte noch in deutscher Zeit ausgebessert werden. Die Umgestaltung des Altars und die Beseitigung der reformatorischen Gemälde erfolgte sehr bald und zunächst provisorisch. Die Kanzel blieb, wie schon erwähnt, erhalten, versetzt an einen seitlichen Pfeiler. Hinzu kam ein neuer Altar auf der Empore über dem alten, ein der »Mutter der Barmherzigkeit« gewidmeter Altar im Gedenken an die (den Polen verlorengegangene) »Madonna von Wilna«.

Die Bänke sind erhalten, doch die Farbgebung hat sich nach der letzten Renovation (um 1980) verändert, ist aber durchaus ansprechend geblieben. In der Vorhalle steht nun eine Büste des polnischen Papstes. Die bis zuletzt vorhandenen Grüfte um die Kirche sind einer gründlichen Bereinigung zum Opfer gefallen. Auch die noch in deutscher Zeit bestehenden Gräber und Grabsteine auf dem geschlossenen Friedhof sind mit einer ganzen Reihe von Bäumen verschwunden, ebenso die Gruftkapelle an der Mauer zur Matthiasstraße. Bis in die letzten Kriegsmonate hatte das Grabkreuz der

91 Ebd., S. 140.

92 WENZEL (wie Anm. 84), S. 32f., 44f.; BUNZEL (wie Anm. 84), S. 62ff., 78ff.

Agnes Franz⁹³, oft liebevoll geschmückt, gestanden. Aber die fast 500 Jahre alten Skulpturen an der Vorderfront der Kirche sind nach wie vor erhalten und durch ein (kaum sichtbares) Drahtgitter vor Beschädigungen geschützt. Über der Kuppel leuchtet nun ein goldenes Kreuz anstatt des früheren Sterns.

Wer heute aus der Innenstadt kommend auf die Elftausend-Jungfrauen-Kirche (jetzt St. Josefs-Kirche) zugeht, wird zunächst ein nahezu vertrautes Bild vor sich haben. Erst bei näherer Betrachtung sind die Veränderungen außen und innen zu erkennen. Es ist nicht ganz verständlich, warum die katholischen Karmeliterbrüder die Umbenennung der Kirche vorgenommen haben, wo doch seit der (katholischen) Gründung der Name der Elftausend-Jungfrauen auch über die reformatorische Zeit hinaus beibehalten worden ist. Immerhin beweist die Aufstellung einer Ursulafigur, daß man nicht ganz ohne die Tradition bleiben will. Es wird auch nicht ausbleiben, daß sich im Laufe der Jahre äußerlich noch manches ändern wird, wie dies ja auch in den zurückliegenden Jahrhunderten der Fall gewesen ist.

Alle bis zuletzt amtierenden deutschen Pastoren sind inzwischen verstorben. Ihre überlebenden Kinder haben sich 1988 einmal wieder getroffen und sich dankbar der Zeit im Pfarrhaus Elbingstr. 1 und der Gottesdienste und Feiern in der Kirche und der Spiele im ehemaligen Friedhof erinnert.

93 Agnes Franz hatte in Breslau von 1837 bis 1843 eine Armschule geleitet und sich in dieser Zeit viele Sympathien erworben. Von ihr stammt das in Schlesien beliebte Lied (Schlesisches Gesangbuch 1908, Nr. 595):

»Wie könnt' ich ruhig schlafen in dunkler Nacht,
wenn ich, o Gott und Vater, nicht dein gedacht?
Es hat des Tages Treiben mein Herz zerstreut;
bei dir, bei dir ist Frieden und Seligkeit...
so schlaf ich ohne Bangen im Frieden ein...«

Sie gehört in den Reigen schlesischer Gesangbuch-Lieder-Dichterinnen wie Elisabeth von Senitz (1629–1679, hauptsächlich in Oels) mit »O du Liebe meiner Liebe, du erwünschte Seligkeit...« (Schlesisches Gesangbuch, Nr. 70) und Eleonore Fürstin Reuß, die von 1855 bis 1886 in Schlesien verheiratet war, mit

»Ich bin durch die Welt gegangen,
und die Welt ist schön und groß,
und doch ziehet mein Verlangen
mich weit von der Erde los.«

Dies Lied wie auch die Verse der geliebten Mutter Eva von Tiele-Winkler stehen nicht im Schlesischen Gesangbuch. Vgl. dazu auch meine Schrift: *Lob Gott getrost mit Singen – Der ostdeutsche Anteil am evangelischen Kirchengesangbuch, 1986*, herausgegeben von der Evangelischen Landeskirche in Baden. Zum ganzen vgl. G. LIERSE, *Erinnerungen an die Elftausend-Jungfrauen-Kirche zu Breslau*, einiges zu ihrer Baugeschichte und zur Legende von der hl. Ursula und ihren elftausend Gefährtinnen, masch., fotokopiert, 1987, 61 S.

Im Schatten dieser Elftausend-Jungfrauen-Kirche und unter ihrem Glockenklang und Uhrenschlag bin ich aufgewachsen; getauft 1916, konfirmiert 1932. Mein Vater war seit 1908 Pastor, erst dritter im dritten Obergeschoß wohnend, dann zweiter im zweiten Obergeschoß und zuletzt Pastor primarius im ersten Obergeschoß, Städtischer Kirchenrat und noch seit 1937 endgültig bestätigter und letzter regulärer Stadtdekan von Breslau. Mit dem Hausmeister und Kirchendiener Flöter und den Diakonen Lillge und Hoffmann lernten wir jeden Winkel der Kirche kennen, alle Verrichtungen verstehen und selber im Posaunenchor mitblasen. Öfter fuhren wir auch mit dem Vater zum Gottesdienst in der Friedhofskapelle in Pohlanowitz, wo wir ein herzliches Verhältnis zum Friedhofsinspектор hatten. Zur Schule gingen wir auf das ehrwürdige »König Friedrich Gymnasium« in der Matthisstraße 117, wo ich Ostern 1934 Abitur machte. Ich durfte in Tübingen mit dem Studium beginnen, es in Breslau und Marburg fortsetzen und Herbst 1938 mein erstes theologisches Examen bei der Prüfungskommission von Bischof D. Zänker ablegen. Anschließend wurde ich zum Reichsarbeitsdienst eingezogen, der fast nahtlos in den Wehrdienst überging, dieser wiederum in den Krieg. Nach meiner Heirat 1942 mit der Tochter des befreundeten Pastorenpaars Kirchenrat Viebig wurde mein Wohnsitz Heidewilzen bei Obernigk, Kreis Trebnitz, wo meine Schwiegereltern ein Anwesen hatten. Von dort mußte meine Frau mit ihrer Mutter und dem noch nicht zwei Jahre alten Kind im kalten Winter Januar 1945 auf die Flucht gehen, während ich wenige Wochen später aus der Festung Posen in russische Gefangenschaft kam. Mein Vater mußte auf Anordnung der Behörden mit meiner Mutter zusammen die Stadt verlassen und ins Ungewisse ziehen. Obwohl er mit fast 72 Jahren noch immer im Amt war, ließ er sich nachts vom Konsistorium noch eine Versetzung nach Wilhelmsdorf bei Neustadt am Gröditzberge geben. Nur mit Handgepäck kam er dort am 23. Januar an, und dann ging es auf Umwegen bald weiter über Naumburg/Saale und Nordhausen 1957 zu uns in unser erstes badisches Pfarrhaus nach Baiertal bei Wiesloch, Landkreis Heidelberg. Er starb noch im selben Jahr im Altersheim in Nußloch und wurde, wie drei Jahre später meine Mutter, auf dem Friedhof in Baiertal begraben. Ich hatte meine kleine Familie nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft 1948 in Sulzfeld/Baden gefunden, wo meine Frau inzwischen ihren Lebensunterhalt als Lehrerin verdiente. Ich wurde in den Dienst der Badischen Landeskirche übernommen, zunächst als Vikar in Gernsbach/Murgtal, dann in Baiertal, Lörrach, Dekanat Durlach, Gernsbach-Staufenberg. Seit 1979 im tätigen (Un-)Ruhestand in Karlsbad-Mutschelbach im Landkreis Karlsruhe mit noch einem Dienstauftrag für Seelsorge an Aussiedlern; die Betreuung der Heimatvertriebenen, besonders der evangelischen Schlesier, kann ich nun intensiver fortsetzen. (Vgl. dazu die handschriftlichen, später in Maschinenschrift umgeschriebenen und in wenigen Exemplaren kopierten »Lebenserinnerungen« meines Vaters in Privatbesitz.)

Vom Kindergottesdienst der Elftausend-Jungfrauen-Kirche in Breslau

Nach Aufzeichnungen der Jahre 1929–1932

von WILFRIED HILBRIG

Die Evangelische Kirchengemeinde hatte um 1930 etwa 36 000 Gemeindeglieder und m. W. sechs Pfarrer. Ein großer Teil der Gemeindeglieder gehörte zu den ärmeren Schichten der Bevölkerung. Wenn auch der Gottesdienstbesuch gut war, besagte das bei der Größe der Gemeinde nicht viel. Die Entkirchlichung des 19. und 20. Jahrhunderts hatte auch hier die Menschen erfaßt. Da hatte der Kindergottesdienst mit seiner missionarisch ausstrahlenden Wirkung seine besondere Bedeutung. Er galt als der größte Kindergottesdienst von Breslau und zog auch die Kinder aus den ärmeren Familien an.

Der Helferkreis

Als ich im Mai 1929 zum Studium nach Breslau ging, wies mich Pastor Gerlach in Görlitz an seinen Studienfreund, Pastor primarius Walther Lierse, an der Elftausend-Jungfrauen-Kirche. Dieser machte mich mit dem Leiter des Kindergottesdienstes, Pastor Dr. Georg Blümel, bekannt. Hier gab es keinen sonntäglichen Wechsel, Dr. Blümel hatte den Kindergottesdienst allein in der Hand. So war es möglich, daß er den Kindern vertraut wurde und engen Kontakt mit seinen Helfern hatte. Er wirkte wie ein Vater für die Kinder und als ein väterlicher Freund für die Helfer.

Der Helferkreis bestand aus etwa 20 jüngeren Frauen und Mädchen und einigen jungen Männern. Wenn es auch mitunter Spannungen gegeben haben mag, so war es doch eine muntere Arbeitsgemeinschaft.

Jeden Freitagabend um 19.45 Uhr fand die Kindergottesdienstvorbereitung statt. Zum jeweiligen Bibeltext nach dem Textplan für Kindergottesdienst wurde vom Pfarrer eine eingehende Einführung mit Gliederung und entsprechenden Überschriften gegeben, die sich die Helfer in ihrem Helferkalender notierten. Erzählhilfen wurden angeboten. Es kam in dem jungen Helferkreis meist zum Gespräch über den Text. Von Zeit zu Zeit übernahmen auch einige Helfer die Vorbereitung, manchmal ein Kandidat der

Theologie, der eine Zeitlang dabei war. Auch mir fiel diese Aufgabe gelegentlich zu.

Außer den laufenden Bibeltexten wurden auch umfassendere Themen durchgesprochen. So wurden zum Beispiel 1930 die Propheten Amos, Hosea und Micha behandelt. Die Helfer bekamen Einzelthemen zugeteilt, für die sie Referate vorzubereiten hatten. Als Beispiel seien die Themen zum Buch Amos genannt: 1) Die geschichtliche Umwelt, 2) das persönliche Leben des Amos, 3) die Sprüche gegen die Heiden, 4) die Drohreden gegen Juda und Israel, 5) der Sinn der göttlichen Plagen und ihr Erfolg, 6) die Stellung des Amos zum israelitischen Gottesdienst, 7) die drei Gesichte, 8) das Zukunftsbild des Amos, 9) der Charakter des Buches. Auch andere Themenreihen wurden behandelt, so zum Beispiel Luthers Leben und Wirken. Wie wichtig theologische Gespräche waren, zeigt mein Eintrag vom 7. Dezember 1930: »Zum ersten Mal in meiner Helferzeit wurde das Thema von der Wiederkunft Christi besprochen, das den Kindern noch ganz unbekannt war.«

Einen guten Teil des Vorbereitungsabends nahm meist die Besprechung praktischer Dinge des Kindergottesdienstes in Anspruch, z. B. die Gruppeneinteilung, Ordnung und Liturgie, die Art der Gruppenbesprechung im Kindergottesdienst und das Wesen der Kinder. Die Frage bewegte uns mehrfach, wie wir die Kinder aus abseits stehenden Familien gewinnen können. Zeit war auch nötig für die Vorbesprechungen zu den besonderen Veranstaltungen und Feiern. Wenn noch Zeit blieb, wurden im Helferkreis Lichtbildserien vorgeführt, zum Beispiel Bilder aus Breslau und seinen Kirchen, über schlesischen Barock, über Altvater- und Riesengebirge, mittelalterliche Städtebilder, Prag, Dresden und andere.

Am Sonntag, den 29. Dezember 1929, führte der Helferkreis ein besonderes Krippenspiel in der Aula des Friedrichsgymnasiums an der Matthiasstraße auf, und zwar um 15 Uhr für die Kinder und um 18 Uhr für die Eltern. So versuchten wir, auch die Eltern zu erreichen.

Als einen Höhepunkt in meiner Helferzeit erlebte ich vom 5.–8. Mai 1932 die Helferfreizeit in Bad Langenau in der Grafschaft Glatz. Mit Pastor Dr. Blümel fuhren 16 Helfer und Helferinnen mit der Bahn nach Wartha und gingen zu Fuß weiter über Jugendhof Hassitz nach Glatz. Stadt und Festung wurden besichtigt. Schließlich ging es mit der Bahn nach Bad Langenau ins Haus Germania, in dem sich eine Schwesternstation befand. Die Freizeit wurde am Nachmittag mit einem Gottesdienst von Pastor Seibt aus Habelschwerdt in der Kapelle eröffnet. Nach dem Abendessen wurde ein Vortrag von Vikarin Staritz verlesen, die verhindert war. Das Thema lautete: »Von den Aufgaben des Kindergottesdiensthelfers«. Nach einem Gespräch darüber schloß der Abend mit einer Andacht.

Am 6. Mai hielt Dr. Blümel nach Morgenandacht und Frühstück den ersten Vortrag: »Der Kindergottesdienst als Religionsunterricht an Kindern aus weltlichen Schulen«. Am Nachmittag sprach Pastor Dr. Kiefer aus Mittelwalde über »Die messianischen Erwartungen bei Jesaja«. Am 7. Mai wurde bereits um 8 Uhr zum Fußmarsch durch das frühlingsgrüne Land aufgebrochen. Wir sahen den Wölfelsfall, besichtigten die aus massivem Felsgestein aufgebaute evangelische Kirche von Wölfelsgrund und genossen die schöne Aussicht vom Turm bis zum schneebedeckten Glatzer Schneeburg. Es ging weiter zur Wallfahrtskapelle Maria Schnee auf hohem Berg. Die Wanderung führte dann nach Habelschwerdt mit Einkehr im Gasthaus der evangelischen Familie Kreller. Nach der Rückkehr nach Langenau gab es dort noch ein Referat über die Ordnung des Kindergottesdienstes in der neu eingeführten Agende. Hier ist zu erwähnen, daß bereits am 13. Februar 1931 im Helferkreis darüber gesprochen worden ist, was die neue Agende für den Kindergottesdienst bedeute. Darin wurde der Grundsatz herausgestellt: Kindergottesdienst als Feierstunde – nicht als Sonntagsschule. Am Sonntag hielt ich den Gottesdienst und Kindergottesdienst in der evangelischen Kirche in Habelschwerdt.

Der Kindergottesdienst

Die große Kirche mit ihren zahlreichen Bankreihen, auch auf und unter den Emporen, bot für die Kindergruppen reichlich Platz. Manchmal waren es über 20 Gruppen. Jede Gruppe hatte 10 bis 20 Kinder im Durchschnitt. Die Zahl schwankte im Sommer. Im Winter fanden sich im Kindergottesdienst insgesamt bis zu 1000 Kindern ein. So habe ich für die Weihnachtsfeier am 22. Dezember 1929 beispielsweise notiert: 23 Gruppen, 26 Helfer, 798 Kinder. Am 21. Dezember 1930 können es 1100 Kinder gewesen sein. Der Zustrom der Kinder in der Advents- und Weihnachtszeit war verständlich wegen der besonderen Möglichkeiten froher Gestaltung. Es wurden auch Büchlein, Pfefferkuchenhäuschen u. a. verteilt. Schon zu Beginn der Adventszeit wurden Schleifchen an die Kinder ausgegeben, die sie dann bei der Weihnachtsfeier vorweisen sollten. Die stets reich ausgestaltete Feier fand meist am 4. Adventssonntag nachmittags statt. In den Jahren 1931 und 1932 wurden wegen der zahlreichen Kinder und der damit verbundenen Unruhe zwei Feiern gehalten, um 14 und 16 Uhr. Am Abend nach den Kinderweihnachtsfeiern waren die Helfer stets zu Familie Blümel ins Pfarrhaus eingeladen mit Abendessen und frohem Beisammensein.

Vor Beginn eines jeden Kindergottesdienstes versammelten sich die einzelnen Gruppen gegen 11 Uhr vor der Kirche oder im Vorraum. Die Helfer begrüßten sie, notierten sich die Namen in ihrem Helferkalender

und sammelten die Kollekte. Unter Glockengeläut zogen dann die Gruppen in die Kirche ein. Die Liturgie ähnelte der Erwachsenenliturgie. Als Sündenbekenntnis wurde nach meiner Erinnerung gern gesungen: »Schaffe in mir, Gott, ein reines Herze ...« Für die Gruppenbesprechung war die Zeit manchmal zu kurz. Es ging lebhaft und fröhlich zu beim Erzählen der biblischen Geschichte und dem Gespräch mit den Kindern, auch über ihre Fragen. Der Pfarrer hielt zum Schluß eine Gesamtkatachese, wiederholte, fragte die Kinder, gab weiterführende Beispiele. Manchmal wurde Dr. Blümel durch einen Kandidaten oder anderen Helfer vertreten, auch einige Male durch mich.

Seit 1930 wirkte Vikarin Katharina Staritz in unserem Kindergottesdienst mit, hielt auch mit großer Freude die Vorbereitungsstunde und die Gesamtkatechese¹. Sie hatte es nicht leicht, mit ihrer zarten Stimme den großen Kirchenraum zu durchdringen. Helfer und Kinder hatten sie sehr gern. Nach 1933 in der Hitlerzeit hat sie als Stadtvikarin wegen ihres Eintretens für die Christen jüdischer Abstammung in Breslau Anfeindung und zwei Jahre Haft im Konzentrationslager erleiden müssen.

Immer wieder fanden an Sonntagen Kindernachmittage im Pfarrhaus/Gemeindehaus durch die betreffenden Helfer statt, manchmal mehrere Gruppen zusammen. Dabei wurden Dias oder Filme gezeigt, zum Beispiel über Luther, Gustav Adolf (1932), die Via dolorosa (in der Passionszeit), auch Märchenserien. Manchmal sammelten einzelne Helfer die Kinder nachmittags in ihrer Wohnung, um engere Verbindung mit ihnen zu haben und dabei auch neue zu werben. Daß Helfer ihre Kinder auch in den Familien besuchten, wurde eingangs schon erwähnt.

Größere Veranstaltungen waren die Kindergottesdienstausflüge zu Fuß, so am 22. Juni 1929 nach Rosenthal, am 5. Juli 1930 nach Pohlanowitz. Auf dem Vorbereitungszettel von 1929 steht: »3.10 Uhr Sammeln der Kinder, Anzahl feststellen, Geld einsammeln, 3.15 Uhr Abmarsch, Wimpel von der

1 In meine Tagebücher habe ich damals eingetragen:

»Freitag, 25. April 1930: 3/4 8 Vorbereitung zum Kindergottesdienst, wieder seit vielen Wochen Ferien. Eine Vikarin Staritz leitet jetzt den Kindergottesdienst, sehr fein und nett. Besprechung vieler Angelegenheiten und Wünsche betreffend das Verhältnis von Kind und Helfer.

Sonntag, 27. April: 11^h Kindergottesdienst, geleitet von der Vikarin. Matth. 18, 1-14. »Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen. Was euch Anstoß gibt, das werft von euch. Gott sucht euch in eurer Schwachheit und Niedrigkeit wie der Hirte das verlorene Schaf«. Seitdem hat Käthe Staritz öfter in Helfervorbereitung und Kindergottesdienst bei der Elftausend-Jungfrauen-Kirche in Breslau mitgewirkt, wiewohl Pastor Dr. Georg Blümel der ständige Leiter war. Es ist verständlich, daß er sich bei seinem allsonntäglichen Einsatz über die Unterstützung freute.



Ausflug des Kindergottesdienst-Helferkreises 1928 mit Pfarrer Blümel in der Mitte



Ausflug des Kindergottesdienst-Helferkreises am 7.4.1929 nach Sacrau. Pfarrer Blümel in der letzten Reihe 5. von links (aus dem Besitz von Pfarrer Hans Matthes, hinterste Reihe mit schwarzem Hut)

Rendantur holen, 4 Uhr Ankunft, 4–5 Uhr Kaffeetrinken, 5–6.15 Uhr spielen, Andacht, 7 Uhr Abendbrot, 7.30 Uhr Antreten zum Abmarsch, 8.15 Uhr (möglichst) Ankunft». Auf dem Heimweg mit brennenden Lampions wurde viel gesungen. Die Andacht fand 1929 in der Kirche in Rosenthal statt. Am 14. Juni 1932 nahmen die Kinder alle teil an dem großen Fest der Elftausend-Jungfrauen-Gemeinde, das im nahegelegenen Schießwerder (Schießwerderplatz und -park) in der Nähe der Erlöserkirche stattfand. Es wurde viel gespielt, mit Kinderfahrzeugen ein Korso gebildet u. a. Die Beteiligung war insgesamt groß. Im Saal gab es dann verschiedene Darbietungen, eine Ansprache von Pastor prim. Lierse, Lichtbilder von Pastor Altmann und abschließend einen Fackelzug.

Größere Helfertagungen

Die Kindergottesdienstarbeit blühte in Schlesien. Zur gegenseitigen Förderung der Helfer fanden mehrfach übergemeindliche Veranstaltungen statt.

So war am 14. Juni 1929 eine gemeinsame Zusammenkunft mit dem Helferkreis der benachbarten Erlöserkirche. An dem Abend wurde über die Tagung des Schlesischen Kindergottesdienstverbandes gesprochen, die in Reichenbach/Eule stattgefunden hatte. Wichtige Fragen des Kindergottesdienstes waren behandelt worden, zum Beispiel: Ist die Gruppeneinteilung der rechte Weg? Wie wahren wir die Feierlichkeit im Kindergottesdienst? Kann man im Kindergottesdienst auch die Methode des Arbeitsunterrichts anwenden? (Das wurde meist verneint.). Der Satz wurde wiedergegeben: Die scheinbare Unordnung (Unruhe) im Kindergottesdienst entspricht doch der Frische der Jugend. Man darf diesen doch nicht dem Erwachsenengottesdienst angleichen.

Vom 24. bis 26. Mai 1930 fand das Jahresfest des Schlesischen Kindergottesdienstverbandes in Liegnitz statt. Es begann am Sonnabend mit einer Führung durch Liegnitz und um 20 Uhr mit der Vorbereitung der Helfer im Schießhaus durch Superintendent Kleinod (Matth. 6, 6–13; ca. 350 Teilnehmer aus etwa 60 Kindergottesdiensten, 21 Pfarrer). Am Sonntag, 25. Mai, fand um 9.30 Uhr in der Liebfrauenkirche der Festgottesdienst mit Studiendirektor Scheller vom Naumburger Predigerseminar statt. Er betonte: Die frühe Gnade ist etwas Köstliches. Über der späten Gnade liegt noch das Bittere des bisher verfehlten Lebens. Darum müssen wir die frühe Gnade gerade den Kindern bringen. Um 11 Uhr war Kindergottesdienst in Peter und Paul mit Pastor Felmy. Die Festgäste hospitierten bei den einzelnen Liegnitzer Gruppen. Um 14.30 Uhr fand die Hauptversammlung im Schießhaus statt. Begrüßung durch den Vorsitzenden Pastor Krüger aus Sagan. Festvortrag von Pastor Winzler aus Breslau: »Der Helfer als christli-

cher Charakter«. Es folgte die Ansprache von Pastor Lic. Ulrich Bunzel, Breslau: »Die Freude an unseren Kindern in dieser Zeit der Not«. Um 19.30 Uhr fand im Schießhaus ein Familienabend statt, der mit der Aufführung von Szenen aus dem Festspiel »Die Kinderkirche« begann. Zielpunkt: Kinder werden vor Versuchungen bewahrt durch die Erinnerung an den Kindergottesdienst. Pastor Winzler sprach über »Der Kindergottesdienst und die Not der Zeit«. Sein Grundgedanke lautete: In der entsetzlichen wirtschaftlichen, sittlichen und geistig-seelischen Not breitet der Kindergottesdienst Segen aus. Tags darauf folgte am Vormittag ein Lehrgang mit drei Vorträgen: Pastor Schulz, Liegnitz: »Der Kindergottesdienst im Zeichen des Kampfes um die Kinderseele«; Studiendirektor Scheller, Naumburg/Queis: »Der Kindergottesdienst ein Instrument der frühen Gnade Gottes«; Vikarin Staritz: »Von den Aufgaben des Kindergottesdiensthelfers«².

Jedes Jahr lud der Stadtverband der Kindergottesdienste in Breslau alle Helfer der Stadt zu einem gemeinsamen Abend ein, meist in der Adventszeit³.

2 Dies war ihr besonderes Thema. Sie hatte sich in die Aufgaben des Helfers mit großer Liebe hineingedacht. Für sie war der Kindergottesdiensthelfer, beziehungsweise die Helferin, nicht bloß »Helfer«. Die Gruppe war ihr ein Stück Lebensgemeinschaft, der Helfer darin so etwas wie Vater oder Mutter der Kinder oder eine Art Hirte.

3 So waren am 6. Dezember 1929 etwa 210 Helfer im Gemeindehaus von St. Salvator zusammen und wurden vom Vorsitzenden Lic. Dr. Ulrich Bunzel von der Magdalenenkirche begrüßt. Pastor Bartels sprach über »Kindergottesdienst und Gemeinde«. Nach musikalischen Darbietungen hielt Lic. Dr. Bunzel die Textvorbereitung für den 2. Advent. Im Gemeindehaus der Luthergemeinde fand im folgenden Jahr am 5. Dezember ein solcher Abend statt mit Vorbereitung durch Pastor Joachim Bunzel, Zimpel, über die Wiederkunft Christi nach Mark. 13, 24–37, Grußwörter seines Bruders Lic. Dr. Ulrich Bunzel, Darbietungen aus dem Helferkreis und Vortrag von Pastor Günzel über den Weihnachtsbaum. Zum Adventsabend des Stadtverbandes am 11. Dezember 1931 lud die Trinitatigemeinde in ihr Gemeindehaus mit festlich geschmückter Tafel und mit Tee ein. Pastor Grieger gab die Helfervorbereitung über die Geburt Johannes des Täufers. Nach einem unterhaltsamen Teil sprach Lic. Dr. Ulrich Bunzel über Weihnachtsbräuche. Außer der Reihe lud die Maria-Magdalengemeinde am 5. Februar 1932 zu einem Abend des Stadtverbandes in ihr Gemeindehaus im Schaffgottischen Palais ein. Fräulein Taap aus Berlin gab die Helfervorbereitung über 2. Thess. 3,1 »Mission«. Es folgte ein Vortrag von Lic. Dr. Bunzel über »Unsere Verpflichtung zur Mission«. Er nannte vier Gründe, mit denen die Mission verneint zu werden pflegt: 1) Laßt doch die Völker, sie sind ja so glücklich. 2) Wir, die weißen Völker, haben unsere Kolonien. Wir haben kein Interesse an fremdem Gebiet (Verwechslung von Mission mit Kolonisation). 3) In unserer wirtschaftlichen Notlage soll man innere, nicht äußere Mission treiben. 4) Die Nationen, die den Weltkrieg geführt haben, haben kein moralisches Recht auf Missionsarbeit. Ein vierfaches Ja setzte der Referent dem gegenüber: 1) Die Schuld des Abendlandes gegenüber diesen Völkern, 2) die Treue gegenüber der über 100 Jahre lang

Hier ist nun nachzutragen, daß unser Kindergottesdienst im Jahre 1930 eine holzgeschnitzte Weihnachtskrippe erhalten hatte. Im einzelnen war der Plan dazu von Sekundanerinnen entworfen worden. Zur Helfervorbereitung am 7. November 1930 brachte der Bildhauer Hilgers schon Tonmodelle der Figuren mit. Der Helferkreis sollte nun das Krippenhaus anfertigen, das für die Figuren und den Altarraum paßte. Alles wurde gerade noch vor der Kinderweihnachtsfeier am 21. Dezember 1930 fertig. Die Kinder kamen wieder in Mengen zur Feier, 1100 habe ich notiert, in meiner Gruppe 35. Nacheinander zogen immer einige Gruppen nach vorn zur Krippe und sangen einen Weihnachtsvers als Huldigung vor dem Christuskind. Der Abend des Stadtverbandes der Kindergottesdienste stand im Jahre 1932 im Zeichen unserer Weihnachtskrippe. Nachdem Lic. Dr. Bünzel die Textvorbereitung gegeben hatte, zogen die einzelnen Helferkreise der Stadt nach vorn zur aufgebauten Krippe. Dabei sang unser Helferkreis Krippenlieder. Danach sprach Pastor Dr. Blümel zu Lichtbildern, die von der Verkündigung an die Maria bis zur Flucht nach Ägypten und Darstellung im Tempel die Jesusgeschichte zeigten. Das Gemeindeglied Frau Reinert sang auch hier wie schon bei mancher anderen Veranstaltung.

Abschließende Würdigung

1933 wurde ich Examenskandidat und aus dem Kindergottesdienst der Elftausend-Jungfrauen-Kirche verabschiedet, dem ich viele geistliche Anregungen und ein Stück Lebensgemeinschaft verdanke.

Wenn ich unsren Einsatz im Kindergottesdienst mit der heutigen Kindergottesdienstarbeit vergleiche, kann ich wohl sagen, daß wir damals mit dem Kindergottesdienst in unserer Gemeinde und wohl überhaupt in Breslau auf gutem geistlichen Niveau standen. Ich lese heute die Sätze: »Die Gemeinde schuldet den Kindern die Verkündigung der Botschaft Jesu... Auch Kindern müssen die biblischen Geschichten von Befreiung und Errettung, von Schuld und Vergebung ihnen gemäß erzählt werden... Im Rahmen der gottesdienstlichen Gemeinschaft sollen sie Geborgenheit durch Gottes Nähe und Wärme durch menschliche Zuwendung erfahren... Kindergottesdienst ist kindgemäßes gottesdienstliches Feiern. Er orientiert sich an der biblischen Überlieferung und bezieht die Fragen, Freuden und Sorgen der Kinder und der sie begleitenden Erwachsenen mit ein«⁴. So haben wir auch damals schon die Aufgabe des Kindergottesdienstes gesehen. Es heißt

getanen Arbeit. So viel Leben müßte zugrunde gehen. 3) Gehorsam gegen Gottes Gebot,

4) Unsere Mission ist Antwort unseres Glaubens.

4 Liturgie im Kindergottesdienst, Materialheft Nr. 45 der Beratungsstelle für Gestaltung von Gottesdiensten, Frankfurt/M. 1985, S. 18f.

richtig weiter: »Man kann nicht mehr sagen, der Kindergottesdienst habe die Kinder bloß zum Erwachsenengottesdienst hinzuführen. Kindergottesdienst ist Hauptgottesdienst der Kinder«. Auch bei uns hatte er sein eigenes Gewicht, war nicht nur Anhängsel an den Erwachsenengottesdienst.

In einer Hinsicht kann man heute gewiß einen Fortschritt gegenüber einst sehen. Es heißt da: »In der Liturgie und Verkündigung, bei der Vertiefung und Aneignung sollen alle Sinne angesprochen werden. Alle Ausdrucksmöglichkeiten und Begabungen des Menschen können einbezogen werden – in der Erzählung, in Spiel und Bewegung, in Farbe und Bildern, in Klängen, Musik und Liedern, bei der gemeinsamen Mahlzeit und beim Feiern«. Also: Kindergottesdienst »mit Herzen, Mund und Händen«. Die Gegenwart bietet viel mehr Materialien und Möglichkeiten zur Gestaltung unter Mitbeteiligung der Kinder, als wir sie einst gekannt haben. Es ist aber zu bedenken, daß manches, wie Malen und Werken, nicht im großen Kirchenraum möglich ist. Dazu dienen kleinere Gemeinderräume, wie wir damals auch die Gruppen außerhalb des Kindergottesdienstes im Gemeindehaus betreut haben. Das Ziel unserer Gebete müßte sein, die große Menge der Kinder aus der Gemeinde herbeirufen zu können, um allen das Evangelium zu bringen. Dafür dient eben das große Gotteshaus mit seinen Gestaltungsmöglichkeiten. Gott weiß, wieviel von dem Samen, den wir einst ausstreuen durften, in den Menschen aufgegangen ist.

Anhang

Pastor Dr. Georg Blümel, Breslau: »*Der Kindergottesdienst als der Religionsunterricht an Kindern aus weltlichen Schulen*«

Abschrift der stenografischen Notizen von einem Vortrag, den Dr. Blümel am 6. Mai 1932 bei einer Helferfreizeit in Langenau, Grafschaft Glatz, gehalten hat (von Wilfried Hilbrig)

Wir leben in einer Zeit der konfessionellen und religiösen Freizügigkeit. Die evangelische Kirche hat den Schaden davon. Was damit gemeint ist, wird aus folgendem deutlich.

In unseren Gottesdiensten sind nicht bloß evangelische Christen. Ich rede nicht bloß von den Kindergottesdiensten, sondern den Gottesdiensten überhaupt. Es ist eine bekannte Tatsache, daß evangelisch-katholische Mischehen oft eine Glaubenslösung darin sehen, daß der evangelische Teil den katholischen in dessen Kirche begleitet und ein andermal umgekehrt. Bei der Abkündigung eines Verstorbenen kommt auch ein angeheirateter

jüdischer Verwandter in unsere Kirche und sieht darin die Erfüllung einer Pietätspflicht. Von Ausgetretenen hört man oft sagen: Wenn ich in die Kirche gehen will, kann ich es auch tun, wenn ich äußerlich ausgetreten bin. In unseren Kirchenkonzerten sind Katholiken und Juden durchaus keine Seltenheit.

Eine ähnliche Erfahrung ergibt sich bei den Konfirmanden, obwohl hier, was dort bei der Erwachsenengemeinde unbemerkt vor sich geht, genau registriert wird, weil jeder Konfirmand einen Anmeldeschein mitbringt. Und darum sind die Zahlen hier natürlich geringer (für die Nichteangelischen). Wir nehmen den Konfirmandenjahrgang unserer Gemeinde Ostern 1931 als Beispiel. Es besuchten den Konfirmandenunterricht aus evangelisch-jüdischen Mischehen zwei Kinder. Die sind, wenn sie getauft sind, evangelisch. Die folgenden können es auch sein, haben aber dann andersgläubige Eltern. Das heißt bei zwei Kindern sind Vater und Mutter katholisch. Bei einem ist Vater Dissident, Mutter katholisch. Bei vier Eltern beiderseits Dissidenten.

Ähnliches ist für den Kindergottesdienst zu erwarten und zwar wieder in viel höherem Maße, weil hier nicht spezifizierte konfessionelle Angaben wie beim Konfirmandenunterricht gefordert werden. Nichteangelische Kinder oder Kinder aus nichtevangelischen Familien kommen mit Freunden und Freundinnen mit. Eigentlich offenkundig wird das nur bei Hausbesuchen der Helfer, wenn die Eltern darüber sprechen wollen oder in den Gruppen ausdrücklich immer wieder einmal gefragt wird, wer katholisch ist oder in die weltliche Schule geht, und wenn dann die Kinder nicht zu scheu sind, sich hierbei zu melden. Tatsache ist jedenfalls, daß wir vereinzelt katholische Kinder haben. Aus Mischehen haben wir ferner eine Anzahl Kinder festgestellt, von deren Eltern kein Teil evangelisch war.

Diesen sind wir, wie auch den Erwachsenen, erhöhte Pflege schuldig, damit sie nicht der andersgläubigen Übermacht erliegen, noch ihren unter der Übermacht aus Schwäche vollzogenen Übertritt von der evangelischen Kirche damit begründen können, es habe sich nie jemand aus der evangelischen Kirche um mich gekümmert. Diese geschilderte konfessionelle religiöse Freizügigkeit läßt damit rechnen, daß auch Kinder der weltlichen Schulen unseren Kindergottesdienst besuchen, wie umgekehrt manche evangelische Kinder bei gegebener Gelegenheit ungescheut die Veranstaltungen der katholischen Kirche und der Sekten besuchen.

Wir werden gegen eine besondere Pflege dieser weltlichen Kinder vielleicht eine Abneigung haben in der Meinung, die sind so zeitig schon gleichgültig gegen das Christentum, daß es nicht lohnt, sich um sie besonders zu kümmern, ja daß ein ihnen besonders zugewandtes Interesse vielleicht unsere eigenen Gemeindekinder zurücksetzen könnte. Aber

unsere heutige Erwägung möchte doch eben darauf hinweisen, ob dieser Standpunkt nicht vielleicht doch der Revision bedarf. Wenn für sie der Austritt von dem Vater erklärt worden ist, wozu ja das Gesetz durchaus die Handhabe gibt bis zum 12. Lebensjahr, ohne daß die Kinder gefragt zu werden brauchen, so können wir die Kinder unmöglich verantwortlich machen für etwas, woran sie in keiner Weise persönlich mitgewirkt haben.

Wir wollen uns nun bei der näheren Betrachtung der Frage zunächst um eine religiös psychologische Analyse der Kinder und Lehrer aus weltlichen Schulen bemühen, und dann miteinander besprechen, welche Vorteile die erwähnten Kinder und unsere Kirche aus einer erhöhten Pflege dieser Kinder haben, und am Ende über die Art, diese Kinder zu erreichen, uns Gedanken zu machen.

I. Eine religiös psychologische Analyse der Kinder und Lehrer aus weltlichen Schulen.

(Damit endet dieses Notizblatt leider.)

Buchbesprechungen

Dietmar Ness (Hg.): *Flüchtlinge von Gottes Gnaden. Schlesische Predigt 1945–1952*. Im Auftrag der Gemeinschaft evangelischer Schlesier e. V. gesammelt und herausgegeben. Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn, Würzburg 1990. 239 S.

Diese 27 schlesischen Predigten sind in einer einmaligen historisch-homiletischen Situation entstanden: Das Ende des Krieges zeichnet sich ab, die Front rückt näher, Breslau wird Festung, das Ende des tausendjährigen Reiches mit seinen Versprechungen und Lügen ist gekommen, die Evakuierung der Bevölkerung hat begonnen, ihr folgt die Vertreibung, oder das Bleiben unter äußerst erschwertem Bedingungen, darin verwoben der Hunger, die Kälte, die Rechtlosigkeit, die Sorgen um die Männer an der Front, die Trauer um die Gefallenen, die Angst vor der Zukunft, was wird aus den Kindern? Etwas später: Die Mühseligkeit des Anfangs in der Fremde, das Nichtwillkommen-sein der Flüchtlinge – damit verbunden die Sehnsucht, die nicht aufgeben kann, die hofft, noch einmal nach Hause, nach Schlesien zurückkehren zu können –, auf der anderen Seite zugleich die Notwendigkeit, in der neuen Umgebung Fuß zu fassen, anzupacken, für das Nötigste zum Überleben zu sorgen. Das alles wird begleitet von unübersehbaren Zeichen der Verrohung, von Demoralisierung, von Nihilismus als Folgen der Auflösung der bisherigen Ordnungen, der Not und der Entwurzelung der Menschen.

In dieser Situation wird gepredigt. Was wurde gepredigt? Bisher hat es eine solche Dokumentation über die schlesische Predigt nicht gegeben. Darum ist Dietmar Ness sehr zu danken, daß er sie zusammengetragen hat und ein erschütterndes Dokument für vor allem drei Grundaussagen vorstellt:

Was wir erleben, ist Gottes Gericht: Wir werden »den Krieg mit allen blutigen Opfern nicht mehr als ein Naturereignis sehen können, sondern als ein Werk der Sünde und ein Ereignis des Gerichtes Gottes ... Und wenn wir Augen haben zu sehen, so werden wir uns eingestehen müssen, daß unter uns in diesem Kriege ein Geist lebendig war, der alle Menschlichkeit sprengte, ein abgrundtiefer Haß und die letzte Bosheit, die sich die Ausrottung einer ganzen Rasse und die Vernichtung des Kreuzes Jesu

Christi zum Ziele setzte« (S. 80). »Das ist die letzte tiefste Not und Qual unseres ganzen Lebens ..., daß wir Gott vergessen und verachtet, durch unsere Sünden seinen gerechten Zorn verdient haben und darum den Fürsten dieser Welt verfallen sind« (S. 83, 221 u. ö.).

Was wir erleben, haben viele vor uns erlebt, hat vor allem einer erlebt, der ganz am Anfang der Heilsgeschichte aufgefordert wird, aus seinem Vaterland, aus seiner Freundschaft und aus seines Vaters Hause in ein neues, fremdes Land zu gehen, das Gott ihm zeigen will – Abraham (1. Mose 12). Sein Schicksal ist auch unser Schicksal: »Zeiten wie die unsrigen verdeutlichen uns, daß wir in unserer Welt Wandernde und nicht Einsässige sind, Pilgrime Gottes, Menschen, die unterwegs sind und ihre letzte Geborgenheit nur in Gottes Ewigkeit finden können. Besitztum ist ein Lehen Gottes, keine Endgültigkeit. Wir müssen die Dinge dieser Welt gebrauchen ... wie der Wanderer die Herberge. Wenn es Gottes Wille ist, müssen wir sie lassen« (Joachim Konrad S. 90).

Und Dietrich Gottschewski: »Er fordert von uns: keine menschliche Sicherheit zu suchen, sondern mitten in all der Ungewißheit unseres neuen Daseins in seiner führenden Hand uns geborgen zu wissen als Flüchtlinge von Gottes Gnaden« (S. 128).

Wir Flüchtlinge haben viel verloren. Aber »wir kommen nicht nur als die, die den Brüdern drüben das letzte Brot wegessen wollen ... wir kommen arm und elend genug an, aber als Menschen, denen Gott in den Zeiten schwerster Not besonders nahegekommen ist, und darum als Menschen, die etwas zu bringen haben« (S. 91).

Darum: Unser Volk »krankt an uns Flüchtlingen – und es sollte an uns gesunden« (S. 129).

Noch heute lassen diese Predigten etwas davon spüren, daß sie notwendig waren, daß sie Antworten aus der Tiefe des Wortes Gottes zu geben vermochten, daß sie trösteten, daß sie getragen haben. Sie sind auch heute noch sehr lesenswert.

Christian-Erdmann Schott

Katalog zur Ausstellung Breslauer Juden 1850–1945. Im Auftrage der Historischen Kommission für Schlesien und des Ludwig-Petry-Instituts für ostdeutsche Landes- und Volksforschung Mainz herausgegeben von Josef Joachim Menzel. Konrad-Adenauer-Stiftung, St. Augustin 1990, 167 Seiten.

Die Ausstellung Breslauer Juden 1850–1945, unter Leitung von Magister Maciej Łagiewski unter Mitwirkung des Muzeum Architektury we Wro-

clawiu entstanden, ist im März 1989 zum ersten Mal in Breslau, im Winter 1990/91 dann in Mainz, Wiesbaden und Stuttgart mit Beifügung einer deutschen Übersetzung und eines Katalogs gezeigt worden.

Sie macht in übersichtlicher, einprägsamer Weise die Bedeutung klar, die die Breslauer Juden in vielen Bereichen für Breslau, für Schlesien und zum Teil weit darüber hinaus ausstrahlend gehabt haben. Mit mehr als 23 000 Mitgliedern war Breslau am Ende der Weimarer Republik die drittgrößte jüdische Gemeinde nach Berlin und Frankfurt/Main im Deutschen Reich.

Von besonderer Bedeutung war das Jüdisch-Theologische Seminar, das 1854 in Breslau gegründet wurde und bis 1870 die einzige Rabbinerschule Deutschlands war. Unter seinen Studenten befanden sich auch besonders viele Polen. Von den herausragenden Persönlichkeiten, die aus dieser Gemeinde hervorgegangen sind, sollen hier nur die Nobelpreisträger Fritz Haber und Max Born sowie die spätere Nonne Edith Stein genannt werden.

Der Antisemitismus der Nationalsozialisten, die sogenannte Kristallnacht und schließlich der Holocaust haben diese Welt und ihre Menschen vernichtet. Die wenigen, die überlebt hatten oder nach Breslau zurückgekehrt waren, wurden von den polnischen Behörden ausgewiesen.

Es ist zu wünschen, daß diese Art der polnisch-deutschen Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Geschichte Schlesiens fortgesetzt wird.

Christian-Erdmann Schott

Dieter LIEBIG, *Chronik der Kirchengemeinde Deutsch-Ossig. o. O. und o. J. [Görlitz 1989]*, 57 S.

»Du stellst meine Füße auf weiten Raum (Ps. 31,9). Die Chronik einer Kirchengemeinde erzählt von all und jedem. Was sie von einer Chronologie unterscheidet, ist der Sitz der Unruhe. Die Unruhe im Getriebe der Zeit ist die Hoffnung. Ein Antrieb hin zum Menschen durch den einen Menschen Jesus Christus«. So schreibt der Verfasser im Vorwort als der letzte Pfarrer seiner an der Neiße östlich von Görlitz gelegenen Gemeinde, die durch den Braunkohleabbau zum Untergang verurteilt ist, angesichts der Zerstörung des Dorfes und der unmittelbar bevorstehenden Umsiedlung seiner Bewohner und gibt ihnen mit der Geschichte ihrer Kirche, diesem »Denkmal der Güte Gottes« in der Vergangenheit, zugleich die Gewißheit Seiner unandelbaren Treue mit auf den Weg in eine äußerlich ungewisse Zukunft. Der Autor hat eine Fülle von Material, Quellen und Literatur, verarbeitet, oft läßt er Urkunden als Zeitdokumente selber sprechen und erweist sich über den begrenzten örtlichen Horizont hinaus als genauer Kenner der oberlau-

sitzer Geschichte. Beide, Landes- und Ortsgeschichte, sind in seiner Darstellung auf einander bezogen und spiegeln sich wechselseitig wider.

Es kann vermutet werden, daß die Anfänge von Ossegk – als »Schwarzpappel« oder »Verhau« gedeutet – bis ins 11. Jahrhundert zurückgehen als ein zur Verteidigung dienender Ort im Sumpfgebiet der Neiße angelegt, mit einer später errichteten Wehrmauer und einem Turm, der in die mittelalterliche Kirche eingebaut wurde, die anfänglich nur eine Kapelle war, aber bereits 1335 mit ihrem Pfarrer Johannes Schreiber als Pfarrkirche nachgewiesen ist und 1346 in der Meißener Bistumsmatrikel zum erzpriesterlichen Stuhl Görlitz gehörig erwähnt wird. Die Namen einiger vorreformatorischer Pfarrer sind bekannt, im späten Mittelalter waren es Coelestinermönche des Klosters Oybin. Die »Morgenröthe der Reformation« ist früh über Deutsch-Ossig aufgegangen; ob allerdings der 1530 dem Coelestinerpater verweigerte Unterhalt ein Beweis dafür ist, daß die Parochianen »nach der lauteren Milch des Evangeliums begierig waren«, kann bezweifelt werden, da auch der als erster evangelischer Pfarrer seit 1552 (vielleicht schon 1545–47) nachgewiesene Alexius Clow sich beschweren mußte, daß ihm an Dezem und Wiedmut Abbruch geschehe, ihm die Kirchkinder also ebenfalls Teile der Pfarreieinkünfte vorenthielten. Die Abhängigkeit gerade auch von ihren Lehnsherren und Patronen haben die Pfarrer Jahrhunderte lang oft bitter zu spüren bekommen. Hier machen die Herrschaften von Deutsch-Ossig eine rühmliche Ausnahme, ihre Namen führt der Verfasser seit dem 14. Jahrhundert wie auch nach der erfolgten Güterteilung im 16. Jahrhundert die der drei anderen Güter an mit allen nur möglichen genauen Personalangaben. Unter ihnen sind namhafte Persönlichkeiten, die wie David Tuchscherer Bürgermeister von Görlitz waren, dem der dortige Oberpfarrer Georg Richter, der bekannte Gegner Jakob Böhmes, 1624 auf dem Deutsch-Ossiger Kirchhofe die Leichenpredigt hielt, aus der ein längerer Auszug mitgeteilt wird. Einige Grundbesitzer sind geadelt worden, wie die Söhne und Nachkommen des Bürgermeisters und Mathematikers M. Bartholomäus Scultetus als Scholtze von Schollenstern, von denen Nathanael wie auch die Besitzer der anderen Güter mit den Dorfbewohnern die Schrecken des 30jährigen Krieges mit Plünderungen und Pest erleiden mußten.

Nachdem der Verfasser die alte Kirche mit ihren 1460 gegossenen drei Glocken und dem Kirchhof beschrieben hat, berichtet er sehr eingehend über den Kirchenneubau von 1715 bis 1718. Er gibt wörtlich die für die Einweihung der Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit am 17. Juni 1718 gedruckte Ordnung mit allen damals gesungenen Liedern und den musizierten Texten wieder, nur die dabei gehaltene Predigt über 1. Könige 8,63 (Weihe des salomonischen Tempels) ist nicht mehr vorhanden. Häufiger als mit ihrem Weihenamen wird die Kirche »Das Denkmal

der Güte Gottes« genannt, und ein zeitgenössischer Bericht sagt, daß »dieses nunmehr völlig ausgebauta GOttes-Haus weit und breit in solchen Dorffschafften kaum eines seines gleichen finden« werde. Hierher paßt schön das wörtlich angeführte Zitat aus dem dritten Band des schlesischen Kunstdenkmalerverzeichnisses von Hans Lutsch (Breslau 1891, S. 751), das von dem Inneren mit seiner gesamten Ausstattung, insbesondere den Logen zu Seiten des Altars mit kostbarem holzgeschnitzten Prospect, dem Orgelgehäuse und den mehrfarbigen ornamentalen Deckenmalereien, sagt, daß sie einheitlich in treu durchgeführten Stilformen des Rokoko durchgebildet sind, wie kein anderer dem Verfasser (Lutsch) bekannter Raum (Nieder-) Schlesiens von erheblichem Umfange. Pfarrer und Gemeindekirchenrat, Gemeinde und Kirchenleitung haben darum in harten Verhandlungen um die Erhaltung dieses Kleinods gekämpft, und die Grundlage dafür bildete das von Professor Dr. Lemper in Görlitz im Oktober 1985 erstellte kunstgeschichtliche Gutachten, das Pastor Liebig in allen Einzelheiten wiedergibt. Der Gutachter hebt außer den schon von Lutsch genannten Einzelheiten noch den Kanzelaltar, den dem späten 17. Jahrhundert zuzuordnenden Beichtstuhl und den schwebenden Taufengel besonders hervor und sagt von der Innenarchitektur, daß sie trotz unterschiedlicher Entstehungszeiten – Errichtung der Patronatsloge zwischen 1766 und 1774, Bau der Orgel mit dem Prospekt 1801 – einheitlichen Charakter von Hochbarock und Rokoko trägt, ihr süddeutsch anmutendes Gepräge in der Oberlausitz keine Parallele findet und für eine Dorfkirche ganz ungewöhnlich ist. Wenn schon nicht durch die veränderte politische Lage, wie zu hoffen gewesen wäre, Dorf und Kirche erhalten bleiben können, so mag es wenigstens als geringer Trost erscheinen, daß die Kirche »umgesetzt« werden, in ihre Einzelteile zerlegt und in dem Neubaugebiet von Görlitz-Königshufen wieder aufgebaut werden soll (Bericht darüber unter anderem in »Unsere Kirche«. Evangelisches Sonntagsblatt für Westfalen und Lippe, 42. Jahrgang 1987, Nr. 21 vom 17. Mai mit zwei Abbildungen der Kirche).

Von dem genialen Baumeister der Kirche, Caspar Gottlob Rodewitz (1679–1721), bietet der Verfasser ein ausführliches Lebensbild und nennt die von ihm als Bildhauer geschaffenen Kunstwerke der Steinplastik vor allem in Görlitz. Aus den Kirchenrechnungen werden die an Rodewitz für seine Arbeiten in Deutsch-Ossig getätigten Zahlungen genau angegeben.

In das 19. Jahrhundert führt das Tagebuch aus der Zeit der Befreiungskriege mit den Berichten über die Ereignisse von 1812 bis 1815, den Truppen-durchzügen, Einquartierungen, Plünderungen, Kontributionslieferungen nach Görlitz, von Bränden und Verwüstungen der benachbarten Dörfer. Am 18. Januar 1816 wurde das Friedensfest gefeiert. Der Patron und Besitzer des Gutes Mittel-Deutsch-Ossig I, Carl Gottlob Semmer, ist der Verfasser dieser

wertvollen Kriegschronik; der Grabstein für den 1832 Verstorbenen war noch auf dem alten Kirchhof erhalten. Sehr wichtig sind die erwähnten und noch vorhandenen alten Grabsteine mit ihren Inschriften; der älteste für Peter Rücker, der 1588 das Mittelgut erworben hatte und 1625 starb, ist stark verwittert; neben drei Epitaphien für Patrone des 18. Jahrhunderts werden die Inschriften der zwei Pastoren gewidmeten Grabdenkmäler mitgeteilt: Von P. Caspar Exner die für seine 1699 verstorbene Frau Elisabeth Günther (geb. 1631 in Greiffenberg) und P. Gotthuld Herrmann, gest. 1732. 1836 wurde ein neuer Friedhof in Richtung Klein-Neundorf angelegt.

Bereits 1850 hatte der Abbau auf Braunkohle im oberlausitzer Revier begonnen, mit Beginn des 20. Jahrhunderts wurde das Görlitz-Ostritzer Becken systematisch erbohrt von der Grube »Hoffnung Gottes« Berzdorf bis Deutsch-Ossig, doch erwies sich damals das Deutsch-Ossiger Feld als nicht abbauwürdiges Vorkommen, was sich aber bei Eröffnung eines Tagebaues ändern konnte. Der gestiegerte Energiebedarf führte Ende der 1970er Jahre zu dem Ministerratsbeschuß des Restabbaus aller Kohlevorkommen. Damit war das Ende von Deutsch-Ossig eingeleitet. Der Verfasser, seit 1977 Vikar und seit 1980 Pfarrer der Gemeinde, berichtet bewegend von den Ereignissen der schweren Monate seit Juni 1986 und der schwarzen Woche Oktober 1987, wo sich in den Verhandlungen abzeichnete, daß die Kirchengemeinde Deutsch-Ossig ersatzlos und ohne Wahrung ihrer Identität aufgelöst werden würde: »Da wurde Vertrauen zur Kirche zerbrochen«. In einer am 22. Mai 1988 verlesenen Gedenkschrift richtet er seine Gemeinde auf und ermutigt sie, den »Weg ins Freie« zu gehen: »Unter Hinweis darauf, daß Jesus, der Herr, draußen vor dem Tor der Stadt Jerusalem gelitten habe, mahnt im 13. Kapitel der Hebräerbrief die Gemeinde zum Hinausgehen: »Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Das Wort der Heiligen Schrift weist die Zukunft als für den Menschen unverfügbar aus. Daher ist es nicht erlaubt, das Ende einer Kirchengemeinde für alle Zeiten festzulegen oder den zukünftigen Bestand zu behaupten ... Wenn die Christen unserer Kirchengemeinde auf die Rekultivierung der Landschaft in Jahrzehnten setzen, so ist das ein Offenhalten der Geschichte im Glauben und ein Hoffnungbewahren für die Schöpfung. Als sichtbares Zeichen dieser Glaubenshoffnung soll die Umsetzung unserer Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit nach Königshufen verstanden werden ...«

Die bei der Entwidmung des Friedhofes am 11. Mai 1986 über den 90. Psalm gehaltene Predigt kann nur als meisterhaft in ihrer auf den Casus angewendeten Auslegung bezeichnet werden: Angesichts von Tod und Vergänglichkeit und der bitteren Erkenntnis, daß »selbst Tote ein unruhiges Leben führen, unsere Tage zählen und in der Einsicht des Zusammenhangs

von Tod und Leben ein weises Herz gewinnen, heißt, das Leben gewinnen. Und dieses verläuft nicht von der Wiege bis zur Bahre, ist kein Wandern von einem Friedhof auf den anderen. Es ist Durchdringen vom Tod zum Leben, Heimkehr zu Gott. Bei seinem Namen gerufen zu werden durch die Stimme Christi, das ist Auferstehung«.

Ebenso ergreifend wie diese Textauslegung sind die Bibel- und Gebetsworte bei der Entwidmung der Kirche im Abschiedsgottesdienst zu Pfingsten am 22. Mai 1988 mit der Erinnerung an die bei der Einweihung der Kirche 1718 gesprochenen Worte. »Wir bitten Dich: Segne nun unseren Ausgang aus dieser Kirche, begleite unseren Auszug, laß uns einmal wiederfinden, was wir hier verlieren. Du hast dem flüchtigen Gast bei Dir eine Heimat gegeben. Amen«.

Am 31. August 1988 endet die Kirchengemeinde Deutsch-Ossig.

Pastor Dieter Liebig steht als letzter im Verzeichnis der 31 Pfarrer seit der Reformation, und zu dieser series pastorum seiner Chronik sollen abschließend noch einige Bemerkungen gemacht werden.

Wenn der Verfasser (S. 8) schreibt, daß dem ersten bekannten Pastor Alexius Clow »auf jeden Fall« 1559 Nicolaus Blum gefolgt sei (nach dem ältesten Verzeichnis von K. G. Dietmann in der Nachlese Oberlausitzischer Nachrichten, Zittau 1767, S. 137), so ist das keineswegs sicher, da A. Zobel (Predigergeschichte von Görlitz I, 1939, S. 39) ihn erst nach Nicolaus Thiem (1562) und Johannes Popilius (1566) ab 1570 ansetzt, allerdings mit Fragezeichen hinter dieser Jahreszahl, ebenso fraglich ist die dort angegebene Amts dauer bis 1583 und unzutreffend die Behauptung, daß er 1586 sicher bezeugt sei als Pfarrer von Glaubitz bei Großenhain, wovon das Sächsische Pfarrerbuch von R. Grünberg (I, 1939/40, S. 214 und II, 1, S. 63) nichts weiß. Die ganze Problematik um diesen Nicolaus Blum kann hier nicht aufgezeigt und schon gar nicht zu lösen versucht werden, unverständlich ist, wie er überhaupt und dazu mit unterschiedlichen Jahreszahlen in den Deutsch-Ossiger Pfarrerkatalog geraten konnte. Obwohl in Wittenberg 1540 geboren, kommt er weder in der dortigen Universitätsmatrikel noch im Ordiniertenbuch vor, unzutreffend ist auch die Behauptung (Ehrhardt, Presbyterologie II, 1782, S. 59 und Grünberg II, 1, S. 63), er sei 1568 bis 1591 Diakonus in Wittenberg gewesen und als orthodoxer Lutheraner dort durch die Kryptocalvinisten vertrieben worden (wie zuletzt auch O. Karzel, Die Reformation in Oberschlesien, 1979, S. 85 behauptet); Dietmann (Chursächsische Priesterschaft I, 1, 1753, S. 1250) weiß davon nichts und die Biographie sämtlicher Pastoren und Prediger an der Stadt- und Pfarrkirche zu Wittenberg (von Joh. Christoph Erdmann), 1801, erwähnt ihn an keiner Stelle. Festzustehen scheint allein seine Berufung von der Schloßpredigerstelle in Cösel O.-S. zum Hofprediger und Superintendenten in Brieg, wo

er wegen Überschreitung seiner Amtsbefugnisse und unbesonnener Reden von der Kanzel durch den Herzog Joachim Friedrich entlassen wurde. Seit 1598 war er Pfarrer in Dohna Kr. Pirna und starb am 9. Februar 1613. Da die ersten Jahrzehnte seines Lebenslaufs im Dunkeln liegen, könnte er um 1570 nach Deutsch-Ossig gekommen sein, auf keinen Fall kann die Zahl 1559 stimmen, es sei denn, man hält die Annahme eines anderen Mannes mit gleichem Namen für möglich, doch dafür fehlt jeder Beweis.

S. 10. Johannes Popilius bis 1581, von da an bis 1603 in Ober-Seifersdorf bei Zittau, gest. 1607. – Zu Johannes Hachelberg 1581–91: Erich Wentscher, Die Görlitzer Hachelberg, in: Archiv für Sippenforschung 1936, S. 209–214 mit Stammtafel. – 1591–1595 David Cunrad, gest. 4. Februar 1595. Paul Popilius folgte ihm 1595 und war vermutlich der Bruder von Joh. P. Er ist bereits im Dezember 1601 gestorben, am 9. 12. in Görlitz ausgeläutet. Franziscus Lange amtierte nur ein Jahr, 1602 bis zu seiner schon 1603 erfolgten Entlassung. – Von einer Amtsenthebung des Görlitzer Primarius Martin Moller, wie der Verfasser behauptet, kann keine Rede sein. Er wurde zwar von der lutherischen Orthodoxie verdächtigt und literarisch angegriffen, blieb aber bis zu seinem Tode 1606 unter dem Schutz des Rates im Amt. – Matthias Schmied ist aus der Pfarrerreihe zu streichen. Der Leschwitzer Pastor Johannes Schmied hatte nur den einen Sohn, Valentin, der Pfarrer wurde (E. Wentscher, Joh. Schmied, ein oberlausitzer Landpfarrer im 16. Jahrhundert, in: Archiv für Sippenforschung 1928, S. 14–17).

S. 16. 1618–1635 George Kloß, Closius, war der Sohn des Pfarrers Johann K., 1580–86 in Ober-Bielau, 1590 in Görlitz geboren, wo der Vater nach Amtsniederlegung als Privatmann und Schulhalter lebte. Ehe er nach Deutsch-Ossig kam, war er seit 1616 Rektor in Priebus. – 1662–1702 Caspar Exner, geb. 22. Juli 1627 in Rengersdorf am Queis, bis zu seiner Vertreibung 1654 in Görisseniffen bei Löwenberg, gest. 14. (oder 19.) April 1702. Lebenslauf und Schriften bei Ehrhardt, Presbyterologie II, 2, 1784, S. 406–407.

S. 33. 1751–1767 Gottfried Altenberger. Sein ausführlicher Lebenslauf in der Nachlese Oberlausitzer Nachrichten 1767, S. 116–118. – 1767–1827 George Friedrich Dihm hat eine 60jährige »Ehe« mit Deutsch-Ossig verbunden. Der Verfasser teilt die genaue Beschreibung der Feier seines goldenen Amtsjubiläums 1817 durch Dihms Schwiegersohn, Pfarrer Donat in Wendisch-Ossig, aus dem »Görlitzer Anzeiger« (S. 33–36) mit. »Seine Predigt zur Hunderjahrfeier der Kirche gehört zu dem Besten an seelsorgerlicher Wegweisung.«

S. 40. Nachfolger wurde 1827 sein Enkelsohn, August Friedrich Wilhelm Donat, bereits seit 1824 Dihms Substitut. Seine 1836 verstorbene Frau

Friederike Amalie Thieme war mit der ihr im Tode nachgefolgten Drillingsstochter als erste auf dem neuen Friedhof beigesetzt worden. – 1873–1882 Julius Emil Hugo Lehmann, geb. 29. Juni 1839 in Wellmitz Kr. Guben, er ging 1882 nach Weckenstedt bei Wernigerode, wo er am 30. März 1905 starb. – 1882–1892 Georg Friedrich Paul Dihm war 1856–57 Pastor in Kunzendorf am kahlen Berge Kr. Löwenberg. Er starb in Görlitz 18. März 1900. – 1892–1908 Alfred Zugbaum. Seine Daten bei A. Zobel, *Predigergeschichte von Görlitz I*, 1939, S. 41.

S. 55, 56. Über die letzten Inhaber des Pfarramts – 1909 bis 1939 Johannes Schneider, 1940–1963 Werner Klein, 1964–1977 Helga Bast und sich selbst – berichtet der Verfasser eingehend, er nennt die Namen der Mitarbeiter, Organist und Kirchendienerin, auch der Kirchenältesten, die in den schweren Jahren der Auflösung der Kirchengemeinde die Last der Verantwortung mitgetragen haben. Zum Ausklang, anstatt eines Nachwortes, gibt er die tiefbewegenden Dankes- und Gebetsworte wieder, mit denen der alte Pfarrer Dihm bei der Hundertjahrfeier der Kirche 1818 dieses Denkmal der Güte Gottes seiner Gemeinde anbefahl und sie einmünden läßt in Mahnung, Fürbitte und Lobpreis des Apostels Paulus im Brief an die Epheser Kap. 3, 16–21: Dem aber, der überschwenglich tun kann über alles, was wir bitten und verstehen, nach der Kraft, die da in uns wirkt, dem sei Ehre in der Gemeinde, die in Christo Jesu ist, zu aller Zeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Johannes Grünwald

Martin EVANG: *Rudolf Bultmann in seiner Frühzeit*. Tübingen 1988 (BHT 74), VIII/366 S.

In den letzten Jahren hat es aus Anlaß des 100. Geburtstages zahlreiche Publikationen über Rudolf Bultmann gegeben. In diesem Zusammenhang darf auch die vorliegende Bonner neutestamentliche Dissertation gesehen werden, die dem akademisch-theologischen Werdegang Bultmanns von der Zeit der Ausbildung bis zum Anfang seiner Lehrtätigkeit in Marburg 1921 nachgeht.

Die Erforschung von Leben und Werk Bultmanns stellt den Forscher vor zahlreiche Probleme, da ein Teil des schriftlichen Nachlasses Bultmanns bereits zu seinen Lebzeiten von ihm vernichtet beziehungsweise Kollegen zur wissenschaftlichen Auswertung übergeben wurde. Zum Glück wurde durch die Umsicht der Familie Bultmann der sich noch im Familienbesitz befindliche Nachlaß des Marburger Neutestamentlers der Tübinger Universitätsbibliothek anvertraut, der dort in den Jahren 1982 ff. aufgearbeitet

wurde und mittlerweile auch durch ein Repertorium für die Forschung zugänglich ist.

Aufgrund der Fülle des Materials war Evang zur Konzentration gezwungen; daher ist der Terminus *ad quem* (ca. 1920) folgerichtig. Doch auch sachlich lässt sich dieser Einschnitt begründen, weil die Jahre nach 1921 geprägt sind durch die Auseinandersetzung mit Karl Barth und die Aufnahme des philosophisch-theologischen Gesprächs mit Martin Heidegger.

Evang beginnt seine Dissertation mit der Darstellung des Werdegangs bis 1921. Im zweiten Kapitel wird die Frage der kirchlichen Orientierung Bultmanns angesprochen. Das dritte Kapitel widmet sich seinem Exegese-Verständnis, während das letzte das Thema der »wahren Religion« bei Bultmann behandelt.

Unter regionalkirchlichem Aspekt soll die Breslauer Zeit im folgenden näher betrachtet werden. Bultmann war von 1916 bis 1920 an der Breslauer Universität als außerordentlicher Professor für Neues Testament tätig. Er hatte zunächst Schwierigkeiten, sich in Breslau zurechtzufinden, heimisch ist er in der Oder-Stadt nie geworden. Doch stellte er schon bald zu Beginn seiner Tätigkeit fest, daß die Breslauer Studenten »nette und fleißige Leute« seien. Der Kontakt zu den Fachkollegen (zum Beispiel Gustav Hoennicke) ist dürftig. Ein Ausnahmefall ist Rudolf Otto, mit dem er »einen regen und fruchtbaren Verkehr« und »eine schöne Gemeinschaft« hatte. Nur zu Hans von Soden, der 1918 nach Breslau kam und dort 1921 ordentlicher Professor für Kirchengeschichte wurde, entwickelte Bultmann einen engeren Kontakt.

Im kirchlichen Raume hatte er zu den Breslauer Pfarrern Wilhelm Gottschick und Ernst Moering ein überaus freundschaftliches Verhältnis; leider vermißt man dazu biographische Hinweise, die der Vf. leicht aus Otto Schulzes Breslauer Predigergeschichte, Breslau 1938, hätte entnehmen können. Das wichtigste literarische Werk des frühen Bultmann, die »Geschichte der synoptischen Tradition«, entstand in Breslau. Zur gleichen Zeit übernahm er die Bearbeitung des Johannes-Evangeliums und der drei Johannes-Briefe für den »Kritisch-Exegetischen Kommentar zum Neuen Testament«. In die Breslauer Jahre fallen auch seine wichtigen Rezensionen der formgeschichtlichen Grundlagenwerke von Karl Ludwig Schmidt und Martin Dibelius. Evang geht auch auf Bultmanns Stellung in Politik und Kirchenpolitik in Breslau ein, ein Gebiet, das er dem Leser leider ohne die notwendigen kirchen- und regionalhistorischen Hintergrundinformationen vermittelt. Bultmanns Position erschien noch verständlicher, hätte der Vf. die kirchenpolitischen Strömungen an der Breslauer Theologischen Fakultät ebenso wie diejenigen in der schlesischen Landeskirche herausgearbeitet. Die Auswertung der kirchlichen Presse oder der Archivalien, die sich hierzu im Woiwod-

schaftsarchiv Breslau beziehungsweise im Breslauer Universitätsarchiv finden, vermißt man. Auch den Personalbogen, der im Universitätsarchiv unter Rep. S 220 abgelegt ist, hat der Vf. nicht ausgewertet.

Dennoch ist diese Arbeit Evangs sehr verdienstvoll, da sie die bislang kaum beachtete Frühphase eines der großen Theologen des 20. Jahrhunderts auf eine breite Quellengrundlage stellt. In der Folge dürften endlich auch Studien zur mittleren und späten Phase des Bultmannschen Lebens in Angriff genommen werden. Mit Hilfe solcher Vorarbeiten könnte dann schließlich die seit langem erwartete Biographie Rudolf Bultmanns geschrieben werden.

Ulrich Hutter

Martin OHST: *Schleiermacher und die Bekenntnisschriften. Eine Untersuchung zu seiner Reformations- und Protestantismusdeutung*. Tübingen 1989 (BHT 77), XI, 283 S.

Der Dissertation »Schleiermacher und die Bekenntnisschriften« liegt ein theologiegeschichtliches Thema zugrunde, das seit Jahren einer dringenden Bearbeitung bedurfte. Gerade im Blick auf Schleiermachers Haltung zur Union und Kirchenpolitik in Preußen zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist dies von erheblicher Bedeutung. Denn die Einführung der Union 1817 war nicht nur ein Verwaltungsakt, sondern es sollte auch den Absichten der Reformatoren entsprochen werden, die beim Kirchenvolk eine Rückführung auf Bibel und Bekenntnis erreichen wollten.

Der Vf. will mit seiner Arbeit die Voraussetzung ermitteln, die »für Schleiermachers Rezeption und Kritik reformatorischer Theologie, die hauptsächlich in der Gestalt der Bekenntnisschriften in sein Blickfeld kam, leitend sind« (S. 1). Nach einer kurzen Skizzierung des Forschungsstandes (S. 2–10) wendet sich der Vf. im ersten Teil seiner Arbeit Schleiermachers Deutung der Reformation zu (S. 21–108). Die Reformation ist für Schleiermacher ein epochaler Wendepunkt in der Geschichte der Christenheit; freilich muß dieses Ereignis für sich wieder in die gesamte Christentumsgeschichte eingeordnet werden.

Im zweiten Teil unternimmt der Vf. den Versuch, den Begriff »Bekenntnisschrift« und seine besondere Präzisierung durch Schleiermacher zu analysieren. Die Confessio Augustana ist für Schleiermacher ein »historischer Idealtypus«, sie ist »ein Produkt der Anfangszeit der Reformation, sie ist von Anfang an als offizielles, das neu sich bildende Kirchentum in seiner Gesamtheit repräsentierendes Dokument konzipiert worden« (S. 135). Die Interpretation dieser Bekenntnisschrift muß deshalb immer aus der konkreten historischen Situation ihrer Entstehung erfolgen.

Im dritten Teil kommt der Vf. auf die »Bekenntnisschriften unter den Bedingungen des neuzeitlichen Protestantismus« zu sprechen (S. 138–267). In diesem Zusammenhang wird auch der Breslauer Unionsstreit von 1830 mit den Sendschreiben Schleiermachers an Daniel von Coelln und David Schulz behandelt, den der Vf. unter Darlegung der historischen Hintergründe ausführlich wiedergibt.

Für Schleiermacher sind die Bekenntnisschriften, die immer die urchristlich-reformatorische Botschaft zum Inhalt haben müssen, das »Instrumentarium zur Vertiefung christlichen Glaubens in seiner neuzeitlichen Lebenswelt«. Insofern ist die Rezeption der Bekenntnisschriften nicht nur ein Beitrag zur Kirchen- und Theologiegeschichte, das heißt zur Wirkungsgeschichte der reformatorischen Zeugnisse, sondern auch ein Beitrag zur Hermeneutik Schleiermachers, das heißt seines Umgangs mit Wort und Schrift, wie sie sich in den Bekenntnisschriften der Reformation zeigt.

Ohsts Arbeit bietet mit ihrer reichen Materialfülle eine gute Ausgangsposition, auch die Frage des Einflusses Schleiermachers auf die Union in Preußen grundlegend anzugehen. Daß dabei die Frage nach den Bekenntnisschriften und ihre zeitgemäße Auslegung in der neuen kirchlichen Situation eine entscheidende Rolle spielen, belegt der Vf.

Ulrich Hutter

Traudel HIMMIGHÖFER: *Die Neustadter Bibel von 1587/88, die erste reformierte Bibelausgabe Deutschlands*. Speyer 1986 (Veröffentlichungen des Vereins für Pfälzische Kirchengeschichte XII), 248 S., div. Abb.

Einem bislang vernachlässigten Thema der pfälzischen Kirchengeschichte in der postreformatorischen Phase ist die Vf. mit ihrer Staatsexamensarbeit über die »Neustadter Bibel von 1587/88«, die 1985 auf Anregung des Mainzer Kirchenhistorikers Gustav Adolf Benrath verfaßt wurde, nachgegangen. In dieser Zeit hatten zahlreiche Theologen, die wegen ihrer Neigung zum Calvinismus aus Schlesien vertrieben worden waren, Einfluß auf die Kirchengeschichte in der Kurpfalz. Hierzu zählt auch der Verfasser der Neustadter Bibel, David Pareus, der 1548 in Frankenstein geboren wurde. Die Vf. stellt im ersten Kapitel ihrer Arbeit die näheren Umstände der Pfälzer Reformationsgeschichte von 1563 bis 1587 dar (S. 3–25).

Das zweite Kapitel ist der Komposition der Neustadter Bibel gewidmet (S. 26–54), das dritte ihrer Analyse, in der deutlich wird, daß David Pareus mit dieser Bibel »zu Trost und Erbauung der lieben Christenheit« beitragen wollte (S. 131). Die Vf. stellt fest, daß ebenso wie beim Heidelberger Katechismus »die Arbeit an der Bibel keinen gelehrt Selbstzweck« ver-

folgt, daß vielmehr »Bekenntnis und Bibel ... eingebunden [sind] in die umfassende Aufgabe des Gotteslobs und der Sorge um das Seelenheil des Mitmenschen« (S. 62f.). Pareus hat für seine Bibel nicht nur ein seelsorgerlich-didaktisches Motiv, sondern sieht in ihr auch ein konfessionspolitisches Werkzeug, die »rechte Reformation«, das heißt die Reformation nach reformierter Lehrweise, zu verwirklichen.

Wie rasch diese Bibel von seiten der Lutheraner, vor allem in Tübingen, in die konfessionellen Auseinandersetzungen geriet, zeigt das vierte Kapitel, in dem es um die »Reaktion der Lutheraner« (vor allem Jakob Andreä und Johann Georg Sigwart), ihre heftigen Angriffe und schließlich ihre Gegenbibel von 1590/91 geht.

War die Reaktion im lutherischen Lager einhellig negativ, so fand die Neustadter Bibel bei den Reformierten wie auch in Schlesien mit seinem dort stark vertretenen Philippismus eine wohlwollende Aufnahme. Ein Überblick über die Rezeptionsgeschichte der Bibel bis zur Tossanusbibel von 1617, die die Neustadter Bibel ablöste und für rund ein Jahrhundert *die reformierte Bibel* wurde, beschließt das fünfte Kapitel.

Die Vf. hat im Zusammenhang mit dieser Arbeit nicht nur einen wichtigen Beitrag zur pfälzischen Kirchengeschichte geleistet, sondern auch gezeigt, in welcher Verflechtung die Pfalz in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu anderen Territorien in Deutschland stand. Der Pfalz kommt dabei ähnlich wie Schlesien eine »Brückenfunktion« (Ludwig Petry) zu. Da Leben und Werk des Theologen David Pareus bislang nur unzureichend erforscht sind, ist der Vf. mit diesem Buch ein erster wichtiger Schritt zu einer immer noch ausstehenden Biographie Pareus' geglückt. Es bleibt zu hoffen, daß die Vf. in absehbarer Zeit diese Biographie vorlegen wird.

Ulrich Hutter

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Kritische Gesamtausgabe. Hg. von Hans-Joachim BIRKNER, Gerhard EBELING, Hermann FISCHER, Heinz KIMMERLE, Kurt-Victor SELGE.

Erste Abteilung. Bd. 3: Schriften aus der Berliner Zeit 1800–1802. Hg. von Günter MECKENSTOCK. Berlin 1988, CXXVI/603 S.

Fünfte Abteilung. Bd. 1: Briefwechsel 1774–1796. Briefe 1–326. Hg. von Andreas ARNDT und Wolfgang VIRMOND. Berlin 1984, LXX/489 S. und 1 Karte.

Fünfte Abteilung. Bd. 2: Briefwechsel 1796–1798. Briefe 327–552. Hg. von Andreas ARNDT und Wolfgang VIRMOND. Berlin 1988, LVII/533 S.

In Fortsetzung des Buchberichtes zur »Neueste[n] Schleiermacherliteratur und Quellen«, der im Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte 67 (1988),

S. 217–225 erschienen war, sollen drei weitere Bände der Gesamtausgabe besprochen werden.

Die erste Abteilung wurde 1988 mit dem dritten Band der »Schriften und Entwürfe« aus der Berliner Zeit zwischen 1800 und 1802 fortgesetzt. Der Band umfaßt zwölf Druckschriften, acht Manuskripte aus dem Nachlaß und fünf bislang völlig unbekannte Manuskripte. In diesen Jahren wird die Weite des literarischen und wissenschaftlichen Interesses Schleiermachers sichtbar: »Er war sich dabei seiner wachsenden literarischen Produktivität und öffentlichen Bedeutung sehr wohl bewußt« (S. IX). Zwischen 1800 und 1802 beginnt Schleiermacher auch eine größere Rezensionstätigkeit, vornehmlich in Berliner Zeitschriften. Eröffnet wird der vorliegende Band mit den »Monologen« von 1800, die er als seinen Beitrag verstand, »die Denkungsart darzustellen, die durch die Spekulation entsteht«.

Alle in den Band aufgenommenen Schriften aus dem Nachlaß befinden sich im Zentralarchiv der Akademie der Wissenschaften in Berlin/Ost und sind chronologisch abgedruckt worden.

Die fünfte Abteilung wird mit zwei Bänden Briefwechsel aus den Jahren 1774–1798 eröffnet. Der erste Band enthält die Korrespondenz bis zu seiner Übersiedlung nach Berlin (1796). Es handelt sich um 326 Briefe, von denen allerdings eine große Anzahl erschlossen werden mußte, da die Originale verloren gegangen sind. 42 Briefe sind in dieser Ausgabe zum ersten Male veröffentlicht. Ehe die einzelnen Korrespondenzpartner sehr ausführlich vorgestellt werden, erläutern die Herausgeber Leben und Werk Schleiermachers bis 1796. Mit Hilfe dieses Briefwechsels wird nun die Frühzeit Schleiermachers, seine Kindheit in Breslau (1768–1778), sein Aufenthalt in Anhalt und Pleß (1778–1783), der Besuch des Pädagogiums in Niesky (1783–1785), seine Studien in Barby (1785–1787) und Halle (1787–1789), sein Aufenthalt in Drossen (1789/90), die Erziehertätigkeit in Schlobitten/Ostpreußen (1790–1793), der erste Berliner Aufenthalt (1793/94) und seine Hilfspredigerzeit in Landsberg/Warthe (1794–1796) deutlich und historisch faßbar.

In dem 1988 erschienenen zweiten Band des Briefwechsels, umfassend die Jahre 1796–1798, werden 226 Briefe veröffentlicht, von denen ebenfalls 101 nur erschlossen werden konnten, da für sie kein Text überliefert ist. 79 Briefe sind hier erstmals veröffentlicht (64 an Schleiermacher und 15 von Schleiermacher). Die Briefe datieren vom 30. August 1796, dem Tag der Abreise aus Landsberg/Warthe bis zum Ende des Jahres 1798, wo er mit der Abhandlung »Versuch einer Theorie des geselligen Betragens« befaßt ist. In erster Linie sind es Familien- und Freundschaftsbriefe, vor allem mit seiner Schwester Charlotte und seinem Onkel Stubenrauch, die in dem Band abgedruckt sind.

Die Tätigkeit als Prediger an der Berliner Charité kann nunmehr durch den amtlichen Schriftwechsel (vgl. S. XLVI) erstmals näher bestimmt werden. Ab 1798 ist der Briefwechsel stärker literarisch-wissenschaftlich geprägt, hier wird seine Einbindung in den Kreis der Frühromantiker deutlich.

Die historische Einführung zu Beginn des Briefwechsels führt den Benutzer in die Quellenlage ein und bietet zu den einzelnen Korrespondenzpartnern entsprechende biographische Hintergrundinformationen.

Die Herausgeber konnten sich auch für diesen Band wieder auf zahlreiche Archiv-Bestände, vor allem im östlichen Bereich (zum Beispiel Staatsarchiv Landsberg/Warthe, Sächsische Landesbibliothek Dresden, Archiv der Humboldt-Universität Berlin/Ost), aber auch in der Bundesrepublik Deutschland (zum Beispiel Deutsches Literaturarchiv in Marbach, Berliner Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin/West, De Gruyter-Verlagsarchiv) und im westlichen Ausland (zum Beispiel Brinckmann-Archiv in Trolle-Ljungby/Schweden) stützen.

Mit diesen Bänden der »Kritischen Gesamtausgabe« wird die Edition in bewährter Weise fortgesetzt. Der Benutzer findet zahlreiche neue Materialien, insbesondere für Schleiermachers Leben und Wirken in den östlichen preußischen Provinzen. Für die Breslauer Zeit wurden leider, und dies mag der schlesische Kirchenhistoriker bedauern, die Akten der Reformierten Gemeinde Breslau, die sich im Woiwodschaftsarchiv in Wrocław (Breslau) befinden, nicht ausgewertet. Die schlesische Kirchengeschichtsforschung verfolgt die Fortsetzung der Edition aufmerksam.

Ulrich Hutter

Schlesische Lebensbilder. Band 6: Schlesier des 15. bis 20. Jahrhunderts hg. von Josef Joachim MENZEL und Ludwig PETRY. Sigmaringen: Jan Thorbecke 1990, 326 S., 27 Abb.

Die Biographie ist von jeher ein geeignetes Mittel gewesen, Ergebnisse der Geschichtsforschung einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Das heute wieder gestiegene Interesse an diesem Genus und die zum Teil beachtlichen Verkaufserfolge von Biographien in den letzten Jahren dürften auch dem hier angezeigten Werk zugute kommen. Es ist in der Tat sehr erfreulich, daß nach Erscheinen von Band 5 im Jahre 1968 nun der Verlag den lang erwarteten Band 6 vorlegt mit 34 zum Teil recht bedeutsamen Schlesiern, davon die Hälfte aus dem 19. und 20. Jahrhundert.

Zu den historisch bedeutenden Gestalten gehört zweifelsohne Bischof Balthasar von Promnitz (1488–1562), führte er doch das Bischofsamt in der

Zeit der Reformation. Der Verfasser, Gottfried Kliesch, beschreibt ausführlich und mit Recht die politische, wirtschaftliche und soziale Leistung des Bischofs, bescheinigt ihm aber unter anderem wegen seiner toleranten Haltung zu den Lutheranern, daß er »als geistliches Oberhaupt versagte« (S. 36). Es bleibt offen, inwieweit solches »Versagen« etwa Absicht war. – Der mit 17 Seiten umfangreichste Artikel ist dem für die Entwicklung des oberschlesischen Industriegebietes entscheidenden Direktor des schlesischen Bergamtes, Friedrich Wilhelm von Redern, einem gebürtigen Hannoveraner, gewidmet. Konrad Fuchs beschreibt die zahlreichen Schwierigkeiten, um dann die technische und organisatorische Leistung von Rederns nur umso heller ins Licht setzen zu können. Der Beitrag zeigt lebendig, wieviel Erkenntnisse von Redern aus seinen zahlreichen Reisen vor allem nach England gewann und welche Kontakte er zu seinem Onkel, Minister von Heinitz in Berlin, zu anderen Mitarbeitern (v. Stein, v. Hardenberg) oder Geistesgrößen seiner Zeit wie J. W. von Goethe pflegte. – Eindrucksvoll ist das Lebensbild von Paul Löbe (1875–1967) in seinem wechselvollen Auf und Ab, das zugleich ein Muster für das so bedrohte und wankelmütige Schicksal eines Sozialdemokraten in unserem Jahrhundert darstellt, engagiert beschrieben von Helmut Neubach. – Neben Löbe gehört zu den prägenden Gestalten Schlesiens in unserem Jahrhundert Erzbischof und Kardinal Adolf Bertram (1895–1945), ein gebürtiger Hildesheimer, der das religiöse Leben über den entscheidenden Zeitraum von 1914 bis 1945 in kluger, vermittelnder Weise förderte und anregte und über Schlesien hinaus als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz (seit 1919) in ganz Deutschland Einfluß besaß. Die Stärke des schlesischen Katholizismus, die der evangelischen Seite wohl bewußt war, verdankt sich so geschickten Oberhäuptern auf dem Breslauer Bischofssitz wie Kardinal Bertram. Der Band enthält von demselben Verfasser, Werner Marschall, noch einen weiteren Breslauer Bischof, Rudolf von Rüdesheim (ca. 1402–1482), der Schlesien geschickt in die antihussitische Front einreichte und sich gegen König Podiebrad für Matthias Corvinus einsetzte und damit entscheidende Weichen im kirchlichen Leben Schlesiens stellte.

Es ist unmöglich, hier auf alle Lebensbilder einzugehen. Der Band enthält allein 10 für die Musikgeschichte wichtige Schlesier, darunter Thomas Stoltzer (ca. 1526–1770) und Silvius Leopold Weiß (1686–1750). Damit wird ein Kunstmehr zu Ehren gebracht, der bisher zu kurz kam und in dem Schlesien einen wichtigen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte zu leisten vermochte. Demgegenüber treten die Dichter, unter denen je eine Biographie über Arnold Zweig (1887–1968) und Friedrich Bischoff (1896–1976) vorliegen, und zu denen aus älterer Zeit wohl auch der zugleich musikalisch begabte David Speer (1636–1707) zu rechnen ist, zurück. Unter

den Malern wird lediglich Gottfried Hentschel (vor 1620–nach 1650) vorgestellt. Aus der Rechtsgeschichte beschreibt Hans Thieme den Pfarrerssohn Ernst Theodor Gaupp (1791–1859) und den für die mittelalterliche Rechtssprechung Kölns bedeutsamen Landwirt und Gutsbesitzer Heinrich von Loesch (1873–1947).

Für den Leser dieser Zeitschrift sei besonders auf die für die evangelische Kirchengeschichte wichtigen Gestalten hingewiesen. Manfred P. Fleischer stellt die beiden Späthumanisten Bartholomäus Scultetus (1540–1614) und Nikolaus Henel (1582–1656) vor. Der eine, in den mathematischen, astronomischen und geographischen Kenntnissen seiner Zeit gebildet, zugleich Ratsherr, Bürgermeister, Gymnasiallehrer und Kirchenvorsteher in Görlitz, hat aufschlußreiche Tagebücher und Schriften zur Zeit- und Naturgeschichte hinterlassen. Der andere, Pfarrerssohn aus Neustadt am Fuß des Altvaters, Anwalt und späterer kaiserlicher Rat in Breslau, schrieb eine bedeutende *Silesiographia* und *Breslographia* (beide Frankfurt 1913). Herbert Patzelt würdigt Leben und Leistung von Superintendent Theodor Carl Haase (1834–1909), zunächst in Bielitz, seit 1876 in Teschen, die »größte Autorität« des österreichischen Protestantismus, zugleich Mitglied des schlesischen Landtages in Troppau und des Abgeordnetenhauses in Wien. Ihm sind zahlreiche Anregungen und Stiftungen zu danken, wie die »Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich« oder das Evangelische Krankenhaus in Teschen. Genannt sei schließlich die Biographie über Schwester Eva von Tielem-Winckler (1866–1930) aus der Feder von Hans Thieme, der als junger Mann mit ihr korrespondierte. Er schildert das erstaunliche Wachsen des Friedenshortes, eines Kinderheimes in Miechowitz, zu einem weltweiten Friedenswerk und die persönliche Frömmigkeit von Mutter Eva sehr einfühlsam.

Mögen diese wenigen Hinweise das weitgespannte Buch empfehlen, das für den Forscher durch die jeweils angefügte Schriften- und Literaturliste von zusätzlichem Wert ist.

Dietrich Meyer

Nationalsozialismus und Widerstand in Schlesien. Hg. v. Lothar BOSSLE, Gundolf KEIL, Josef Joachim MENZEL, Eberhard Günter SCHULZ. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1989, IX, 208 S. (Schlesische Forschungen Band 3)

Der anzuzeigende Band enthält einzelne Vorträge von zwei Symposien in Würzburg, von Oktober 1983 und November 1984, zum Thema. Wegen des erheblich verzögerten Erscheinens sind leider inzwischen fünf Beiträge an anderer Stelle erschienen und nicht mehr aufgenommen worden. Auch

die vorliegenden Aufsätze behandeln nur zum Teil die Problematik des Widerstandes, der Titel des Buches ist also additiv zu verstehen. Das ist an sich schade, denn eine systematische Darstellung schlesischen Widerstandes im Dritten Reich hätte sich über das Buch von Ger van Roon, *Neuordnung im Widerstand* (1967, über den Kreisauer Kreis) hinaus gelohnt.

Die Beiträge sind unterschiedlich in Länge, Konzeption und Gewicht. Das Thema Widerstand wird systematisch von Eberhard Günter Schulz »als Problem der philosophischen Rechtslehre« behandelt und am Beispiel des verhinderten Hitler-Attentäters Rudolf-Christoph Freiherr von Gersdorff erläutert. Man wünschte sich weitere solche systematische Studien zu den anderen schlesischen Widerstandskämpfern, zum Beispiel des Kreisauer Kreises. Dazu bietet der eindrucksvolle Aufsatz von Hans Ludwig Abmeier über den Oberpräsidenten von Oberschlesien, Hans Lukaschek, der zu den führenden Männern der Kreisauer gehörte, ergiebige Informationen. Der Verfasser zeichnet die christliche, in der katholischen Ethik verwurzelte Anschauung Lukascheks, seine Entwicklung vor seiner Entlassung 1933 und seine Hilfe für Verfolgte und jüdische Mitbürger als Rechtsanwalt in Breslau bis zu seiner Inhaftierung nach dem Hitler-Attentat 1944. Auch das Leben von Gerhard Möbus ist für das Thema aufschlußreich. Lothar Bossle untersucht dessen wichtige Unterscheidung von Widerstand in einer Demokratie und in einer Diktatur, dessen »oppositionelles Verhalten« im Vergleich zu äußerer Emigration und innerer Opposition und die anthropologische Grundlegung der Demokratie in den Schriften von 1950 bis zu seinem Tod 1965.

Zu den menschlich berührenden Beiträgen gehört der Aufsatz von Christian Andree über die Ausschaltung von 19 bedeutenden jüdischen Medizinern, meist an der Universität von Breslau, die zur Emigration gezwungen wurden und im Ausland, in USA, Südamerika, der Türkei, in Palästina und anderen Staaten eine neue Stellung suchen mußten. Der Verfasser skizziert das Leben dieser Ärzte und Medizinprofessoren und konfrontiert es mit der Weltanschauung des aus Oberschlesien stammenden Reichsärzteküpfers Gerhard Wagner, der bis zu seinem Tode 1939 die erschütternde, konsequente Ausschaltung jüdischen Einflusses aus dem deutschen Gesundheitswesen betrieb. Während dieser Beitrag die hervorragende medizinische Wissenschaft in Breslau belegt, geht Ludwig Petry der Rolle der philosophischen Fakultät Breslaus im Dritten Reich nach und zeichnet den Einfluß des nationalsozialistischen Geistes auf Charakter und Unterrichtsbetrieb der Universität.

Auf großes Leserinteresse werden die Studien zu zwei der hervorragendsten Gestalten Schlesiens in diesen Jahren stoßen. Walter Requardt schildert das diffizile Verhältnis Gerhart Hauptmanns zum Nationalsozialismus in

Nähe und kritischer Distanz sowie die nationalsozialistische Entdeckung Hauptmanns, ein immer wieder untersuchtes und fesselndes Thema, dem der Verfasser aus eigenem Erleben in der Freundschaft mit dem Dichter neue Akzente hinzufügt. Bernhard Stasiewski würdigt die unermüdliche, vorsichtige, aber beharrliche Opposition von Erzbischof Kardinal Bertram gegen die Kirchenpolitik des Dritten Reiches aus intensiver Kenntnis der zahlreichen Eingaben, Stellungnahmen und Korrespondenzen und deutet die unterschiedliche Sicht heutiger Forscher kurz an.

In zwei Überblicken wird die Rolle der SPD in der Endphase der Weimarer Republik und der Arbeiterbewegung im Dritten Reich geschildert (von Günter Granicky und Johannes Binkowski). Heinz Rudolf Fritzsche beschreibt den Schlesischen Rundfunk und seine zunehmende Beherrschung durch den Staat. Ein packender und doch nüchterner Bericht von Volker Schmidtchen über die letzte Phase des Zweiten Weltkrieges und über die Kämpfe um Schlesien beschließt den Band. Zeitgeschichte ist immer erregend und anrührend. Das Buch möchte die jüngste Vergangenheit erhellen und zu bewältigen helfen. Schade, daß die anderen Beiträge der beiden Symposien nicht auch aufgenommen wurden. Man wüßte gern mehr über diese Jahre in Schlesien.

Dietrich Meyer

Archiv für schlesische Kirchengeschichte. Herausgegeben von Joachim KÖHLER im Auftrag des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturge- schichte, Regensburg. Band 47/48. 1989/1990. 392 S. mit 18 Abbildungen. Kartoniert. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen.

Im Aufsatzteil dieses Doppelbandes stehen biographische Untersuchungen im Vordergrund, wobei allein drei der Person Adolf Bertrams (1859–1945) gewidmet sind. Antonia Leugers: Adolf Kardinal Bertram als Vorsitzender der Bischofskonferenz während der Kriegsjahre (1939–1945) und Maria Elisabeth Koch: Adolf Kardinal Bertram als Kirchenpolitiker im Dritten Reich – versuchen beide, der nicht unumstrittenen Haltung des Kardinals in der NS-Zeit eine faire Beurteilung zuteil werden zu lassen. Beide schließen ihre Untersuchung mit einem Wort, das Hubert Jedin mit Blick auf Kardinal Bertram gesagt hat: »Auch große Persönlichkeiten haben Grenzen, die ihnen nicht durch das Wollen, sondern durch ihr Werden und Sein gesteckt sind« (S. 33. 111). Gerade das Werden dieses »unpolitischen Seelsorgers« wird dann herausgearbeitet von August Hermann Leugers-Scherzberg: Die Wahl Adolf Bertrams zum Fürstbischof von Breslau im Jahr 1914. Ein Schritt zur Entpolitisierung des Bischofsamtes in Preußen.

Brigitte Lob: »Zwischen monastischen und politischen Ordnungssystemen: Albert Schmitt OSB als Abt von Grüssau (1924–1969)« verfolgt biographisches Interesse, macht aber deutlich, daß Abt Albert den Nationalsozialismus in seinem Wesen bis zuletzt nicht voll durchschaut hat oder, wegen partieller Übereinstimmungen, wohl auch nicht voll durchschauen konnte.

Der Beitrag von Horst Rzepkowski ist dem in Schechowitz ED Breslau geborenen Pater Proksch gewidmet: »Als Missionar in Indien. Pater Georg Proksch (1904–1986)«. Hubert Wolf schreibt über »Augustin Theiner und die Rottenburger Bischofswahl von 1846. Ein Gutachten des schlesischen Oratorianers aus dem Archiv der Sacra Congregazione degli Affari Ecclesiastici Straordinari«. Winfried Irgang nennt seine Abhandlung: »Beiträge zur Silesia Franciscana im 13. Jahrhundert«. Dahinter verbirgt sich eine kritische Überprüfung und Zusammenfassung der neueren, zumeist polnischen, Literatur über die Anfänge der Franziskaner in Schlesien. Heinrich Grüger berichtet über »Das mittelalterliche Kloster Kamenz. Zu den Grabungen im Kreuzgang« und über »Die schlesischen Mönchsklöster, ihre Siedlungs- und Seelsorgetätigkeit«. Ewald Walter weist nach, daß die Hedwigs predigt vom 14. November 1267 nicht als echt anzusehen ist: »Zur Echtheit der Papst Clemens IV. zugeschriebenen Hedwigs predigt vom Jahre 1267« und versucht »Die Begleiter des Breslauer Bischofs Nanker (1326–1341) auf seinem Monument im Breslauer Dom« näher zu bestimmen. Romuald Kaczmarek und Jacek Witkowski schreiben über »Mittelalterliche Geschichte und Tradition in der Kunst der Zisterzienser Ostmitteleuropas im 17. und 18. Jahrhundert«.

Eine Miszelle von Jan Kopiec über das gegenwärtige Priesterseminar der Diözese Oppeln, Buchbesprechungen, Mitteilungen und Verschiedenes schließen den lesenswerten Band ab.

Christian-Erdmann Schott

Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Im Auftrag der »Stiftung Kulturwerk Schlesien« herausgegeben von Josef Joachim MENZEL. Band XXIX/1988, 375 S. mit zahlreichen Abbildungen. Kartonierte Ausgabe. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen.

Dieser Band ist Ludwig Petry, dem »Nestor der Schlesienforschung im Nachkriegsdeutschland« (J. J. Menzel) zum 80. Geburtstag am 3. Juni 1988 gewidmet. Er enthält 14 Abhandlungen: Heinrich Grüger setzt das Schlesische Klosterbuch fort mit einem Artikel über »Neumarkt. Hospital der aussätzigen Frauen, dann Propstei der Benediktiner« und einem Artikel über »Oels. Abtei der slavischen Benediktiner«. Gundolf Keil und Elfriede

Würl berichten über »Die Leipziger Rogerglosse« und die »Hübsch Chirurgia« des Niklas von Mumpeliers. Eine Konkordanz zu zwei Denkmälern altschlesischer Literatur des 14. Jahrhunderts«, Gottfried Kliesch schreibt unter Verwendung von Aufzeichnungen Ludwig Petrys über »Bischof Balthasar von Promnitz (1539–1562), Oberlandeshauptmann von Schlesien« und zeigt aufgrund lokaler Quellen, wie König Ferdinand I. von Habsburg sich bei der Verwaltungsneuordnung in Schlesien auf den Oberlandeshauptmann Bischof Balthasar gestützt hat. Bernhard Kytzler berichtet dieses mal über die »Laudes Silesiae IV: Kaiser Rudolphs II. Breslauer Ehrenpforte in David Sigemunds Reisegedicht«.

Hinweisen möchte ich besonders auf den gutgeschriebenen Aufsatz von Peter Maser über das »Breslauer Judentum im Zeitalter der Emanzipation«, der die kürzlich gezeigte Ausstellung »Breslauer Juden 1850–1945« sinnvoll ergänzt. Er macht deutlich, daß mit der Gründung des Theologisch-Jüdischen Seminars 1854 in Breslau weltweit zum ersten Mal der Versuch gemacht wurde, dem Judentum nach der Aufklärung einen Weg zu seiner Erhaltung zwischen Orthodoxie einerseits und Totalanpassung andererseits zu weisen. Hier ist denn auch »der Typ des modernen Rabbiners geprägt« worden (S. 174).

Im absoluten Gegensatz zu dem großstädtischen Breslau steht das kleinstädtische Kreuzburg, in dem der Schweizer Jacob Oeri, ein Neffe Jacob Burckhardts, als Oberlehrer eine Stelle gefunden hat. Über »Jacob Burckhardt's Briefwechsel mit seinem Neffen Jacob Oeri in Kreuzburg/Oberschlesien« schreibt Horst Fuhrmann. Zwei Urteile sind bezeichnend: So charakterisiert Oeri die Kreuzburger als »eine gutmütige, aber nicht eben allzu geistreiche Race« (S. 187). Nicht viel anders meint auch der Onkel: »Es ist auch von Werth, einmal ein paar Jahre an den äußern Rändern der Culturwelt gelebt zu haben« (S. 179).

Der Band enthält zwei musikhistorische Beiträge: Lothar Hoffmann-Erbrecht: Die Weihnachtshistorie von Tobias Zeutschner (Breslau, um 1660) und Hubert Unverricht: Musik und Musikwissenschaft in Praxis, Lehre und Forschung an der Universität Breslau. – Über »Die Hohenlohe und Schlesien« schreibt Gerhard Taddey, über »Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg als Bauherr in Schlesien (1683–1732) und Kurtrier (1716–1729)« Heinrich Grüger und über »Die wirtschaftlich-sozialen Verflechtungen zwischen Berlin und Schlesien« Konrad Fuchs. Stärker biographisch ausgerichtet sind die Beiträge von Ludwig Biewer »Erinnerungen des Sozialdemokraten Wolfgang Heine (1861–1944) an seine Studentenzeit an der Universität Breslau (1881–1883)«, die auch für Studentenhistoriker von Interesse sein dürften, weil sie aus der Gründungszeit des Verein Deutscher Studenten (VDSt) berichten – und von Hans-Ludwig Abmeier über den

verdienstvollen schlesischen Historiker »Professor Dr. Willy Klawitter (1887–1964)«.

Es folgen Mitteilungen von Wolfgang Irgang, Ewald Walter und Harald Schieckel sowie Berichte über schlesische Geschichtsvereine. Besonders begrüßt werden dürfte die Auswahl der Literatur zur Schlesischen Landeskunde aus den Jahren 1986 und 1987, die Werner Bein vorgenommen hat. Sie umfaßt allein für diesen kurzen Zeitraum 28 Seiten.

Alles in allem – ein vielseitiges und interessantes Jahrbuch.

Christian-Erdmann Schott

Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Im Auftrag der »Stiftung Kulturwerk Schlesien« herausgegeben von Josef Joachim MENZEL. Band XXX/1989, 1990. 370 S. mit 26 Abbildungen, darunter 15 in Farbe. Kartoniert. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen.

In seinem Abhandlungsteil zeigt dieser Band vier Schwerpunkte: Einmal bringt er Beiträge zur Fortsetzung des Schlesischen Klosterbuches. So berichtet P. Lucius Teichmann über die Franziskanerklöster Goldberg, Cosel (Franziskaner-Minoriten), Gleiwick und St. Annaberg, Heinrich Grüger über die Kartause Liegnitz und über die Kartäuser in Schlesien von 1423 bis 1540.

Einen zweiten Schwerpunkt bilden zwei Beiträge, die sich mit Breslauer (Kirchen-)Geschichte befassen: Ewald Walter: Zu Barthel Steins *Descripcio Vratislavie* (Beschreibung Schlesiens) – aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, die Hermann Markgraf mit deutscher Übersetzung und Erläuterungen 1902 herausgegeben hat – und Rudolf Walter: Das Musikalieninventar des Breslauer Domchors aus der Amtszeit von Domkapellmeister J. I. Schnabel. – Die Amtszeit Schnabels liegt zwischen 1805 und 1831 und wird hier aufgrund des im Erzbischöflichen Archiv Breslau neu aufgefundenen Musikalienarchivs erhellt.

Die folgenden vier Abhandlungen sind biographisch ausgerichtet. So schreibt Ernst Fritze über »Wilhelm Fritze (1800–1866), Pastor an der Friedenskirche in Schweidnitz in seiner Zeit«, wobei die Revolution von 1848 einen Schwerpunkt bildet, zugleich aber die Kooperation zwischen Katholischen und Evangelischen als Ausdruck einer nicht nur äusseren Zusammengehörigkeit besonders beeindruckt. Gerhard Pachnicke ediert »Friederike Kempners Autobiographie vom Jahre 1884«. Konrad Fuchs schreibt über den von Hause aus jüdischen, liberalen, seine Zeit kritisch analysierenden, Gerhard Hauptmann verbundenen, aber auch in der schlesischen Mystik wurzelnden, vom Nationalsozialismus in die Isolation

gedrängten »Bernhard Guttmann (1869–1959). Zum Leben und Wirken eines schlesischen Schriftstellers und Journalisten«. F.-Michael Kümmel und Franz Walter erinnern an den heute weitgehend vergessenen Breslauer Philosophieprofessor und Soziologen Marck: »Zwischen Kant und Hegel, zwischen Bürgertum und Arbeiterbewegung. Siegfried Marck zum 100. Geburtstag« – am 9. März 1989.

Die letzten drei Abhandlungen, ergänzt durch eindrucksvolle farbige Abbildungen, gehören in die Kartographie: Klaus Lindner: Preußische und habsburgische Landesaufnahmen in Schlesien. – Annette Hettinger: Zu den schlesischen Landkarten im Wiener Kriegsarchiv. – Elmar Seidl: Das österreichisch-schlesische Oppaland im älteren Kartenbild.

Im Mitteilungsteil werden zwei Festvorträge, gehalten im Rahmen der 600-Jahr-Feier der Universität Köln, die die Patenschaft mit der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau weiterhin pflegt, abgedruckt: Josef Joachim Menzel: Köln und Breslau. Zwei Städte im historischen Vergleich, und – von dem inzwischen verstorbenen Klaus-Joachim Zülch: Die Bedeutung der Universität Breslau für den europäischen Kulturrbaum (dargestellt am Wirken ihrer Medizinischen Fakultät). – Erinnerungen an »Die Mediävistik an der Universität Breslau am Vorabend des Zweiten Weltkrieges« legt Heinrich Appelt vor. Herbert Eckelt weist nach, daß Friedrich d. Gr. von Bayern nicht die Grafschaft Glatz gekauft hat, sondern »daß der Bayer nur Rechtsansprüche auf dieses Territorium verkaufte« (S. 319). Harald Schieckel berichtet über »Stammbucheintragungen und sonstige Autographen von Schlesiern in der Oldenburger Stammbuchsammlung 1546–1743« und Renate Schelling-Schiewer über »Der rechte Weg«. Zur Edition eines spätmittelalterlichen Rechtskompendiums aus Breslau.

Berichte aus den schlesischen Geschichtsvereinen schließen diesen instruktiven, anregenden Band ab.

Christian-Erdmann Schott

Kurt KLUGE: *Chronik der Stadt Militsch*, Militsch 1909. Nachdruck durch die Heimatkreisgruppe Militsch, Siegburg b. Bonn 1988, 353 S.

Die Heimatkreisgruppe Militsch in Siegburg b. Bonn, die sich seit über dreißig Jahren um die Pflege und Weitervermittlung der Geschichte und Kultur dieser schlesischen Stadt bemüht, hat mit diesem Nachdruck ein lange vermißtes Standardwerk zur Geschichte dieser vor allem durch die Evangelische Gnadenkirche bekannten Stadt zugänglich gemacht. Der Verfasser, der Pfarrer an der Gnadenkirche war, geht nach einer Schilderung von Land und Leuten (I) und der Beschreibung der wichtigsten Bauten der Stadt (II) bei der Darstellung der Geschichte der Stadt Militsch chronolo-

gisch vor; die Stadtgeschichte von der Vorzeit bis zur Gegenwart (1909) wird in drei Kapiteln bewältigt (III–V). Die Kapitel VI bis XV behandeln das gesellschaftliche und kulturelle Leben der Stadt (zum Beispiel Vereinswesen, Kirche, Schule und Militär).

Die Geschichte der evangelischen Kirche wird in übersichtlicher Form als Längsschnitt von der Reformation bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts vorgestellt (S. 148–168); diesem Kapitel ist eine Liste der Pastoren von 1555 bis 1909 beigegeben (S. 169f.). Auch der kleinen altlutherischen Gemeinde, die im Jahre 1845 in Militsch ihre Kirche erhielt, widmet der Vf. ein eigenes Kapitel.

Den besonderen Wert dieses Buches machen die beigegebenen Urkunden aus (S. 296–339). Für den Kirchenhistoriker besonders wertvoll ist der Abdruck der Militscher Kirchenordnung von 1596 (S. 310), die sonst nur in dem Band von Hans Jessen/Walter Schwarz (Hg.), *Schlesische Kirchen- und Schulordnungen*, Görlitz 1938, S. 504–514, abgedruckt ist, und der erneuerten Ordnung der Stadt Militsch von 1615 (vgl. hier Artikel 1: *Vom Gottesdienst und Kirchenordnung*, S. 316ff.). Kluge hat, dies zeigt das Quellenverzeichnis (S. 291–294), nicht nur die umfangreichen Bestände des Militscher Stadtarchivs, sondern auch die Archivalien des Breslauer Stadt- und Staatsarchivs, des Evangelischen Pfarrarchivs und der Trebnitzer Kirchenbibliothek für seine Darstellung auswerten können.

Diese gründliche Aufarbeitung der archivalischen Bestände bei gleichzeitiger Sichtung und Verarbeitung der umfangreichen Sekundärliteratur zeugen von Genauigkeit in der landeskundlichen Forschung, die heute leider immer weniger anzutreffen ist. Im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde diese Arbeit von Pastoren und Lehrern geleistet, wobei unvergängliche Werke für die Landesgeschichtsforschung Schlesiens geschaffen wurden, die auch heute noch – bei allen Erkenntnisfortschritten – unseren Respekt und unsere Anerkennung verdienen.

Ulrich Hutter

Maciej ŁAGIEWSKI: *Der alte jüdische Friedhof in Wrocław* (Breslau). Hg. vom Architektur-Museum in Wrocław. Aus dem Polnischen übersetzt von Angelika Wegener im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn, Bonn 1988, 36 S., farbige Abb., Lageplan.

Dank der freundlichen Unterstützung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn wurde es möglich, den Text des kleinen Führers über den alten Breslauer jüdischen Friedhof kennenzulernen, den Maciej Lagiewski verfaßt hat. Der Vf. gibt zunächst einen Überblick über die jüdischen Friedhöfe in Breslau (S. 3–6). Daran schließt sich eine Beschreibung des alten jüdischen Fried-

hofs an der Lohestraße an (S. 6–9). Der jüdischen Sepulkralkunst ist ebenfalls ein eigenes Kapitel gewidmet (S. 9–14). Der heutige Besucher wird schon an den Namen der Persönlichkeiten, die hier bestattet wurden, feststellen, welche Bedeutung das Judentum in der schlesischen Hauptstadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert hatte: Namen wie Leopold Auerbach, Gustav Born, Marcus Brann, Ferdinand Julius Cohn, Siegmund Fränkel, Heinrich Graetz, Friederike Kempner, Ferdinand Lassalle, Max Schlesinger und Siegfried Stein stehen für das Leben der jüdischen Kultur in dieser Stadt.

Die erhaltenen Grabmonumente und Inschriften geben »Auskunft über vergangene Zeiten, über Schicksal und Taten der Verstorbenen, von denen die Hinterbliebenen so ausführlich und genau berichten wollten« (S. 17). Auf diese Weise bewirkten sie, daß die Steine auch heute noch reden können. Denn die jüdische Kultur, die sich auf diesem Friedhof widerspiegelt, ist nicht nur ein Teil der schlesischen, sondern der gesamteuropäischen Geschichte, mit der gerade das schlesische Judentum aufs engste verbunden war.

Mit einer Auflistung der wichtigsten jüdischen Persönlichkeiten, die auf dem Friedhof in den Jahren von 1856 bis 1942 beerdigt wurden, und den Anmerkungen wird der Textteil dieses kleinen Heftes beschlossen (S. 18–36). Der Lageplan am Schluß ist für denjenigen, der mit diesem Friedhofsführer an Ort und Stelle auf Entdeckungsreise gehen will, besonders hilfreich. Die beigefügten Farabbildungen geben dem Leser einen lebendigen Eindruck über den Zustand einzelner Gräber.

Die Restaurierungsarbeiten auf diesem Friedhof obliegen dem Breslauer Architekturmuseum. Es ist ein wichtiger Schritt zur Aufarbeitung der deutschen schlesischen Geschichte in ihrer Gesamtheit, die mittlerweile von polnischer Seite – auch was den jüdischen Teil dieser Geschichte angeht – nicht mehr ausgeklammert wird. Vielleicht trägt dies zur Verwirklichung des Planes bei, endlich ein Museum zur Geschichte der Breslauer Juden in der noch erhaltenen Langhans-Synagoge einzurichten. *Ulrich Hutter*

Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte

Das Berichtsjahr 1989 war ein ruhiges Jahr. Der Vorstand trat einmal zu einer regulären Sitzung zusammen, einmal zu einer Besprechung. Die reguläre Sitzung fand am 30. Januar im Pfarrhaus des Vorstandesmitgliedes Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott in Mainz-Gonsenheim statt, die Besprechung am 6. Mai im Haus Hessenkopf in Goslar im Zusammenhang mit der Mitgliederversammlung der Gemeinschaft evangelischer Schlesier.

Auf der Januar-Sitzung wurde das Thema für die im Herbst 1990 stattfindende Arbeitstagung beraten und festgelegt. Es lautet: »Die schlesische Kirche in der Weimarer Republik«. Ebenso wurden provisorisch die Unterthemen bestimmt und mögliche Referenten benannt.

Ein wichtiger Punkt ist die zukünftige Aufmachung des Jahrbuches. Mit dem Verlag Thorbecke sind Verhandlungen geführt worden, die zu einer Neugestaltung des Einbandes führten. Leider ist auch durch diese Maßnahme, wie überhaupt durch den Verlagswechsel, das Erscheinen des Jahrbuches sehr verzögert worden. Der Vorstand bemüht sich sehr, wieder in die Reihe zu kommen. Ferner werden Beratungen wegen der Beiheftreihe zum Jahrbuch gepflogen. Vorstandesmitglied Hutter hat die Vorträge zu Martin Luther und die Reformation in Ostdeutschland und Südosteuropa, die während des Luther-Jubiläumsjahres gehalten worden waren und ursprünglich vom Ostdeutschen Kulturrat herausgebracht werden sollten, in diese Beiheftreihe eingebracht. Weitere Publikationen in diese Reihe aufzunehmen, verbietet die finanzielle Lage des Vereins. Zuschüsse zu den Beiheften sind beim Bundesministerium des Inneren vorläufig nicht zu erreichen.

Die finanzielle Lage des Vereins ist gekennzeichnet durch hohe Außenstände von nichtgezahlten Beiträgen. Wenn bei fast 300 Mitgliedern mit einem Jahresbeitrag von 35 DM rund 4300 DM eingehen statt 10000 DM, so ist dies eine betrübliche Sache, die unbedingt geändert werden muß.

Reinhard Hausmann

Ich habe die traurige Pflicht, den Tod der nachstehenden Mitglieder bekanntzugeben:

1. Prof. Dr. med. O.-H. Paetzold, Biedersteiner Str. 29, 8000 München 40.
2. Herr Günther Grottker, Weizenfurt 29, 2820 Bremen 70.
3. Pfarrer i. R. Kurt Maschler, Ermethaiserstr. 1, 3501 Niedenstein.
4. Kirchenrat Pfarrer Dr. Oskar Wagner, Heßstr. 22/II, 8000 München 40.
5. Pfarrer i. R. Helmut Anlauf, Adalbert-Stifter-Str. 8, 2810 Verden.
6. Pfarrer i. R. Reinhold Heuser, Marburger Str. 4, 1000 Berlin 30.

Wegen Krankheit und aus anderen Gründen traten aus:

7. Pfarrer i. R. Wilhelm Harlandt, Schumannstr. 32, 4330 Mülheim/Ruhr 14.
8. Richterin a. D. Helga Müller, Kernerweg 47, 6500 Mainz 42.
9. Regierungsrat a. D. Wolfgang Hintze, Bismarckstr. 76, 4150 Krefeld 1.
10. Kaplan Georg Neumann, Hetzerath Wiesenstr. 11, 5140 Erkelenz.

Als neue Mitglieder habe ich die Freude zu begrüßen:

1. Frau Irmela Hofmann, Schloß Reichenberg, 6101 Reichelsheim.
2. Herrn Dr. Gerd Stricker, Bergstr. 6, CH-8702 Zollikon/Zürich.
3. Frau Elfriede Heckenthaler, Paulstr. 45, 5024 Pulheim-Sinnersdorf.
4. Frau Erna Hortig, Schulstr. 24, 2094 Brakel.
5. Herrn Dr. Hanns-H. Wölbling, Aselage 3, 4471 Herzlake.
6. Mortimer Graf Maltzan, Laplace Str. 24, 8000 München 80.
7. Frau Dr. Gwendolin Gregor, Hanssenweg 16, 2000 Hamburg 60.
8. Frau Harriet Danckwerts, Funkenhof 31, 5068 Odenthal.
9. Eveline Edle von Rennenkampff, Obernstr. 59, 3060 Stadthagen.

Stand: 31.12.1989

Reinhard Hausmann

Verzeichnis der Mitglieder des Vereins

1. Pfarrer i.R. Hans-Heinrich Abel, Im Schauinsland 2, 5455 Rengsdorf/Ww.
2. Studiendirektor Dr. Hans-Ludwig Abmeier, Bonhoefferstr. 22, 4530 Ibbenbüren
3. Pfarrer i.R. Johannes Adler, Zabel-Krüger-Damm 28, 1000 Berlin 28
4. Universitätsprofessor Dr. Hans-Peter Althaus, Hauptstr. 13, 5501 Morscheid
5. Kaufmann Jürgen Anderie, Ginderweg 13, 6450 Hanau 8
6. Pastor Helmut Anlauf, Adalbert-Stifter-Str. 8, 2810 Verden
7. Archiv der Ev. Kirche im Rheinland, Hans-Böckler-Str. 7, 4000 Düsseldorf 30
8. Studienrat Andreas Ascher, Am Uhleinspiegel 12, 4280 Borken
9. Dr. Richard Bardehle, Postfach 1102, 3423 Bad Sachsa
10. Pastor Rudolf Baron, Schillerstr. 13, 2360 Bad Segeberg
11. Frau Ingeborg Barten, Fliederstr. 5, 4710 Lüdinghausen
12. Pfarrer i.R. Dr. Hermann Bauch, Michaelstr. 51, 7170 Schwäbisch Hall
13. Pfarrer i.R. Richard Beer, Offenbachstr. 15a, 4800 Bielefeld 14
14. Pfarrer Joachim Behrens, Kolbestr. 4c, 3016 Seelze
15. Superintendent i.R. Dr. Werner Bellardi, Eichendorffstr. 13, 7033 Herrenberg
16. Pfarrer i.R. Bernhard Berg, Maarweg 39, 5000 Köln 41
17. Dr. Helmut Berger, Brahmsstr. 4, 6800 Mannheim
18. Bibliothek des Diakonischen Werkes, Postfach 476, 7000 Stuttgart 1
19. Renate Birke, Friedrich-Ebert-Str. 85, 3550 Marburg
20. Dr. Berthold Blomeyer, Berliner Str. 24, 8723 Gerolzhofen
21. Herr Arnulf von Bock, Im Steinfeld 22, 5100 Aachen
22. Hildegard Böhm, Geibelstr. 10, 1000 Berlin 45
23. Pfarrer i.R., Richard Börner, Hohenzollernstr. 40, 3000 Hannover 1
24. Käthe Bresler, Knappenstr. 12, 4700 Hamm 1
25. Dr. Hans-Peter Brodersen, Großheide 292, 4050 Mönchengladbach 1
26. Rechtsanwalt Joachim Brückner, Beerweg 19, 8000 München 70
27. Ev. Bücherei Köln, Landeskonzert Rheinland, Karthäusergasse 9, 5000 Köln 14
28. Pastor Ernst-Gunnlaug Burggaller, Klötzlmüllerstr. 10, 8300 Landshut
29. Pfarrer i.R. Wilhelm Burkert, Stahlsberg 67, 5600 Wuppertal 2
30. Professor Dr. Bernhard Buschbeck, Kolmarer Str. 11, 6740 Landau
31. Pastorin Elisabeth Buschbeck, Stephanienstr. 11, 7800 Freiburg
32. Pfarrer Reinhard Buschbeck, Kiefernstr. 5, 7507 Pfinztal-Berghausen
33. Oberpostrat a.D. von Chamier-Glyczinski, Klattenweg 30, 2800 Bremen
34. CVJM Westbund z.H. Max Hamsch, Schulstr. 90, 5425 Kaub
35. Polizeiobermeister Werner Debschütz, Gundelsheimer Str. 8, 7000 Stuttgart 40
36. Kirchenrat Rudi Dienwiebel, Sartoriusring 11, 6500 Mainz 21
37. Sparkassendirektor a.D. Joachim Dietrich, Hohler Weg 10, 2057 Wentorf/Hamburg
38. Marlies Dittrich, Hillerstr. 49, 5000 Köln 41
39. Zygmunt Dlugosz, ul. Daleka 1, Pl-52-225 Wrocław
40. Pfarrer i.R. Heinz Dobrin, Auf der Körnerwiese 10, 6000 Frankfurt 1
41. Wolfgang Dockhorn, Tannenweg 9, 3252 Bad Münder 2
42. Eberhard Döring, Neckarstr. 32, 8000 München 80
43. Pfarrer Karl-Heinz Drigalla, Lüssiweg 8, CH-6300 Zug
44. Rektor i.R. Martin Dunkel, Hainholzweg 21, 3400 Göttingen
45. Architekt Christian Eberlein, Wangener Str. 45, 7060 Schorndorf-Oberberken
46. Pfarrer Dr. Paul Gerhard Eberlein, Kirchstr. 24, 7313 Reichenbach/Fils

47. Regierungsrat a.D. Dr. Paul Edel, Ziegelstr. 11, 7080 Aalen
 48. Professor Peter C. Erb, Wilfrid Laurier Univers., Waterloo/Ontario – Canada
 49. Marianne Ernst, Stephansplatz 2, 3000 Hannover 1
 50. Evang.-Luth. Gemeinde der Gnadenkirche, Lehrter Platz 5, 3000 Hannover 81
 51. Pfarrer i. R. Joachim Ewald, Emsteker Weg 16, 4593 Emstek-Halen
 52. Landgerichtsdirektor a.D. Hans Karl Fähndrich, Brahmsstr. 62, 4670 Lünen
 53. Pastor i. R. Michael Felgentreu, Leonorenstr. 26, 1000 Berlin 46
 54. Schwester Helene Fiebig, Promenadenstr. 22, 8730 Bad Kissingen
 55. Pfarrer Peter M. Fischer, Oststr. 10, 5757 Wiedenbrück (Ruhr)
 56. Pfarrer Willi Foltin, Max-Merkel-Str. 1, 8801 Burgberneheim
 57. Bischof i. R. Hans-Joachim Fränkel, Holderstrauch 5, 3550 Marburg
 58. Pastor i. R. Heinz Friedemann, Jahnstr. 22, 7460 Balingen-Frommern
 59. Oberstudienrätin i. R. Maria Friedrich, Wislicheniusstr. 8, 3380 Goslar
 60. Pfarrer Rudolf Friemelt, Kirchstr. 7, 3211 Rheden
 61. Pfarrer i. R. Ernst Fritze, Ch-4938 Rohrbach bei Huttwil im Emmental
 62. Reinhard Frohne, Voweydeweg 55, 5860 Iserlohn
 63. Hedwig Geisler, Im Posthof 9, 3302 Cremlingen 1
 64. Pfarrer i. R. Helmut Geister, Bismarckstr. 21, 7440 Nürtingen
 65. Friederike von Gellhorn, 2301 Wisch
 66. Evang. Bibliothek Gemeindebücherei, Karthäusergasse 9, 5000 Köln 14
 67. Gemeinschaft ev. Schlesier z. H. Dr. Klaus Leder, Hindenburgstr. 8, 8805 Feuchtwangen
 68. Stud. phil. Michael R. Gerber, Sonnenbergstr. 1, 6228 Eltville 1
 69. Oberkirchenrat i. R. Werner Gerhard, Bevenser Weg 10, 3000 Hannover 61
 70. Elsa Gerlach, Kühnstr. 4, Haus 8/1, 3000 Hannover 71
 71. Studienrätin i. R. Elisabeth Geschwendt, Auf der Weismark 35, 5500 Trier
 72. Pastor i. R. Herbert Girke, Beekestr. 4, 3354 Dassel-Ellensen
 73. Renate Glaser, Marktstr. 11, 6920 Sinsheim-Eisenz
 74. Dipl.-Biologe Horst G. W. Gleiss, Schulstr. 5, 2081 Holm
 75. Dr. Peter Gleissner, Spessartweg 7, 7030 Böblingen
 76. Konrektor Armin Görcke, Am Baumfeld 2, 8800 Ansbach-Elpersdorf
 77. Pastor Dietrich Goldbach, Bodenstedtstr. 6, 3000 Hannover 1
 78. Pfarrer Dr. Werner Goßlau, Lothringer Str. 10, 4200 Oberhausen 1
 79. Superintendent i. R. Heinz Graefe, Breitenloher Str. 2, 8550 Forchheim
 80. Ministerialrat Dr. Günther Granicky, Kalkstr. 12a, 4000 Düsseldorf 31
 81. Pfarrer Hans-Christoph Gregor, Schulweg 2b, 2406 Stockelsdorf
 82. Pastor i. R. Rudolf Grieger, Wasserstr. 3, 2420 Eutin
 83. Günther Grottke, Weizenfurt 29, 2800 Bremen 70
 84. Pfarrer i. R. Johannes Grünwald, Rohnsterrassen 6, 3400 Göttingen
 85. Siegfried Guhl, Elsternstr. 34, 5020 Frechen 4
 86. Christine Grzimek, Engelskirchener Str. 56, 5250 Engelskirchen
 87. Pfarrer Dr. Rudolf Haehnel, Barendstr. 14/0, 8000 München 19
 88. Pfarrer i. R. Ernst Haesner, Dr.-Wüstenfeld-Str. 3, 4970 Bad Oeynhausen
 89. Ruth Hankowiak, Georgstr. 2/I, 2808 Syke
 90. Kirchenrat Wolfram Hanow, Carl-von-Linde-Str. 24a, 8500 Nürnberg 20
 91. Pfarrer i. R. Wilhelm Harlandt, Schumannstr. 32, 4330 Mülheim/Ruhr 14
 92. Pfarrer Reinhard Hausmann, Tränkgasse 10, 6980 Wertheim-Bettingen
 93. Regierungsdirektor Ludwig Hersel, Julius-Echter-Str. 2, 8702 Erlabrunn
 94. Amtsgerichtsdirektor i. R. Dr. Joachim Hertz-Kleptow, Lessingstr. 4, 2120 Lüneburg
 95. Pfarrer i. R. Reinhold Heuser, Marburger Str. 4, 2. Et., 1000 Berlin 30
 96. Pfarrer i. R. Friedrich Heyne, Friedrichstr. 8, 3550 Marburg

97. Margarete Hilbig, Dr.-von-Schmitt-Str. 9, 8600 Bamberg
98. Pfarrer i. R. Wilfried Hilbrig, Bahnhofstr. 72, 6420 Lauterbach
99. Pfarrer Dr. Hartmut Hilgenfeld, Koblenzer Str. 13, 5509 Thalfang
100. Ingenieur Günter Hillmer, In den Fressäckern 24, 7120 Bietigheim-Bissingen
101. Regierungsrat a. D. Wolfgang Hintze, Bismarckstr. 76, 4150 Krefeld 1
102. Magdalene Hischer, Langenharmer Weg 173, 2000 Norderstedt 1
103. Paul Hoferichter, Hölderlinstr. 13, 3150 Peine
104. Irmela Hofmann, Helene-Göttmann-Str. 22, 6101 Reichelsheim
105. Schriftsteller Jochen Hoffbauer, Ehrstener Weg 1, 3500 Kassel - Ha.
106. Studienrat Dietrich Hoffmann, Finkenweg 6, 5608 Radevormwald
107. Gotthard Hoffmann, Ernst-Moritz-Arndt-Str. 10, 3320 Salzgitter 51
108. Pfarrer Johannes Hoffmann, Magstadtter Str. 9/1, 7250 Leonberg 7
109. Pastor i. R. Heinrich Hopp, Langer Bruch 13, 3005 Hemmingen-Westerfeld
110. Superintendent i. R. Hanns Horter, Kirchplatz 5, 6308 Butzbach
111. Pfarrer i. R. Werner Huch, Buscherhof 12, 5067 Kürten
112. Elise Hünefeld, Haydnweg 12, 8532 Bad Windsheim
113. Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch, Gerhart-Hauptmann-Str. 53, 6980 Wertheim
114. Peter Hultsch, Borngasse 64, 5060 Bergisch Gladbach 2
115. Ulrich Hutter, Michaelstr. 11, 5300 Bonn 1
116. Friedrich W. Ihloff, Richard-Wagner-Str. 68, 8023 Pullach
117. Pastor i. R. Rudolf Irmer, Hochfeld 2, 2352 Hoffeld-Bordesholm
118. Rektor i. R. Rudolf Irmler, Frankenstr. 19, 8772 Marktheidenfeld
119. Schwester Elfriede Jacob, Lehmgrubener Str. 18, 8772 Marktheidenfeld
120. Dr. Georg Jaeckel, Goebenstr. 28, 5300 Bonn
121. Pfarrer Hellmuth Jekat, von-Vincke-Str. 10, 3490 Bad Driburg
122. Pfarrer Ingvald Jüngling, Holzerstr. 16a, 3220 Alfeld
123. Oskar Kalinke, Kattowitzer Str. 8, 5000 Köln 80
124. Schwester Martha Kammler, Frankensteiner Str. 4, 6980 Wertheim
125. Dr. Helmhart Kanus-Credé, Carl-Laute-Str. 14, 3559 Allendorf
126. Professor Dr. Othmar Karzel, Siezenheimer Str. 215, A-5020 Salzburg
127. Kirchenrat Wolfgang Kilger, Postfach 750163, 7000 Stuttgart 75
128. Oberkirchenrat i. R. Gottfried Klapper D.D., Roßkampstr. 1, 3000 Hannover 81
129. Pfarrer i. R. Rudolf Kleinert, Wilhelmstr. 6, 3330 Helmstedt
130. Heinz Kliche, Daimlerstr. 12, 4000 Düsseldorf 1
131. Studiendirektor Dr. G. Kliesch, An der Goldgrube 30, 6500 Mainz
132. Bibliotheksrat Dr. Albrecht Klose, Kalmünzergasse 5, 8400 Regensburg
133. Studiendirektor Dr. Wolfgang Knörrlich, Birkenweg 3, 5220 Waldbröl
134. Professor Dr. Joachim Köhler, Stauffenbergstr. 38, 7400 Tübingen
135. Lisa Koehler, Krugbergweg 5, 3118 Bad Bevensen
136. Pastor i. R. Johannes Köhn, Thomas-Mann-Str. 40, 3064 Bad Eilsen
137. Bankrat i. R. Georg Kohz, Dingelstedtstr. 7, 3510 Hannoversch Münden
138. Ursula Korn-Mehnert, Bergstr. 31, 5768 Sundern
139. Gymnasialprof. i. R. Dr. Alois Kosler, Südl. Auffahrtsallee 62, 8000 München 19
140. Pfarrer i. R. Willi Kraschina, Eckenhofstr. 29, 7230 Schramberg-Sulgen
141. Kurt Krebs, Waliserstr. 33/2, 7140 Ludwigsburg
142. Professor D. Georg Kretschmar, Pommernstr. 32, 8012 Ottobrunn
143. Kreuzgemeinde Neustadt O/S, z. Hd. Herrn Horst Zobel, Baumhofstr. 35, 5780 Bestwig 2
144. Pfarrer Hans Kroll, Hans-Habereder-Str. 3, 8391 Tittling
145. Kulturwerk Schlesien, Kardinal-Döpfner-Platz 1, 8700 Würzburg 11

146. Hertha Kutschka, Schillerstr. 9, 5672 Leichlingen
 147. Professor Winfried Lange, August-Kierspel-Str. 74, 5060 Bergisch Gladbach 2
 148. Pfarrer Hans Laßmann, St.-Georgenstr. 27, 8580 Bayreuth
 149. Ulrich Laug, Zietenstr. 10, 5000 Köln 60
 150. Rektor i. R. Dr. Werner Laug, Schillerstr. 13, 7151 Burgstetten
 151. Hans-Joachim Leder, Böcklerweg 6, 8800 Ansbach
 152. Martin Leschke, Godshörn Lessingstr. 2, 3012 Langenhagen 7
 153. Siegfried Leschke, Friedrich-Naumann-Str. 7a, 5090 Leverkusen 1
 154. Studiendirektorin i. R. Susanne Leutloff, Stift-Keppel-Weg 33, 5912 Hilchenbach-Altenbach
 155. Dekan i. R. Gerhard Lierse, Bergstr. 15, 7516 Karlsbad 4
 156. Dipl.-Sozialarb. Ruth Lipinski, Hühnerborn 12, 3250 Hameln 1
 157. Schriftsteller Hans Lipinsky-Gottersdorf, Lobensteiner Weg 5, 5000 Köln 91
 158. Johannes Lissel, Reinkamp 14, 3380 Goslar 1
 159. Ekkehard Loch, In der Landwehr 12, 5880 Lüdenscheid
 160. Studiendirektor Horst-Dieter Loebner, Herzog-Johann-Str. 14, 4770 Soest
 161. Christian von Loesch, Hauptstr. 65, 3032 Fallingbostel 2
 162. Pfarrer i. R. Erich Walter Lubrich, Ittenbacher Str. 12, 5330 Königswinter 21
 163. Hubertus von Lucke, Friedrich-von-Bodelschwingh-Str. 29, 6507 Ingelheim
 164. Studiendirektorin Annemarie Ludwig, Kuenstr. 53, 5000 Köln 60
 165. Pfarrer Mag. Hans Mach, Isolanistr. 14, 8500 Nürnberg 60
 166. Angelika Marsch, Maria-Louisen-Stieg 15, 2000 Hamburg 60
 167. Pfarrer i. R. Kurt Maschler, Ermethiserstr. 1, 3501 Niedenstein
 168. Pfarrer i. R. Hans Matthes, Schäferweg 4, 4430 Burgsteinfurt
 169. Medizinaldirektor Dr. Heinrich Menz, Milanweg 22, 2900 Oldenburg
 170. Professor Dr. Josef Joachim Menzel, Großgawann 18, 6500 Mainz 41
 171. Eva Merkel, Alte Dorfstr. 18, 3105 Müden/Örtze
 172. Pastor Peter Merx, Küferstr. 10, 5600 Wuppertal 1
 173. Dr. Dietrich Meyer, Graf-Recke-Str. 221, 4000 Düsseldorf 1
 174. Oberstudienrätin i. R. Dr. Waltraut Meyer, Petritorwall 19/II, 3300 Braunschweig
 175. Pfarrer i. R. Walter Meyer, Waldstr. 7, 5455 Rengsdorf
 176. Stud. theol. Wolfgang Mikolajczyk, Pommerneck 4, 3400 Göttingen
 177. Pfarrer Dr. Hans-Ulrich Minke, Scheideweg 246b, 2900 Oldenburg
 178. Pastor i. R. Herbert Monden, Am Thie 5 (Heinde), 3202 Salzdetfurth
 179. Hans Moser, Obensburgweg 8, 3250 Hameln 12
 180. Pfarrer Alfred Muche, Zenettistr. 18, 8000 München 2
 181. Richterin a. D. Helga Müller, Kernerweg 47, 6500 Mainz 42
 182. Studiendirektorin a. D. Lieselotte Mündel, Lornsenstr. 44, 2250 Husum
 183. Vikarin i. R. Herta Nasse, Blumennau-Str. 9, 5300 Bonn-Bad Godesberg
 184. Magdalene Naumann, Sollingblick 33, 3410 Northeim 12
 185. Pfarrer Mag. Dietmar Neß, Im Wiesengrund 19, 3180 Wolfsburg 32
 186. Pfarrer Dr. Hans-Henning Neß, Luxemburgstr. 1, 3400 Göttingen
 187. Pfarrer i. R. Herbert Neß, Perthes-Haus, Wenburgstr. 56-60, 4400 Münster
 188. Dekan Martin Neß, Anton-Aulke-Ring 4, 4403 Senden
 189. Oberstudienrat Albrecht Neumann, Im Hollerbusch 50, 6097 Trebur
 190. Ernst Neumann, Ernst-Ludwig-Ring 37, 6350 Bad Nauheim
 191. Hans-Georg Neumann, Wiesenstr. 11, 5140 Erkelenz
 192. Dipl.-Ing. Siegfried Ernst Nitschke, Waldgirmeser Str. 5, 6335 Lahnau 3
 193. Pfarrer i. R. Wolfgang Nordheim, Marienstr. 44, 6990 Bad Mergentheim
 194. Ingeborg Olbert, Thorwaldsenstr. 8, 6700 Ludwigshafen

195. Barbara Oelrichs, Sülzgürtel 62, 5000 Köln 41
196. Bibliotheksoberrat Dr. Christoph Olearius, Schillerstr. 25, 8047 Karlsfeld
197. Ruth Olearius, Kybergstr. 55, 8024 Deisenhofen-Oberhaching
198. Hubertus Opale, Birkenwaldstr. 159, 7000 Stuttgart 1
199. Rektor i. R. Fritz Ortner, Mühlgrundlein 77, 8530 Neustadt/Aisch
200. Pfarrer i. R. Joseph Ozanna, Liebermannstr. 1, 7440 Nürtingen
201. Professor Dr. O.-H. Paetzold, Biedersteiner Str. 29, 8000 München 40
202. Pastor Dr. Herbert Patzelt, Bonnusstr. 1, 2400 Lübeck 1
203. Pfarrer i. R. Dr. Richard Pawelitzki, Säntisweg 5, 7893 Jestetten
204. Pfarrer i. R. Hermann Pawelke, Albert-Schweitzer-Str. 96, 5600 Wuppertal
205. Professor Dr. Ludwig Petry, Am Weisel 42, 6500 Mainz 21
206. Christoph Pola, Karlstr. 20, 7405 Bettenhausen
207. Pfarrer Heinz Prengel, Frankensteiner Str. 4, 6980 Wertheim
208. Dr. Gisela von Preradovic, Peter-Thumb-Str. 14, 7800 Freiburg
209. Richard Priebus, Akazienstr. 3, 4800 Bielefeld 14
210. Regierungsrat i. R. Kurt Puschmann, Liebensteinstr. 14, 7500 Karlsruhe 41
211. Regierungsdirektor Erich Quester, Kreuzbergweg 14, 5300 Bonn 1
212. Heinz Quester, Buschhovener Str. 46, 5305 Alfter-Witterschlick
213. Studienrat Bernd Radetzki, Mittelshuchtinger Dorfstr. 15, 2800 Bremen 66
214. Oberstudienrat i. R. Leonhard Radler, Herzog-Wilhelm-Str. 27, 3388 Bad Harzburg
215. Conrad von Randow, Heide 3, 5307 Wachtberg-Niederbachem
216. Helmi Rau, Eichendorffweg 15a, 5340 Bad Honnef 6
217. Helga Raulfs, Lauenstein, Ostlandstr. 31, 3216 Salzhemmendorf 2
218. Verwaltungsdirektor i. R. Gerhard Rauhut, Frankensteiner Str. 2-12, 6980 Wertheim
219. Lotte Reblin, Brehmstr. 15, 3200 Hildesheim
220. Pfarrer Wilhelm von der Recke, 25 rue Blanche, F-75009 Paris
221. Pastor i. R. Walter Reigber, Holunderstr. 9, 8300 Landshut-Pifles
222. Dipl.-Ing. Karl-Gottfried Reinsch, Königsberger Str. 9, 7000 Stuttgart 70
223. Rektor i. R. Johannes Renner, Saarstr. 21, 6554 Meisenheim
224. Siegfried Frh. v. Richthofen, Birkenweg 5, 6109 Mühlthal 1
225. Ltd. Bibliotheksdirektor i. R. Dr. Herbert Rister, Im Stiftfeld 4, 3550 Marburg/Lahn
226. Pfarrer i. R. Gerhard Rönsch, Sommerhan 15, 8591 Hohenberg
227. Bibliotheksdirektor i. R. Dr. Robert Samulski, Staufenstr. 13, 4400 Münster
228. Hildegard Scheibe, Olberstr. 10, 3000 Hannover 81
229. Stadtamtmann Walter Schelenz, Finkenweg 20, 7850 Lörrach
230. Alice Schenkling, Eckernförder Str. 9, 6200 Wiesbaden
231. Richard Scherrer, Hallwielweg 22, 6233 Kelkheim
232. Oberstleutnant a.D. Gerhard Scheuermann, Am Wiedenbauernfeld 14, 8021 Baierbrunn
233. Kirchenrat i. R. Walter Schian, Charlottenburger Str. 19, Wohnstift, 3400 Göttingen
234. Vera Schloßbauer, Billwerder Str. 7c, 2050 Hamburg-Bergedorf 80
235. Gisela Schmidek, Birkenweg 34, 2123 Bardowick
236. Elisabeth Schmidt-Janssen, Bülowstr. 26, 4930 Detmold
237. Ulrich Schmielewski, Waidmannsteige 14, 8700 Würzburg-Lengfeld
238. Pastor Joachim Schnabel, Agnes-Miegel-Weg 1, 3220 Alfeld
239. Hans-Dieter Schnorrenberg, Christian-Kropp-Str. 49a, 4048 Grevenbroich 4
240. Studiendirektor Jürgen Schölzel, Wibbelstr. 10, 4780 Lippstadt
241. Pfarrer i. R. Viktor Schönfelder, Kirchbreite 32, 4972 Löhne 3
242. Oberstudienrat Christoph Scholz, Fritz-Reuter-Weg 29, 3006 Großburgwedel
243. Georg Scholz, Wildenberg 31, 8677 Selbitz
244. Margret Scholz, Graf-Adolf-Str. 14/16, 5000 Köln 80

245. Dr. Renate Scholz, Raufseschestr. 17, 5030 Hürth-Efferen
246. Professor Dr. Albrecht Schott, Bismarckstr. 30, 7440 Nürtingen
247. Pfarrer Dr. Christian-E. Schott, Eleonorenstr. 31, 6500 Mainz-Gonsenheim
248. Rechtsanwalt Max-Renatus Schott, Höhenstr. 3, 7701 Büsingen
249. Reg.-Bauamtmann Werner Schreiber, Goldersbachstr. 3, 7400 Tübingen 1
250. Heinz Schubert, Gladbacher Str. 72, 4000 Düsseldorf
251. Hans Reinhard Schuller, Hansastr. 9, 4240 Emmerich
252. Charlotte Priska Schulz, Schillerstr. 23, 7265 Neubulach
253. Professor Dr. Eberhard-G. Schulz, Friedrich-Ebert-Str. 79, 3550 Marburg
254. Propst i.R. Eberhard Schwarz, Blücherplatz 5, 2300 Kiel
255. Gertrud Schwarz, E.-Faber-Str. 17, 8630 Coburg
256. Hans-Uwe Graf v. Schweinitz, Schlierbergstr. 155, 7800 Freiburg i. Br.
257. Propst i.R. Werner Seibt, Grasweg 33, 2430 Neustadt
258. Pfarrer Hans-Joachim Seidel, Badgasse 44, 8571 Plech
259. Pfarrer i.R. Rudolf Siedow, Kendelstr. 31, 6550 Bad Kreuznach 14
260. Bauingenieur Günter Sonnabend, Am Neuenhof 37, 5100 Aachen
261. Georg Alois Sprenger, St.-Martin-Str. 24, 7734 Brigachtal
262. Diakon Egon Staebner, Rummelsberg, 8501 Schwarzenbruck
263. Senatspräsident a.D. Richard Stengel, Pettenkofer Str. 1, 3500 Kassel
264. Oberst a.D. Friedhelm Störmer, Burgbergstr. 14, 8972 Sonthofen
265. Pfarrer i.R. Fritz Straßmann, Schweizer Str. 110, 4100 Duisburg
266. Dipl.-Ing. Hans Sygusch, Albert-Schweitzer-Str. 28, 7913 Senden
267. Elisabeth Thaler, Wetzlarer Str. 10/35, 7000 Stuttgart 50
268. Oberamtsrat i.R. Günther Thäuser, Salzstr. 76, 8229 Mitterfelden
269. Professor Dr. Hans Thieme, Rehhagweg 19, 7800 Freiburg-Günterstal
270. Ingenieur Wolfram Thust, Kneippstr. 32, 6250 Limburg
271. Dekan Fritz-Georg Ulbrich, Pfannkuchstr. 12, 3500 Kassel
272. Konrektorin Elfriede Vangerow, Schulstr. 10, 2935 Bockhorn
273. Elly-Magda Veith, Barmbeker Str. 81/II, 2000 Hamburg 60
274. Hanna Wagler, Deidesheimer Str. 10, 1000 Berlin 33
275. Kirchenrat Dr. Oskar Wagner, Seniorenheim, Heßstr. 22, 8000 München 40
276. Helga Walter, Salzstr. 17, 8510 Fürth
277. Dipl.-Ing. Heinz Wanrich, Schulstr. 1, 4000 Düsseldorf 1
278. Pfarrer Dieter Waschek, Bismarckstr. 4-8, 2940 Wilhelmshaven
279. Schwester Renate Weber, Christophstr. 44, 6904 Eppelheim
280. Agathe Gräfin v. Wedel, Reihenweg 7 - Barkhausen, 4952 Porta Westfalica
281. Pfarrer Johannes Weidner, Miguelstr. 7, 4500 Osnabrück
282. Helga Weinhold, Rottfeldstr. 44, 6800 Mannheim 23
283. Elisabeth Weyrauch, Adalbert-Stifter-Str. 12, 6350 Bad Nauheim-Nieder Mörlen
284. Pastor i.R. Karl Wieltsch, Bockenroder Weg 11, 3175 Leiferde
285. Hans-Wolf v. Wietersheim, Maierhöfener Str. 19, 7972 Isny 1
286. Katharina Wilczek, Sprengerstr. 44, 3250 Hameln
287. Pfarrer i.R. Bernhard Wirsich, Rummelsberg 62, 8501 Schwarzenbruck
288. Landgerichtsrat Heinz Wittig, Humboldtstr. 40, 4000 Düsseldorf 1
289. Pfarrer i.R. Gerhard Wolff, Achalmstr. 14/1, 7316 Königstein
290. Elisabeth Helene Zahn, Zum Dienacker 2, 5307 Wachtberg-Oberbachem
291. Christoph Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Hörne 46, 2161 Balje
292. Werner Zimmermann, Elsternstieg 3, 3167 Burgdorf
293. Dekan i.R. Wilhelm von Zittwitz, Liliencron-Str. 40, 4000 Düsseldorf 30
Stand: 31.12.1989

Verzeichnis der Mitarbeiter

- Pfarrer Dr. Paul Gerhard EBERLEIN, Kirchstraße 24, 7313 Reichenbach
Pfarrer i. R. Johannes GRÜNEWALD, Rohnsterrassen 6, 3400 Göttingen
Pfarrer i. R. Wilfried HILBRIG, Bahnhofstraße 72, 6420 Lauterbach
Ulrich HUTTER, Im Tannenbusch 3, 5300 Bonn 1
Pfarrer Dr. Werner LAUG, Schillerstraße 13, 7151 Burgstetten 2
Dekan i. R. Gerhard LIERSE, Bergstraße 15, 7516 Karlsbad-Mutschelbach
Pfarrer Dietmar NESS, Mag. phil. et theol., Kästorf, Im Wiesengrund 19,
3180 Wolfsburg 32
Pastor Dr. Herbert PATZELT, Auf der Schanz 86a, 8700 Würzburg
Pfarrer Dr. Christian-Erdmann SCHOTT, Eleonorenstraße 31, 6500 Mainz-
Gonsenheim

